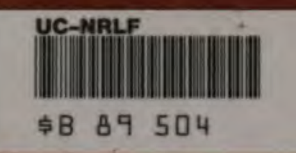
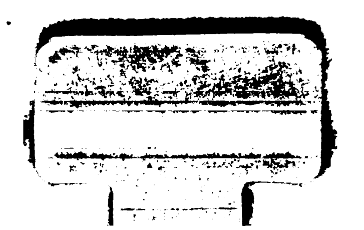

UC-NRLF
$B 89 504


SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868





Die

La Plata-Länder.

Die
La Plata-Länder

unter besonderer Berücksichtigung ihrer

wirthschaftlichen Verhältnisse, Viehzucht und Kolonisation

und ihrer Bedeutung

für

Deutsche Kapitalisten und Auswanderer.

Von

Karl Friedrich.

Motto: Vacas, Vacas,
Déjense de minas é historias.

HAMBURG.

L. Friederichsen & Co.

Land- und Seekartenhandlung, geographische und nautische Verlagshandlung.

1884.

J. F. Richter, Hamburg, gr. Bleichen 33.

Vorwort.

Es existiren mehrere, auch werthvolle, selbst umfangreiche wissenschaftliche Werke, welche dem Europäer über die Länder des La Plata, hauptsächlich über die Argentinische Republik in vieler Hinsicht Aufschluss und Belehrung geben. Von diesen nenne ich unter den älteren:

„Buenos Ayres and the provinces of the Rio de la Plata“, by Sir Woodbine Parish. London 1852.

„Buenos Ayres und die Argentinischen Provinzen“ von Karl Andree. Leipzig 1856.

„Déscription géographique et statistique de la confédération Argentine“, par Martin de Moussy. Paris 1860.

und unter den neueren:

„Physikalische Beschreibung der Argentinischen Republik“ von Doktor Hermann Burmeister. Buenos Aires 1872. Ein sehr gediegenes Werk.

„Unter den Patagoniern“ von Georg Chaworth Musters. Jena 1873.

„Die Argentinische Republik“ von Karl Beck-Bernard. Bern 1874. Ein für Auswanderer und Kolonisten berechnetes, sehr gutes, nur leider für heutige Verhältnisse und heutige Preise nicht mehr ganz maassgebendes Buch.

„Ueber's Meer“. Taschenbibliothek für deutsche Auswanderer. Bd. V. *Argentinien* von Karl Beck-Bernabd. Leipzig 1883.

„Bilder aus der Argentinischen Republik“ von J. Alemann. Buenos Aires 1877.

„Die Argentinische Republik“ von Richard Napp. Buenos Aires 1876.

Von letzterem Buche, welches in vier Sprachen erschienen ist, hat die Argentinische Regierung grosse Quantitäten in Europa gratis

vertheilen lassen; auch das Deutsche Reich hat 1000 Exemplare erhalten, und sind solche an die verschiedenen Bibliotheken des Landes vertheilt und damit dem grösseren Publikum zugänglich gemacht worden. Zu diesem Buche haben, wie auch auf dem Titelblatte erwähnt wird, hauptsächlich deutsche, an der Universität in Córdoba angestellte Professoren namhafte Arbeiten geliefert, welche ohne Zweifel mit grosser Sachkenntniss, Sorgfalt, Gründlichkeit und Unparteilichkeit gemacht sind. Einige dieser Abhandlungen, z. B. diejenige des Herrn Professor Dr. Weyenbergh, haben jedoch eigentlich nur Werth für andere Gelehrte, da sie zum grossen Theile lateinisch abgefasst sind, von dem grossen Publikum nicht verstanden und daher auch wohl nicht gelesen werden. Andere, für das grosse Publikum speciell berechnete Kapitel, z. B. die Einleitung, die Kapitel XVI, XVII und XVIII, Kapitel XXIV und XXV scheinen jedoch direkt aus der Feder des Herrn R. Napp geflossen zu sein, und diese hauptsächlich haben mich veranlasst, das vorliegende kleine Buch zu schreiben, zumal da verschiedene Anzeichen vorhanden sind, dass von Landspekulanten am La Plata mit allen Mitteln darauf hingearbeitet wird, deutsche Kapitalisten und deutsche Auswanderer zu gewagten und unsicheren Unternehmungen zu veranlassen. Herr Napp scheint — da man doch unmöglich annehmen kann, dass er selbst Landspekulant, und ein eigenes materielles Interesse sein Leitstern bei der Abfassung des erwähnten Buches gewesen ist — trotz seiner Jahre an einem ganz merkwürdig ausgebildeten Optimismus zu leiden, da er nur Lichtseiten des Landes schildert, alle Plagen und Uebelstände aber konsequent verschweigt. Leichtgläubige Leser, welche sich nach Napp's paradiesischen Schilderungen ein Bild des Landes entwerfen, werden ziemlich irre geleitet sein, und erinnern diese Schilderungen von der Zukunft des Landes und speciell von der Zukunft der entlegenen und unzugänglichen Territorien Argentiniens unwillkürlich an Hauff's Phantasieen im Bremer Rathskeller. Man sagt: „Zahlen beweisen“; leider kann man dies nicht von der Mehrzahl der von Herrn Napp gebrachten statistischen Angaben, z. B. von denjenigen der Santa Fé-Kolonien sagen. Um nicht in einen ähnlichen Fehler zu verfallen, so habe ich in vorliegender Arbeit alle statistischen

Angaben, von denen mir bekannt ist, dass sie oberflächlich zusammen gesucht und optimistisch gehalten sind, vermieden, und mich nur auf die Wiedergabe meiner eigenen, während eines fünfzehnjährigen Aufenthaltes am La Plata gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen beschränkt, und hiernach meine Schlüsse für den Werth der Ländereien der verschiedenen Staaten, Provinzen und Gegenden, welchen solche für einen wirklichen Betrieb und nicht nur als Börsenartikel haben, gezogen.

Denjenigen, welche sich für Kolonie-Unternehmungen in Argentinien speciell interessiren, empfehle ich ausser den Büchern des Herrn Beck-Bernard, welche leider für heute nicht mehr stichhaltige Preise für Ländereien, Produkte, Vieh etc. anführen, sonst jedoch sehr gut, sehr ausführlich und gewissenhaft geschrieben sind, das obengenannte Buch des Herrn J. Alemann. Die hierin gemachten Schilderungen, welche freilich auch nur bis 1877 reichen, sind einfach, schlicht, aber vollkommen wahr, wie der Verfasser es in seinem Vorworte verspricht, nur sind die auf Seite 65 angegebenen Erträge einer Koncession Weizen dem Herrn J. Alemann von seinem Gewährsmann, einem älteren Kolonisten in San Carlos, um als durchschnittliche Basis zu gelten, zu hoch angegeben worden.

Obgleich ich aus langjährigen, im Ganzen mit blitzwenig angenehmen Erinnerungen verknüpften Erfahrungen nur zu gut weiss, wie sehr und ewig unumstösslich der alte Lateiner Recht hat, wenn er sagt: „*Mundus vult decipi, ergo decipiatur*,“ und dass die Menschen, welche sich den Ausspruch des alten Lateiners nicht zur Lebensregel machen, sondern die Wahrheit sagen, meistens als nicht für die Welt passend betrachtet werden, und dass die Menschen, die im Begriffe stehen, irre geleitet zu werden, eine unparteiische Schilderung in der Regel gar nicht hören wollen, so habe ich mich durch alles Dieses doch nicht zurückhalten lassen, die einfache trockene Wahrheit zu schreiben. Es sollte mich herzlich freuen, wenn ich meinen deutschen Landsleuten, seien es nun Kapitalisten oder Auswanderungslustige, welche die theilweise einer noch grossen Entwicklung fähigen und mit einem schönen, wenn auch zeitweise etwas sehr warmen, aber gesunden

Klima beglückten La Plata-Länder, zum Felde ihrer Thätigkeit ins Auge gefasst haben, mit diesem Büchlein einige nützliche Winke geben, dieselben aber gleichzeitig vor thörichten Illusionen und daraus resultirenden Verlüsten und Unglück bewahren könnte.

Es mag vielleicht Manchem auffallen, dass ich hin und wieder einzelne Schattenseiten und dunkle Punkte besonders hervorgehoben habe; es ist dieses nicht geschehen, um dem Europäer ein abschreckendes Bild zu liefern, — denn ich will die wirklich vorhandenen Vorzüge der Länder nicht im Mindesten verdunkeln oder schmälern — sondern einzig und allein, um die Ansicht zu bekämpfen, dass am La Plata Alles Licht und das Land ein wahres Paradies sei. — Ich habe jeden Superlativ ängstlich zu meiden mich bemüht und habe meinen Berechnungen nur Minimalsätze, wie sie für die Gegenwart eine sichere Basis abgeben können, zu Grunde gelegt.

Im Januar 1883.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Einleitung.

Allgemeines über Süd-Amerika und die La Plata-Länder.

Central- und Süd-Amerika, mit Ausnahme des von den Portugiesen eroberten Brasiliens, wurde zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts von den Spaniern entdeckt und erobert und verblieb bis zu Anfang dieses Jahrhunderts spanische, in mehrere Vicekönigreiche eingetheilte Kolonie. Mit Ausnahme des jetzt monarchischen Brasiliens, in welchem Lande die portugiesische Sprache herrscht, ist daher überall die Landessprache spanisch, und spanisch sind auch zum grössten Theile noch die Zustände dieser Länder.

Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, als das Mutterland Spanien von Napoleon mit Krieg überzogen wurde und in Folge dessen gezwungen war, seine mit den unerhörtesten und scheusslichsten Grausamkeiten eroberten und mit der grössten Engherzigkeit und unter Beobachtung eines förmlichen Aussaugungssystems regierten Kolonien von Besatzungstruppen zu entblössen, benutzten letztere diesen Umstand, um nach freilich jahrelangen Kämpfen das verhasste Joch der spanischen Herrschaft abzuschütteln und sich als selbstständige Staaten zu konstituiren. Sie wählten sämmtlich, sich die schon etwas fortgeschrittenen Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zum Vorbilde nehmend, die republikanische Staatsform, und es entstanden auf diese Weise nach jahrelangen inneren Kriegen und Unruhen nach und nach die jetzigen Republiken Mexico, Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua, Costa Rica, Vereinigte Staaten von Columbia, Venezuela, Ecuador, Perú, Bolivia, Paraguay, Banda Oriental del Uruguay, Chile und Argentinien.

Die beiden letztgenannten Staaten zeichnen sich vor den übrigen durch geordnete Verhältnisse aus, obgleich auch in ihnen, wenigstens in Argentinien, bis vor nicht allzulanger Zeit Bürgerkriege und Revolutionen eben nicht selten waren. In den übrigen, sogenannten Freistaaten von Mexico bis Uruguay wuchert fast überall eine mittel-

alterliche Pfaffenwirthschaft, und ist daselbst, obgleich die Verfassung dem Bürger alle nur erdenklichen Freiheiten und Rechte garantirt, abwechselnd Tyrannei eines Emporkömmlings und seiner Helfershelfer und dann folgende Revolution der Normalzustand.

Alle diese Länder haben es fertig gebracht — glaubten auch vielleicht, es ihrer Rangstellung als souveraine Staaten schuldig zu sein — in England Anleihen zu machen, für welche sie Staatsländereien (welche freilich oft in ganz unzugänglichen Wildnissen bestanden), deren natürlich nur in der Phantasie bestehende Erträge, Einnahme von Zöllen etc. als Garantien stellten. Perú verpfändete unverfroren seine Einkünfte aus den Guanolägern, und nicht allein aus den schon vorhandenen, sondern aus den noch in Zukunft zu erwartenden. Sobald man im Besitz der schönen glänzenden Pfunde war, welche freilich, ehe sie bis an den Ort der Bestimmung gelangten, durch Spesen und Kommissionen aller nur erdenklichen Art in der Regel schon artig zusammengeschmolzen waren, hielt man es dann für weit rationeller, anstatt dieselben für den ursprünglich bestimmten oder doch wenigstens angegebenen Zweck, nämlich Schaffung produktiver Anlagen (Hafenbauten, Eisenbahnen, Telegraphen, Wege etc.) zu verwenden, abermals eine kleine Revolution zu veranstalten, um bei dem allgemeinen Wirrwarr dann auf Staatskosten, oder in diesem speciellen Falle auf Kosten der guten Engländer, die meistens sehr leeren Privatsäckel der mit schönen und bombastischen Reden verschwenderisch um sich werfenden Patrioten zu füllen und später nach glänzendem Siege über den Verräther etc. Volksbelustigungen, Stiergefechte, Processionen, Feuerwerke und was dergleichen schöne Dinge mehr sind, zu veranstalten. — Die natürliche Folge war dann, dass man nach kurzer Zeit die stipulirten Zinsen der gemachten Anleihen (von der Amortisation gar nicht zu reden) nicht bezahlen konnte. Die Zinsen und Amortisation des ersten Termins hatten die immerhin etwas misstrauischen Engländer freilich schon vorweg zurückbehalten, ehe die Pfunde England verliessen. Nur Chile, Argentinien und das monarchische Brasilien haben, wie oben gesagt, wenn von den von diesen Staaten gemachten Anleihen auch ein grosser Theil auf Umwegen in Privatsäckel geflossen sein mag und verschiedene der geplanten Anlagen nur halb fertig gestellt, unbenutzt geblieben und allmählich wieder verfallen sind, eine rühmliche Ausnahme gemacht und sind ihren Verpflichtungen, wenigstens dem Auslande gegenüber, immer pünktlich nachgekommen. Von den übrigen genannten Staaten geniessen denn auch die meisten das besondere Vergnügen, dass ihre Namen am schwarzen Brett der Londoner Stock Exchange

prangen, dass ihre Vertreter zum jährlichen Banket des Lordmayor von London nicht eingeladen werden, und dass ihre Staatsschuldscheine theils auf ungefährer Höhe der Spanier und Türken stehen, theils aber, so unmöglich es auch scheint, sogar noch darunter.

Unter dem Ausdrucke *„La Plata-Länder“* versteht man die drei Staaten *Paraguay, Banda Oriental del Uruguay* und die *Republica Argentina.* Das Eingangsthor, durch welches diese Länder ihre Verbindung mit der Aussenwelt vermitteln, ist der einer Meeresbucht ähnliche, von den beiden gewaltigen Strömen Paraná und Uruguay gebildete anfänglich sieben, dann bis zu dreissig deutsche Meilen breite, aber nur seichte Rio de la Plata (Silberfluss).

Der Fluss Uruguay entspringt in dem südlichsten Theil des Kaiserreiches Brasilien, scheidet auf seinem oberen Laufe dessen beide Provinzen Santa Catharina und Rio grande do Sul, dann letztere Provinz von dem argentinischen Territorium Misiones und der Provinz Corrientes, und auf seinem untern Laufe die argentinischen Provinzen Corrientes und Entre Rios von der Banda Oriental. Er hat viele Wasserfälle und Stromschnellen, welche die Schifffahrt, besonders bei niedrigem Wasserstande, hemmen; die ersten Hindernisse von seiner Mündung in den Rio de la Plata angerechnet, befinden sich schon ca. 300 km. aufwärts bei der Stadt Salto Oriental.

Der Fluss Paraná ist der bei weitem wichtigste und wasserreichste der beiden und ist einer der gewaltigsten Ströme unserer Erde. Er bildet sich ebenfalls im südlichen Brasilien aus vielen Zuflüssen, fliesst dann auf weite Strecken durch noch ganz unbekannte Einöden, bildet auf seinem oberen Laufe ebenfalls grosse Wasserfälle und Stromschnellen, welche eine Schifffahrt oberhalb des paraguayischen kleinen Ortes Tacurupucu, auf ca. $25^1/_2{}^0$ S. Br. gelegen, nicht mehr gestatten, scheidet dann auf seinem mittleren Laufe, auf welchem er bei der Insel Apipé den letzten, bei hohem Wasserstande jedoch leicht passirbaren Wasserfall oder richtiger Stromschnelle bildet, den Staat Paraguay von dem argentinischen noch unbewohnten Territorium Misiones und der Provinz Corrientes, nimmt dann eben oberhalb der Stadt Corrientes den von Norden kommenden und bis zum 16.⁰ S. Br. schiffbaren durch keine Fälle oder Stromschnellen gehemmten ebenfalls grossen und wichtigen Fluss Paraguay auf, nimmt hierauf eine südliche Richtung an, bildet dann auf seinem unteren Laufe die Scheide zwischen der argentinischen Provinz Corrientes und dem Territorium Gran Chaco und darauf die zwischen der argentinischen Provinz Entre Rios auf der linken und den Provinzen Santa Fé und Buenos Aires auf der rechten

Seite. Er ergiesst sich in zwei Hauptarmen, dem Paraná de las Palmas und dem Paraná guazú, von welchen nur der letztere für grössere Seeschiffe fahrbar ist, in den La Plata.

Eben unterhalb des Zusammenflusses des ebenerwähnten Paraná guazú und des Flusses Uruguay liegt die wichtige Felseninsel Martin Garcia, welche die Einfahrt zu beiden Strömen total beherrscht. Man nennt sie auch deshalb das *Gibraltar der La Plata-Länder*. Diese Insel, früher zur Banda Oriental gehörend und von dieser auch noch beansprucht, gehört jetzt zur argentinischen Republik, ist jedoch nur schwach befestigt. Schiffe mit mehr als 17 Fuss Tiefgang können die Ströme nicht befahren, weil eben bei dieser Insel eine Barre liegt, auf welcher das Fahrwasser keine grössere Wassertiefe hat. Weiter hinauf ist der Paraná bedeutend tiefer, stellenweise bis zu 90 Fuss bei hohem Wasserstande. Bis zur Stadt Rosario wird er, selbst beim niedrigsten Wasserstande, von Seeschiffen bis 17 Fuss Tiefgang befahren; auch würden solche, wenn nur Frachten vorhanden wären, bis zur Stadt Paraná in der Provinz Entre Rios und bei hohem Wasserstande noch höher gelangen können. Bei gewöhnlichem Wasserstande können für die Schifffahrt oberhalb der Stadt Paraná Schiffe von über 9 Fuss Tiefgang keine Verwendung finden.

II. Der Staat Paraguay.

Der Staat Paraguay mit Hauptstadt Asuncion reicht in seiner jetzigen Gestalt — erst im Jahre 1878 wurde ihm durch Schiedsrichterspruch des Präsidenten Hayes von Nordamerika das bisher von Argentinien beanspruchte, am rechten Ufer des selbst für grössere Fahrzeuge schiffbaren Flusses Paraguay belegene, von 22° S. Br. bis zum nicht (?) schiffbaren Flusse Pilcomayo reichende Gebiet, ein Theil des sogenannten Gran Chaco, zusgesprochen — von 22° bis 27½° S. Br.; er liegt also theils in der subtropischen, theils in der tropischen Zone. Obgleich die räumliche Ausdehnung dieses Landes an und für sich nicht sehr bedeutend ist, d. h. für amerikanische Verhältnisse, so ist doch nur ein verhältnissmässig geringer Theil desselben von halbwegs civilisirten Menschen, welche sich Paraguayer nennen und als solche Steuern zahlen oder wenigstens zahlen sollen, bewohnt. Der äusserste zwischen den Flüssen Paraná und Paraguay belegene Südwesten, also gerade der dem Weltverkehre zunächst gelegene Theil des Landes ist niedrig, Ueberschwemmungen ausgesetzt, voll von grossen Sümpfen, daher zum grössten Theile nicht kultivirbar und nicht bewohnbar. Im Besitze der Ureinwohner (Indianer) befinden sich noch das ganze oben erwähnte zum sog. Chaco gehörende Land westlich vom Flusse Paraguay, welches nur eine einzige Ansiedlung, die Villa Hayes, früher Villa Occidental genannt und etwas oberhalb Asuncion belegen, aufzuweisen hat, sowie das auf dessen linken Ufer nördlich vom 24.° S. Br. belegene Land, mit Ausnahme der Uferstrecken selbst, welche kleine Ansiedlungen aufzuweisen haben, ferner das östlich von den den Staat ungefähr in der Mitte von Norden nach Süden durchschneidenden Gebirgszügen belegene Territorium, welches im Osten an den Fluss Paraná grenzt, mit Ausnahme einiger wenigen, hauptsächlich am oberen Paraná belegenen Punkte. Der Umkreis der eigentlich bewohnten Zone entfernt sich also im Allgemeinen nicht

weiter als ca. 150 bis 200 km von der Hauptstadt Asuncion. Das am rechten Ufer des Flusses Paraguay gelegene zum Chaco gerechnete Gebiet ist zum grossen Theile periodisch wiederkehrenden Ueberschwemmungen ausgesetzt, und wird dessen Nutzbarmachung resp. Besiedelung wohl späteren Jahrhunderten vorbehalten bleiben.

Was nun die sonstigen allgemeinen Verhältnisse des Landes, resp. dessen Geeignetsein zur Kolonisation und als Feld zur Anlage fremder Kapitalien anbetrifft, so gehört dieses durch den mit Brasilien und Argentinien geführten fünfjährigen Krieg sehr zurückgekommene und seiner damaligen männlichen Bevölkerung fast total beraubte Land leider zu denjenigen, deren Fonds an der Londoner Stockexchange bis jetzt selten die Höhe der Türken und Spanier erreichten. Das Land ist ausser der nach dem Kriege in England gemachten Anleihe von 6.000,000 patacones mit einer aus eben diesem Kriege herrührenden enormen Schuldenlast beladen. Es ist jedoch, da für diese sämmtlichen Schulden gar keine produktiven Anlagen oder Werthgegenstände vorhanden sind, sondern alles Geld in Kriegen und Revolutionen aufgegangen ist, nicht im Stande gewesen, auf alle diese Schulden auch nur einen Heller Zinsen bezahlen zu können, von Amortisation gar nicht zu reden, und wird das Endschicksal des Landes wahrscheinlich das sein, dass es entweder von Argentinien oder Brasilien, seinen Hauptgläubigern, einstens annektirt werden wird.

Ueber die Anzahl der Bewohner des Landes ist nichts Bestimmtes bekannt; sie dürfte die Anzahl von 300,000, zum grössten Theile weiblichen Geschlechtes, augenblicklich wohl kaum überschreiten. Die Zahl der Fremden ist 5—6000, zum grössten Theile Italiener und Brasilianer. Deutsche gab es vor einigen Jahren ungefähr 100. Ausser der ungefähr 20,000 Einwohner zählenden Hauptstadt Asuncion hat das Land keinen Ort von einiger Bedeutung aufzuweisen. Die offizielle Sprache ist natürlich die spanische, doch ist das Guarani, die alte Ursprache, noch allgemein, besonders auf dem Lande, gebräuchlich. — Präsident des Landes ist augenblicklich d. h. seit der letzten Revolution und wahrscheinlich bis zur nächsten siegreichen, ein Herr mit Namen Caballero. —

Von den beiden Hauptprodukten des Landes: Yerba (Paraguaythee) und Tabak ist die Yerba Monopol der Regierung. Der Werth des dortigen Tabakes ist durchschnittlich nur ein geringer und liegt die Schuld an dem geringen Werthe wohl hauptsächlich an der unvollkommenen Behandlung beim Trocknen und Fermentiren der Blätter. Nach Hamburg exportirte Tabake haben 22—36½ Pfennige per Pfund

erzielt je nach Qualität. In Buenos Aires kostet eine Arroba (= 11½ Kilo) Paraguaytabak 2—2½ Pesos Fuertes, während dort nordamerikanische und Bahia-Tabake zu 7—14 Pesos Fuertes verkauft werden Die Yerba aus Paraguay hat jedoch ungefähr den doppelten Werth wie die von Paranagua bezogene brasilianische Yerba, welche in den unteren La Plata-Ländern in grossen Mengen konsumirt wird. Der Werth der übrigen zur Ausfuhr gelangenden Produkte ist ausser Rindshäuten nur unbedeutend und bestehen solche vorwiegend aus Hölzern und Orangen, welche letztere ausserordentlich gut gedeihen. Der Werth der gesammten Ein- und Ausfuhr soll zusammen die Summe von 10.000,000 Mark nicht übersteigen.

Das Klima des Landes ist, wie das der übrigen La Plata-Länder ein heiteres, sonniges, freundliches, aber, obwohl mit Ausnahme der weiten Niederungen und Sumpfstrecken keineswegs ungesund, doch mit Ausnahme von etwa 5—6 Monaten, in welchen in den südlichen Theilen sogar Nachtfröste nicht selten sind, welche einigen Pflanzungen schädlich werden, schon ein heisses. Die Durchschnitts-Temperatur im mittleren Paraguay beträgt schon 6—8 Grad mehr als in den unteren La Plata-Ländern, in welchen ich als Maximum auch schon 38½ Grad C. erlebt habe. Der Nordländer kann in Paraguay sehr gut leben und arbeiten, wenn er seine Bequemlichkeiten hat, seine Siesta, Bäder etc., ob aber als Landarbeiter, wenn er gezwungen ist, Tag aus Tag ein im Freien den Sonnenstrahlen ausgesetzt zu sein, ist vielleicht noch die Frage. Das Land ist überaus reich an landschaftlichen Schönheiten; mit Ausnahme einiger Sandgegenden ist es äusserst fruchtbar, freilich auch für Unkräuter, sehr gut bewässert (es fällt fast doppelt so viel Regen wie in Buenos Aires); auch ist das Land reich an grossartigen Waldungen, in welchen man werthvolle zu den mannigfachsten Zwecken zu verwendende Hölzer antrifft. Ferner sollen die Gebirge reich an Erzen sein, jedoch wird augenblicklich kein Bergbau betrieben. So verlockend nun auch der natürliche Reichthum des Landes auf den ersten Augenblick erscheint, so treffen doch verschiedene Umstände zusammen, welche bei einer nüchternen trockenen Kalkulation etwaigen Illusionen einen starken Dämpfer aufsetzen. Giebt es in den mehr südlichen, dem La Plata zunächst gelegenen und bedeutend kühleren Landstrichen schon eine Anzahl von Plagen, welche dem Menschen nicht nur das Leben sauer machen, sondern ihn oft um die Früchte seiner Arbeit bringen, so werden solche in Paraguay wie überhaupt weiter im Norden und auch schon in Corrientes, Misiones, Chaco etc. (geringerer und verhältnissmässig noch unbedeutenderer Plagen als

Tiger und Schlangen nicht zu gedenken) noch vermehrt durch das häufigere Vorkommen von lästigen Fliegen, Bremsen etc., welche an feuchten oder waldreichen Stellen das Halten und die Aufzucht von Vieh fast zur Unmöglichkeit machen, und durch den Erd- oder Sandfloh. Letzterer gräbt sich unter die Nägel der Fusszehen und verursacht dort lästige und schmerzhafte Geschwüre wenn man ihn nicht sofort entfernt, welches leicht zu bewerkstelligen ist.

Unter den Fliegen und Bremsen ist eine der schlimmsten „Uru" genannt, welche unter die Haut der grösseren Säugethiere ihre Eier legt, aus denen sich dann in kurzer Zeit Maden entwickeln, welche wiederum zur Bildung von grossen Eiterungen Anlass geben. Natürlich leiden die Thiere unter dieser Plage sehr und eine grössere Anzahl solcher Eiterbeulen reicht hin, den Tod des betreffenden Thieres herbeizuführen.

Der grösste Uebelstand aber, an dem das Land leidet, ist der, dass das Land ein für sich abgeschlossenes im Innern des Kontinentes belegenes, unbedeutendes, entwicklungsunfähiges Zollgebiet bildet und deshalb für die meisten im Lande erzeugten oder zu erzeugenden Produkte keinen Markt hat und die Bewohner gewissermassen zur Unthätigkeit verdammt sind; denn ausser einigen wenigen bereits genannten Produkten sind die übrigen wegen Mangels einer eigenen konsumfähigen Bevölkerung und wegen der grossen Schwierigkeit, ja fast Unmöglichkeit, solche zu exportiren und zu verwerthen, beinahe werthlos und lohnt es sich daher meistens nicht der Mühe, mehr zu bauen, als man selbst aufessen kann. In Anbetracht dieser ungünstigen wirthschaftlichen Verhältnisse kann ich daher vorläufig zu einer förmlichen Auswanderung nach Paraguay, resp. Kolonisation von Ländereien, speciell mit Nordländern, nicht rathen. An mehrfachen, sowohl von der Regierung als auch von Privaten unternommenen derartigen Versuchen, welche jedoch sämmtlich fehlgeschlagen sind, hat es freilich nicht gefehlt und nenne ich als einen solchen neuesten Datums den einer englischen Gesellschaft unter Leitung eines Herrn Fleming, vor ungefähr 8 bis 9 Jahren. Der grösste Theil der von ihm gebrachten Kolonisten kam heruntergekommen und entkräftet nach Rosario und Buenos Aires, fiel dort natürlich den Landsleuten, hauptsächlich Engländern und Deutschen zur Last, welche dieselben aufs Neue kleideten und ihnen nahrhafte Kost zukommen liessen, um sie allmählich wieder arbeitsfähig zu machen.

Die Verbindungen des Landes mit der Aussenwelt beschränken sich auf monatlich ein Dampfschiff stromaufwärts bis nach Cuyabá in

der brasilianischen Provinz Matto Grosso einerseits, und den Paraguay und Paraná stromabwärts bis Rio de Janeiro andererseits, welche Linie von der brasilianischen Regierung Subvention erhält, und ferner auf monatlich zwei bis drei Flussdampfer, welche zwischen Buenos Aires und den am Paraná und Paraguay belegenen Orten bis zum paraguayischen Flecken Concepcion und auch bis zur Insel und Stromschnelle Apipé auf dem oberen Paraná eine Verbindung unterhalten. Die Wege und Verbindungen im Lande selbst sind sehr mangelhaft und primitiv. Es existirt eine einzige Eisenbahn zwischen Asuncion und dem Flecken Paraguari von ca. 70 km Länge, deren Bahnkörper sowohl als auch rollendes Material sich in einem sehr mangelhaften Zustande befinden. Eine Fortsetzung dieser Bahn bis zum Orte Villa Rica ist seit Jahren geplant, konnte jedoch wegen Mangels an Kapital nie fertig gestellt werden.

Im Falle das Land Paraguay in Zukunft von Argentinien annektirt werden sollte, ein Ereigniss, welches voraussichtlich nur nach einem mit Brasilien geführten und für Argentinien siegreich verlaufenden Kriege eintreten würde, und die jetzigen Zollschranken zwischen Argentinien und Paraguay wegfielen, würden sich die augenblicklich traurigen wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes wahrscheinlich ganz anders gestalten. Es würde möglich sein, Zuckerrohr, Kaffe, auch Reis und Mandioka, Tabak etc. in grösserem Maassstabe zu bauen, weil sich für solche Produkte dann in den unteren La Plata-Ländern ein lohnender Absatz fände und eine Kultur und Industrie würde zahlreiche andere im Gefolge haben. Brasilien würde natürlich eine grosse Einbusse dadurch erleiden, denn Argentinien ist ein nicht unbedeutender Kunde für Zucker, Kaffe, Yerba, Tabak etc.

Der Viehbestand, bekanntlich der grösste Reichthum der La Plata-Länder ist heute in Paraguay ein geringer und reicht nicht aus, um den Konsum im eigenen Lande zu decken, so dass noch stets Vieh aus der argentinischen Provinz Corrientes eingeführt worden ist. Genaue Angaben über Stückzahl fehlen. Für Schafzucht ist das Land zu warm, und kann nur Rindviehzucht, welche in früheren Zeiten auch schwunghaft betrieben worden ist, vielleicht auch Ziegenzucht mit Nutzen betrieben werden. Wegen Ankauf von Ländereien ist Vorsicht zu empfehlen, weil wegen Rechtmässigkeit der Besitztitel stellenweise grosse Verworrenheit herrscht. Waldgegenden sind, wie schon erwähnt, für Rindviehzucht unzweckmässig.

III. Der Staat Banda Oriental del Uruguay.

Der Freistaat Banda Oriental del Uruguay, gewöhnlich nur Banda Oriental oder nur Uruguay genannt, mit der Hauptstadt Montevideo, reicht vom 30.° bis 35.° S. Br., liegt also ganz in dem wärmeren Theile der gemässigten Zone. Er wird im Norden von der brasilianischen Provinz Rio grande do Sul, im Westen von dem Flusse Uruguay, welcher nur bis zu den bei der Stadt Salto oriental befindlichen Stromschnellen für grössere Schiffe schiffbar ist, im Süden von dem La Plata, im Osten von dem Atlantischen Ocean begrenzt. Das Land hat daher eine sehr vortheilhafte Lage, hat grösstentheils einen fruchtbaren, ergiebigen Boden, ein prachtvolles warmes, sonniges Klima, — in Montevideo ist die Durchschnitts-Temperatur ca. 16° C., das Maximum 36° C. — ist gut bewässert, — die durchschnittliche Regenmenge beträgt in Montevideo 1050 mm per Jahr — ist nicht arm an Holz oder wenigstens Buschwerk, welches hauptsächlich in den Niederungen an den Ufern der Bäche und Flüsse wächst, besitzt soweit hinreichende Elemente, um ein reiches, dichtbevölkertes Land sein zu können, aber seine politischen und finanziellen Zustände sind einfach grauenhaft. Revolution war bis jetzt der Normalzustand dieses unglücklichen Landes. Kaum dass ein Patriot es fertig gebracht hat, seinen Gegner vom Thron herunter zu werfen, sich selbst darauf zu setzen, und die verschiedenen Staatsämter unter seine Anhänger und Helfershelfer zu vertheilen, so wühlt schon wieder die Gegenpartei, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Regierungsthätigkeit eines Präsidenten besteht dann fast ausschliesslich darin, seine Gegner mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu verfolgen und unschädlich zu machen. Der im Lande ansässige Fremde hat nun allerdings, so lange er nicht für einen oder den anderen Prätendenten Partei nimmt, und sich an diesen Hetzereien und Gewaltthätigkeiten selbst betheiligt, auch nicht immer

direkt darunter zu leiden, indirekt wird er natürlich auf alle mögliche Weise in Mitleidenschaft gezogen. Ist er Kaufmann oder Gewerbtreibender, der seine fälligen Ausstände einzukassiren sucht, so schützt der Schuldner die unruhigen Zeiten als Grund vor, um die Zahlung hinauszuschieben, benutzt auch wohl ein von der Regierung beliebtes und hin und wieder erlassenes Dekret, welches bis auf Weiteres alle Verfalltage suspendirt. Ist er Estanziero d. h. Viehzüchter, oder auch nur städtischer Besitzer von einigen Pferden, so wird er schon direkter in Mitleidenschaft gezogen. Er muss es sich gefallen lassen, dass man ihm, sei es nun die Patriotenpartei, oder die andere, das ist unter diesen Kameraden ganz egal, seine Pferde requirirt, seine besten und fettesten Kühe schlachtet, wobei er froh sein kann, wenn man ihm die Häute der geschlachteten Thiere übrig lässt.

Das Land ist in 13 Departamentos eingetheilt, und befinden sich die Grundstücke der 3 nördlichen Departamentos: Salto, Tacuarembo und Cerro Largo zum grossen Theile in Händen von brasilianischen Kapitalisten. Ueberhaupt sind die Brasilianer bemüht, wahrscheinlich nicht ohne Hintergedanken, ihren Einfluss und ihre Macht in der Banda Oriental stetig zu vergrössern.

An Einwohnern zählt das Land nur ca. 450,000 auf einem Gebiete von ca. 170,000 □ km. Unter diesen Einwohnern sind ungefähr ein Viertel bis ein Drittel Fremde, hauptsächlich Italiener und Spanier, dann folgen Brasilianer, Argentiner, Franzosen, Engländer und Deutsche. Letztere sollen nur mit ca. 2000 Seelen vertreten sein. Merkwürdig ist die stellenweise Besiedelung der Banda Oriental mit Kanariern. Die anmuthig gelegene Hauptstadt Montevideo soll nach Einigen 80,000, nach Anderen ca. 100,000 Einwohner haben, darunter ungefähr die Hälfte Fremde. Die übrigen Städte sind nicht bedeutend, und übersteigt deren Einwohnerzahl kaum einige wenige Tausend. Die volkreichsten liegen an den Ufern des Flusses Uruguay und sind: Salto Oriental, Paysandú und Fray Bentos, ferner Mercedes am Rio Negro. Bei Fray Bentos liegt die weit und breit bekannte Fabrik von Liebig's Fleischextrakt. Es ist dies ein im grössten Massstabe angelegter Saladero (siehe pg. 33) mit Vorkehrungen, um täglich, im Falle fettes Vieh vorhanden ist und die Preise ein Arbeiten gestatten, 1000 bis 1200 Stück Hornvieh schlachten zu können. Es wird jedoch nicht sämmtliches Fleisch zu Extrakt verarbeitet, sondern nur ein geringer Theil jedes Thieres; der grössere Theil des Fleisches wird, wie auf den anderen Saladeros gesalzen und an der Luft getrocknet, heisst dann *Carne tasajo* und wird ausschliesslich nach Brasilien und Cuba verschifft. Das

von englischen Kapitalisten angelegte Etablissement schlachtet jährlich zwischen 150,000 und 175,000 Stück Hornvieh.

Die Staatsschulden dieses Landes belaufen sich auf die ansehnliche Höhe von ca. 48.000,000 Pesos nacionales und ist fast die ganze Summe in Kriegen und Revolutionen angelegt worden, also ziemlich unproduktiv. Fast jedes Finanzjahr schliesst mit einem Deficit, das letzte Jahr mit ca. 2.000,000 Pesos. Die unglücklichen Inhaber von uruguayischen Staatspapieren, welche durchschnittlich 12 % Zinsen geben sollen, erhalten daher selten und wenig Zinsen, und wird das Geschick des Staates wohl schliesslich das sein, dass es von Brasilien oder Argentinien anektirt wird. Es würde ein solches Ereigniss, ebenso wie für Paraguay, ein Glück für das Land, welches von dem Diktator Latorre, der freiwillig abdankte, *ingobernable* (unregierbar) genannt wurde, sein. Sobald geordnete Zustände eintreten, wird das Land unzweifelhaft emporblühen.

Die Haupteinnahmequelle dieses Landes ist die Viehzucht, hauptsächlich Rindviehzucht. Die Schafzucht, welcher sich auch viele Deutsche im Anfange der sechziger Jahre zuwandten, hat bei weitem nicht die Resultate gegeben, wie in der Provinz Buenos Aires, und ist weit hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben.

Man schätzt den Viehstand des Landes auf ca. 6½ bis 7 Millionen Stück Hornvieh, ca. 15.000,000 Schafe, ca. 1.500,000 Pferde, Stuten und Maulesel. Die Schafzucht wird fast nur im südlichen Theile des Landes betrieben. Das Waschresultat der in der Banda Oriental gewonnenen Wollen, ist ein durchschnittlich besseres als das der Wollen aus den argentinischen Provinzen Buenos Aires und Santa Fé. Hundert Pfund schmutzige Wolle aus der Banda Oriental geben nach der Wäsche 35—42 ℔ reine Wolle, und hat deshalb die ungewaschene Wolle der Banda Oriental einen verhältnissmässig höheren Werth als die der genannten argentinischen Provinzen.

Der Ackerbau ist noch ziemlich unbedeutend. Man würde grössere Resultate zu verzeichnen haben, wenn nicht eben die unfertigen politischen Zustände dieses unglücklichen, von der Natur freilich reich bedachten Landes die Einwanderung abschreckten und zurückscheuchten. Es gedeihen in der Banda Oriental die meisten Produkte der gemässigten Zone, Weizen, Roggen, Gerste, Mais, Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Flachs, alle Sorten Obst und Gemüse und der Weinstock. Der beste Boden befindet sich im Südwesten des Landes, also in der Gegend des Zusammenflusses der grossen Ströme; nach Osten und Nord-Osten zu wird der Boden durchschnittlich etwas leichter.



Sowohl grosse Sümpfe und Niederungen wie in Paraguay als auch unwirthliche dürre Steppen und Salzwüsten wie in Argentinien, sind in der Banda Oriental unbekannt. Das Land ist, wenn man eine Anzahl allerdings vorhandener felsiger Stellen und steiler Abhänge sowie niedriger Uferstrecken ausnimmt, in seiner ganzen Ausdehnung kulturfähig. Die Preise der Campe in der Banda Oriental sind in letzter Zeit, wie überhaupt am ganzen La Plata, bedeutend gestiegen. Während man früher nur ausnahmsweise mehr bezahlte als 10 bis 12,000 Pesos per Legua, ist heute für solche Preise nur noch Land in den centralen und nördlichen Departamentos erhältlich. In den südlichsten Departamentos, als Florida, San José, Colonia, Soriano, zahlt oder fordert man wenigstens schon 20—35,000 Pesos, auch wohl noch mehr per Legua für Campe mit vorherrschend oder gänzlich pasto tierno. In den centralen Departamentos, z. B. Durazno, Paysandú mit vorherrschend pasto fuerte, zahlt man 12—25,000 Pesos; in den nördlichsten und nordöstlichsten Distrikten 6—10,000 Pesos per Legua für Campe mit fast ausschliesslich pasto fuerte (siehe pg. 45).

Einen Vortheil hat der Camp in der Banda Oriental vor dem des benachbarten Argentiniens voraus; es kommt nämlich in ihm die Plage der Biscacha, eines wilden Kaninchens von beträchtlicher Grösse, nicht vor. Die Ursache dieser Erscheinung ist wohl in dem Umstande zu suchen, dass der Untergrund der Banda Oriental aus Felsen besteht, und den Thieren ein tieferes Aufwühlen des Erdbodens zur Anlage ihrer tiefgehenden Höhlen nicht gestattet. Dieser Vortheil des Campes in der Banda Oriental wird jedoch wieder sehr beeinträchtigt durch den Umstand, dass auch wegen eben desselben felsigen Untergrundes die Luzerne, diese dankbarste aller Kulturpflanzen am La Plata, in der Banda Oriental im Grossen und Ganzen nicht so üppig gedeiht und nicht einen solchen hohen Nutzen gewährt, wie in den argentinischen Provinzen Buenos Aires und Santa Fé.

Der Charakter des Landes ist ein hügeliger, hin und wieder tritt an den höchsten Erhebungen das nackte Gestein oft in schroffen Formen zu Tage. Die Minenindustrie ist wenig entwickelt, man findet Achatsteine in ziemlich beträchtlicher Anzahl. Im Norden des Landes an dem Höhenzuge Santa Ana bei Cuñapirú, sind von einer französischen Gesellschaft Goldwäschereien in Angriff genommen; von befriedigenden Erfolgen derselben ist jedoch Nichts bekannt geworden.

Nennenswerthe Industrien sind ausser der Liebig'schen Fleischextrakt-Fabrik und einer Anzahl gewöhnlicher Saladeros nicht zu verzeichnen. An hervorragenden Etablissements besitzt das Land zwei

für grössere Seedampfer berechnete Trockendocks, eins bei Montevideo und das andere bei Colonia, der Stadt Buenos Aires gegenüber.

Die Ausfuhr des Landes besteht fast ausschliesslich aus Produkten der Viehzucht, als gesalzene und getrocknete Rindshäute, Talg, Salzfleisch, Wolle, Schaffelle, Pferdehäute und Pferdehaare, ferner aus lebenden Mauleseln, welche in beträchtlicher Anzahl nach dem Cap der guten Hoffnung und einigen Inseln des Indischen Oceans, Mauritius etc. verschifft werden. Der Gesammtwerth der Ausfuhr soll ca. 80.000,000 Mark sein.

An Eisenbahnen besitzt das Land zwei Linien, eine von der Hauptstadt Montevideo nach Norden zu bis zu dem Städtchen Durazno, mit einer kleinen Zweigbahn nach dem Städtchen San José; die andere Linie befindet sich im Nordwesten des Landes längs den Ufern des Flusses Uruguay, zwischen der Stadt Salto Oriental bis zu Santa Rosa an der brasilianischen Grenze, und ist angelegt, um die auf dieser Strecke befindlichen Stromschnellen des Flusses zu umgehen. Die Länge dieser beiden Bahnen ist ca. 375 km.

An Telegraphenlinien besitzt das Land zwei grosse Landlinien. Eine geht von der Hauptstadt längs der Eisenbahn bis Durazno und von hier fast direkt nördlich bis zum Orte Santa Ana an der brasilianischen Grenze, die andere zweigt bei Durazno ab, geht nach dem Städtchen Mercedes am Rio Negro und dann am Flusse Uruguay hinauf nach Norden bis zu dem oben erwähnten Flecken Santa Rosa an der brasilianischen Grenze. Von Mercedes am Rio Negro gehen noch zwei kleine Linien ab nach Fray Bentos und Soriano. An unterseeischen Kabeln geht eins von Montevideo, eins von dem Städtchen Colonia nach dem gegenüberliegenden Ensenada, der zukünftigen Hauptstadt der Provinz Buenos Aires und ferner eins von Montevideo nach Rio Grande in Brasilien. Letzteres ist ein Theil des grossen oceanischen Kabels, welches den La Plata und Brasilien mit Europa verbindet.

Die Dampfschiffs-Verbindungen Montevideo's sind äusserst zahlreich. An Passagier-Flussdampfern fahren 4—5 wöchentlich nach Buenos Aires, 3—4 wöchentlich nach den Häfen des Uruguay bis zur Stadt Salto Oriental, und einer monatlich (brasilianische Linie) nach den Häfen des Paraná und Paraguay bis hinauf nach Cuyabá auf 16.° S. B. An See-Dampfern laufen alle nach Buenos Aires und nach dem Stillen Ocean bestimmten Dampfer der grossen europäischen Linien (ca. 40—50 pr. Monat, d. h. ausgehende und heimkehrende Schiffe zusammen) Montevideo an.

Die in der Banda Oriental geltende Münze ist der Peso nacional,

welcher 4 % höher steht als der in Argentinien bis jetzt gesetzmässig festgestellte Werth des in Wirklichkeit nie geprägten Peso fuerte. Der Werth des Peso nacional ist in deutschem Gelde umgefähr Mark 4.40.

Die Zukunft des Landes hängt, wie mehrfach erwähnt, zum grössten Theil von den politischen Verhältnissen ab. So lange die bisherige Wirthschaft fortdauert, ist an eine merkliche Besserung nicht zu denken; wird das Land jedoch von einem anderen, auch nur halbwegs anständig regierten Staate annektirt, und bilden sich geordnete Verhältnisse, so kann und wird das Land ohne Zweifel dicht bevölkert und reich werden,

Es ist anzunehmen und sogar sehr wahrscheinlich, dass sowohl Paraguay als auch die Banda Oriental, welche als selbstständige Staaten es wohl schwerlich zu einer erfreulichen Entwicklung bringen werden, eines Tages Zankäpfel und Ursache eines Krieges zwischen Brasilien und Argentinien bilden werden, da keiner der letzteren Staaten die Annexion der beiden ersteren durch den anderen gutwillig zugeben würde. Die Brasilianer haben für sich eine beinahe viermal so starke Bevölkerung und eine viel stärkere Flotte, welche sie in letzter Zeit auffallend zu vergrössern suchen; die Argentiner sind dagegen, was Qualität des Menschenmaterials anbelangt, den schwächlichen Brasilianern weit überlegen, hätten gegebenen Falls auch wohl die Sympathieen der Orientalen und Paraguayer auf ihrer Seite; ferner rechnen die Argentiner stark auf einen zukünftigen Zerfall des brasilianischen Reiches und auf eine Lostrennung der südlichen Provinzen desselben.

Was nun speciell Klima, Regenverhältnisse, Vegetation, Landplagen, Viehzucht, Ackerbau, allgemeine gesellshaftliche Verhältnisse, Charakter der Bevölkerung etc. anlangt, so verweise ich in dieser Beziehung auf das von mir in den folgenden, die Argentinische Republik betreffenden Abschnitten Gesagte, welches mehr oder weniger auch auf die Banda Oriental passt. Die Regenverhältnisse sind den günstigsten der argentinischen Provinzen, also Buenos Aires und Entre Rios, ungefähr gleich; Nachtfröste und Hagelschauer sind im Ganzen in der Banda Oriental, weil diese mehr im Besitze eines Seeklimas, weniger nachtheilig; Heuschrecken richten gleich wie in Argentinien oft grosse Verwüstungen an.

IV. Die Republica Argentina.

Erste Abtheilung.

Allgemeine Verhältnisse.

Die Argentinische Republik macht, nebst Chile und Brasilien, wie in der Einleitung erwähnt, hinsichtlich geordneter Verhältnisse eine rühmliche Ausnahme unter den übrigen Ländern Süd- und Central-Amerikas und hat daher für Europäer eine ungleich grössere Anziehungskraft und mehr Interesse als die anderen beiden La Plata-Staaten.

Die räumliche Ausdehnung dieses Landes wird von Behm und Wagner 1882 zu 2.835,969 qkm angegeben. Es reicht vom 22.° S. Br. bis 52.° S. Br. und schliesst ausserdem noch den östlichen Theil von der Tierra del Fuego ein. Es hat im äussersten Norden daher tropisches und im äussersten Süden kaltes unwirthliches Klima. Lässt man den äussersten Norden und ganz Patagonien als wenig erforscht und vorläufig für Auswanderer nicht in Betracht kommend, unberücksichtigt, so hat das Land im Allgemeinen ein schönes heiteres, sonniges, warmes und dabei gesundes Klima, welches auch dem Nordeuropäer sehr zusagt. Die mittlere Jahrestemperatur in den unteren La Plata Ländern ist 16—18 Grad C.; selten steigt das Thermometer im Sommer über 32° C., ein bis zweimal im Jahre steigt es bis 36 Grad C.; als Maximum während eines Zeitraumes von 7 Jahren habe ich 38½° C. im Januar 1877 beobachtet. Im Winter und Frühjahr sind Nachtfröste häufig und richten an den Feldfrüchten oft bedeutenden Schaden an. Schnee fällt äusserst selten im Osten, doch häufiger im Westen in der Nähe der Gebirge. Für Leute mit schwachen Lungen, für welche man das Land häufig speciell empfiehlt, ist das Klima jedoch nicht zuträglich, da die Temperatur je nach dem Winde oft sehr plötzlich und sehr häufig wechselt. Temperaturschwankungen von 12 bis 20 Grad C. in einigen Stunden sind nichts Ungewöhnliches. Die Nordwinde sind heiss, schwül und

meistens sehr feucht, obgleich solche aus dem Inlande kommen, und treiben schwere Unwetter nach Süden zusammen, welche sich dann von dem mit grosser Gewalt einherbrausenden, im Sommer frischen und im Winter kalten, aber immer äusserst trockenen Südwestwinde, dem sogenannten Pampero gejagt, häufig als heftige, mit kurzen aber starken Regengüssen begleitete Gewitter entladen.

An häufig vorkommenden Krankheiten sind zu verzeichnen: die Blattern, in den nördlichen und nordwestlichen Theilen des Landes ein Wechselfieber, Chuchu genannt, und in den westlichen an die Anden grenzenden Provinzen Kröpfe. Das Klima ist im Ganzen zu trocken, die Regenmengen sind, wie weiter unten gezeigt werden wird, sehr ungleich vertheilt, ein Umstand, welcher eine intensive Kultur des Landes nur in beschränktem Masse erlaubt.

Das Land zerfällt, seiner politischen Eintheilung nach, in die Bundeshauptstadt Buenos Aires, 14 selbstständige Provinzen und 4 Territorien. Die Einwohnerzahl des ganzen Landes wird heute vielleicht etwas mehr als 3.000,000, die der Bundeshauptstadt Buenos Aires ca. 300,000 betragen. Die Zahl der Fremden schätzt man auf 360—370,000; darunter ca. 150,000 Italiener, 60,000 Spanier, 55,000 Franzosen, 18,000 Engländer, 10,000 Schweizer, 8—9000 Deutsche. Die im Lande geborenen Kinder dieser Fremden gelten jedoch als Argentiner und sind als solche waffenpflichtig.

Die Provinz Buenos Aires ist die grösste, bevölkertste und bei weitem reichste aller Provinzen. Nachdem ihre bisherige Hauptstadt Buenos Aires 1880 laut Kongressbeschluss zur Hauptstadt des gesammten Landes gemacht worden, ist der Ort „La Plata“, in der Nähe des Hafens der Ensenada gelegen, zur Hauptstadt der Provinz Buenos Aires ernannt. Die Provinz besitzt eine Anzahl kleiner Campstädte von je 2000 bis zu 8000 Einwohner.

Die zweitwichtigste Provinz ist Santa Fé, im Norden der vorigen am rechten Ufer des Flusses Paraná belegen, Sie besitzt ausser der Hauptstadt Santa Fé von ca. 11,000 Einwohnern die bedeutende Stadt Rosario von ca. 32,000 Einwohnern. Sonstige Orte sind unbedeutend. Wichtig sind die zahlreichen, zum grossen Theile erst seit 1870 entstandenen und namentlich in jüngster Zeit sehr emporblühenden und sich ausdehnenden Ackerbaukolonien. Dieselben sollen nach offizieller, gleichbedeutend mit etwas optimistischer, Schätzung jetzt schon eine Bevölkerung von 55,000 Seelen, zum grössten Theil aus Fremden bestehend, haben, und einen Werth von 27.000,000 Pesos fuertes repräsentiren. Unter diesen Fremden befinden sich 4500 Schweizer und

2200 Deutsche; den bei weitem grössten Procentsatz bilden die Italiener. Die zwei Provinzen Entre Rios und Corrientes liegen zwischen den beiden Strömen Paraná und Uruguay, haben daher eine sehr günstige Lage und höchst wahrscheinlich eine bedeutende Zukunft, besonders Entre Rios. Letztere Provinz besitzt ausser der jetzigen Hauptstadt Concepcion mehrere Ortschaften von einiger Bedeutung, unter andern die Städte Paraná und Gualeguaychú, jede mit ca. 12,000 Einwohnern. Die Provinz Corrientes besitzt auser der Hauptstadt gleichen Namens nur einige kleine unbedeutende Ortschaften.

Diese vier Provinzen, Buenos Aires, Santa Fé, Entre Rios und Corrientes, bilden die sogenannten Litoralprovinzen; sie sind die von der Natur, was sowohl Lage als auch Bodenbeschaffenheit und atmosphärische Niederschläge anlangt, die am meisten begünstigten, und daher auch diejenigen, welche für grössere Massen europäischer Einwanderer vorläufig in Betracht zu ziehen sind. Corrientes hat jedoch schon subtropisches Klima, hat in seinem Innern grosse Sumpfstrecken und ist von den 4 Provinzen am wenigsten für deutsche Einwanderer geeignet.

Die übrigen 10 Provinzen liegen nach Westen und Nordwesten und heissen Córdoba, San Luis, Mendoza, San Juan, Rioja, Catamarca, Santiago del Estero, Tucuman, Salta und Jujuy, alle mit Hauptstädten gleichen Namens. Die sonstigen Ortschaften im Innern ausser den Provinzialhauptstädten, sind mit Ausnahme der in der Provinz Córdoba gelegenen Stadt Rio Cuarto unbedeutend und machen oft einen nur kläglichen Eindruck.

Die vier Territorien, von welchen nur einige leicht zugängliche Punkte Ansiedelungen aufzuweisen haben, und welche mit Ausnahme der Pampa noch fast gänzlich im ungestörten Besitz der Ureinwohner, der Indianer, sich befinden, sind:

1. Patagonia, von der Magalhaens-Strasse im Süden bis zum Rio Negro im Norden reichend,

2. die Pampa, vom Nordufer des Rio Negro bis an die Provinzen Buenos Aires, Santa Fé, Córdoba, San Luis und Mendoza, reichend,

3. der Chaco, zwischen den Flüssen Paraná, Paraguay und Pilcomayo und den Provinzen Santa Fé, Santiago del Estero, Salta und Jujuy belegen, und

4. die Misiones, östlich von der Provinz Corrientes zwischen den Flüssen Paraná und Uruguay belegen. Auf die östlichen Theile dieses Territoriums werden von Brasilien noch Ansprüche erhoben und ist die Ostgrenze noch nicht endgültig festgestellt.

Als Maasse und Gewichte gelten seit mehreren Jahren officiell Meter, Liter und Kilo; als Münze gilt officiell der Peso fuerte oder Patacon, eine imaginäre Münze, vom Werthe des nordamerikanischen Dollars, also ungefähr nach deutschem Gelde Mark 4,25. In der Provinz Buenos Aires kursirt jedoch nur Papiergeld der Provinzialbank, dessen Kurs schwankt; ein Papierpeso — peso moneda corriente — gilt augenblicklich ca. 16 bis 17 Pfennige. In den übrigen Provinzen kursirt ausser dem verschiedenen Papiergelde der einzelnen Provinzen Bolivianisches Silbergeld, und ist ein solcher Silberthaler jetzt ca. Mark 2,80 bis Mark 2,90 werth. Im Jahre 1882 sind argentinische Metallmünzen geprägt worden und sollen diese später als Landesmünze gelten. Diese neuen Pesos sind 3 % weniger werth, als die jetzigen Pesos fuertes. Sie sollen den Namen eines Peso de moneda nacional führen.

Nach Gewicht rechnet man noch viel nach dem alten System, Centner zu 100 spanischen Pfunden = 46 kg, und Arroba zu 25 spanischen Pfunden = 11½ kg. Als Getreidemaasse bedient man sich noch eines Hohlmaasses, Fanega genannt, welches jedoch in den verschiedenen Provinzen verschieden ist. So wiegt eine Fanega Weizen in der Provinz Buenos Aires 9 Arroben = 103½ kg, und in den übrigen Provinzen 15 Arroben = 172½ kg. Entfernungen und Landmaasse rechnet man gewöhnlich noch nach Leguas, Cuadras und Varas. Eine Legua = 5196 m hält 6000 Varas oder 40 Cuadras à 150 Varas. Eine Quadratlegua Flächenmaass hält 1600 Quadratcuadras gleich 27 □ km.

Die Verbindungen des Landes mit der Aussenwelt sowie die Verkehrswege im Innern, sind schon sehr entwickelt. Die Zahl der von und nach Europa gehenden Dampfer beträgt per Monat 40 bis 50, je nach der Jahreszeit und nach dem schwächeren oder lebhafteren Verkehr. Nach Paraguay sowie nach den Häfen des Uruguay und Montevideo laufen dieselben Dampfer, wie ich sie für letztere Stadt angeführt habe. Von Buenos Aires nach Rosario ist fast tägliche oft doppelte Dampferverbindung; nach den Städten Paraná und Santa Fé gewöhnlich dreimal wöchentlich; nach Bahia Blanca und Patagones einmal monatlich.

Die von der Stadt Buenos Aires in diese Provinz gehenden im Betrieb befindlichen Eisenbahnen verzweigen sich nach acht Richtungen

und haben zusammen eine Länge von	1160 km
Zwei Bahnen in Entre Rios von	164 „
Die argentinische Centralbahn zwischen Rosario u. Córdoba von	396 „
Die Bahn von Córdoba nach Tucuman von	540 „
Die Bahn von Villa Maria nach San Luis von	340 „
In Betrieb befindlich zusammen	2600 km

Im Bau begriffen sind folgende Bahnen:

von Tucuman nach Salta und Jujuy	circa	350 km
„ San Luis nach Mendoza	„	250 „
„ Azul nach Bahia Blanca	„	340 „
„ Arrecifes nach Pergamino	„	50 „
„ Ayacucho nach Tandil	„	90 „
„ Rosario nach Candelaria	„	50 „
Zusammen	circa	1130 km

Dekretirt und projektirt sind noch eine Anzahl von Bahnen, welche zum grössten Theile wohl noch für längere Zeit nur Projekt bleiben werden.

Alle grösseren und bedeutenderen Orte des Landes haben telegraphische Verbindung. Die Gesammtlänge der Leitungen war 1882: 13,546 km, die Länge der Drähte 23,288 km. In der Stadt Buenos Aires sind zahlreiche Telephonleitungen und in fast jeder Strasse eine Pferdebahn.

Die Verbindungen der kleinen Ortschaften vermittelst Postkutschen sind in der Provinz Buenos Aires zahlreich, und ist die Beförderung, wenn auch nicht gerade bequem, doch sehr schnell; in den übrigen Provinzen sind diese Einrichtungen noch etwas mangelhaft, auch ist der Zustand der Pferde im Winter oft ein so erbärmlicher, dass 7—8 Pferde nicht im Stande sind, den Wagen anders als im Schritt vorwärts zu bringen.

Der Regierungsmechanismus des Landes, eine Kopie desjenigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche letztere sich die Argentiner überhaupt zum Vorbilde genommen haben, ist ein äusserst komplicirter und für das schwach bevölkerte Land ein sehr kostspieliger. Diese komplicirte Einrichtung hat den zweifelhaften Vortheil, dass ungefähr doppelt so viel Staatsanstellungen vorhanden sind, als nöthig wären, daher viele Leute, welche keine rechte Lust haben, auch nicht fähig sind, sich ihr Brot mit saurer Arbeit zu verdienen, als Staatsangestellte bequemen und ausreichenden Lebensunterhalt finden und dafür der Regierung bei den Wahlen etc. als Stützen dienen müssen.

An der Spitze der gesammten Republik steht als Chef der ausübenden Gewalt der für den jedesmaligen Zeitraum von sechs Jahren gewählte Präsident, zur Zeit, vom 12. Oktober 1880 bis zum 12. Oktober 1886, General Julio Roca. Dem Präsidenten zur Seite steht der Vicepräsident und die von jenem zu ernennenden Minister.

Die gesetzgebende Gewalt besteht aus dem Senat, zu welchem jede der 14 Provinzen zwei, und die Hauptstadt ausserdem noch zwei

Senatoren, also zusammen dreissig Senatoren, stellen, und aus der Deputirten-Kammer, zu welcher je 20,000 Einwohner einen Abgeordneten senden. Jeder dieser Abgeordneten erhält aus dem Staatsschatze während der fünfmonatlichen Dauer des Kongresses als Diäten die Summe von 700 Pesos fuertes per Monat, also zusammen 3500 Pesos. Man begreift daher leicht, dass die guten Leute aus den Provinzen gerne dem Vaterlande das Opfer bringen, das Volk im Kongress zu vertreten.

Jede einzelne der 14 Provinzen hat wieder ihre eigene Provinzialregierung, bestehend aus einem selbstgewählten Gouverneur und Vice-Gouverneur mit seinen resp. Ministern, und hat auch wieder ihre besonderen gesetzgebenden Körper, Senat und Deputirten-Kammer, und ausserdem neben der nationalen noch ihre provinziale Gerichtsbarkeit. Wenn man nun bedenkt, dass fast alle diese verschiedenen, sich unter einander oft auf das Erbittertste bekämpfenden Gewalten mit wenigen Ausnahmen aus Advokaten bestehen und die Gesetze daher von diesen Advokaten gemacht werden, und alle diese Advokaten doch mehr oder weniger von Processen leben wollen, so kann man sich leicht eine Vorstellung davon machen, wie wohl durchdacht und vorsorglich die Gesetze abgefasst werden. Je mehr Gelegenheit zu Processen, desto besser für die Advokaten. Man kann diese Advokatenwirthschaft wohl zu einer der grössten Plagen dieses Landes rechnen.

Die römisch-katholische Kirche ist die Staatskirche, ein in Buenos Aires wohnender Erzbischof der Chef der gesammten Klerisei; doch herrscht vollkommene Religionsfreiheit, und sind die Argentiner im Durchschnitt eifrig bemüht, solche in vollem Umfange aufrecht zu halten und etwaigen Uebergriffen des Klerus energisch zu steuern. Doch in gewissen, freilich vereinzelten Fällen erreicht es der Klerus, den Fremden und Protestanten kleine Schwierigkeiten zu machen, welche jedoch meistens darauf hinausgehen, Geld zu erpressen. Ich will einen Fall anführen. In einer grösseren Stadt R. standen drei Deutsche, sämmtlich Protestanten, im Begriff sich mit drei dortigen Damen, sämmtlich Katholikinnen, zu verheirathen. Einer derselben, Mitte der Dreissiger, war Theilhaber eines grösseren Geschäftes und besass Vermögen; der zweite, bedeutend jüngere, war ebenfalls Theilhaber eines guten Geschäftes, jedoch ohne Vermögen, und der Dritte war weder Theilhaber eines Geschäftes, noch hatte er Vermögen. Dieser Dritte, welcher sich einbildete, eine gute Parthie zu machen, jedoch keine Geldopfer bringen wollte oder konnte, liess sich einige Wochen lang in einem benachbarten Kloster von den dort befindlichen

unwissenden italienischen Mönchen in den nöthigen äusserlichen Förmlichkeiten und sonstigen Heilswahrheiten der alleinseligmachenden Kirche unterrichten und wurde Katholik. Es muss dahingestellt werden, welche Kirche durch den Uebertritt dieses Gläubigen am meisten gewonnen hat. Er würde auch vielleicht mit derselben Bereitwilligkeit wenn er geglaubt hätte, seine Rechnung dabei zu finden, Jude, auch wohl Türke geworden sein. Es standen hierauf seiner Verheirathung keine Schwierigkeiten im Wege. Den anderen beiden Herren, welche nicht gesonnen waren, zum Katholicismus überzutreten, erwuchsen Schwierigkeiten und Weitläuftigkeiten, welche der jüngere durch Zahlung von 120 Pesos fuertes überwand. Bei dem älteren und vermögenderen konnte die alleinseligmachende Kirche es aber so billig nicht thun, und nahm ihm ca. 300 Pesos fuertes ab, ehe sie die Heirath erlaubte. Eine natürliche Folge dieses geschäftlichen Charakters der Kirche ist die, dass viele Leute es vorziehen, ihre Ehe nicht in, sondern hinter der Kirche abzuschliessen, wogegen die Pfaffen Nichts einzuwenden haben, da dieselben bekanntlich auch nicht in der Kirche getraut werden.

Die Ausfuhr des Landes besteht, wie auch in der Banda Oriental, fast ausschliesslich in Produkten der Viehzucht, Wolle, Schaffelle, gesalzene und getrocknete Rind- und Pferdehäute, Talg, Salzfleisch, Pferdehaar, Hörner, Knochen und Knochenasche, ferner in Produkten der Jagd, verschiedene Felle und Straussfedern, dann in einigen Erzen und auch in lebendem Vieh, Rindvieh, Schafe und Maulesel. Von Produkten des Ackerbaues ist seit vielen Jahren trockenes Luzerneheu in Ballen nach Brasilien und Paraguay ausgeführt worden; in einigen der letzten Jahre anch hin und wieder Weizen, Mais und Leinsaat, meistens nach England, Frankreich und Belgien. Der Werth der gesammten Ausfuhr ist, soweit solches annähernd zu ermitteln, in den letzten Jahren durchschnittlich 200 Millionen Mark gewesen.

Zweite Abtheilung.

Kulturfähigkeit und Regenverhältnisse.

Von den bis jetzt erforschten Gebieten dieses Landes trägt der bei weitem grösste Theil entweder den Charakter einer wasserarmen Steppe mit eintöniger Vegetation oder den der wirklichen kulturunfähigen Wüste. Eine Ausnahme von diesem nicht erfreulichen aber leider wahren Umstande machen nur die Provinzen Entre Rios und Corrientes, das bis jetzt noch fast unbewohnte und auch sehr wenig erforschte und wegen der in den beiden Flüssen Paraná und Uruguay befindlichen Hindernisse nicht immer gleichmässig leicht zugängliche Territorium Misiones, der grösste Theil der Provinzen Buenos Aires, Santa Fé und Tucuman, die östlichen Theile der Provinzen Salta und Jujuy, und in allen den übrigen Provinzen die freilich auch nur sehr beschränkten Landstriche, welche man mit Benutzung der von den Gebirgen herabkommenden, immerhin nur sehr spärlichen Wasserläufe und Flüsse künstlich bewässern kann. Derjenige, welcher in Herrn Napp's Buch das von Herrn Professor Dr. Lorentz verfasste Kapitel VII, Seite 86 bis 149, und in Herrn Dr. Hermann Burmeister's Buch die Kapitel XVII und XVIII, Seite 352 bis 389 mit Aufmerksamkeit liest, wird sich von der Richtigkeit meiner Angaben überzeugen können. Der Grund zu diesen von einander so verschiedenen Erscheinungen ist hauptsächlich in vier Punkten zu suchen, von welchen der letzte, als der den schliesslichen Ausschlag gebende, von den drei ersten theilweise bedingt wird.

Der erste Punkt ist die von den Ufern des Paraná und den westlichen Distrikten der Provinz Buenos Aires nach den Anden hin ziemlich schnell zunehmende Höhe des gesammten Landes (mit Ausnahme einiger tief liegender Binnenseen oder Moräste und grosser Salzwüsten) über der Meeresoberfläche. Daher das starke Gefälle der sämmtlichen, immerhin sehr sparsam vertheilten, wenig wasserreichen und meistens in salzigen Binnenseen oder Morästen mündenden, im

Westen entspringenden Flüsse, welche mit alleiniger Ausnahme des Rio Vermejo im Norden und des Rio Negro im Süden sämmtlich nicht schiffbar sind. Letztere beiden Flüsse sind auch nur bei hohem Wasserstande und für ganz flachgehende Dampfschiffe mit sehr starken Maschinen schiffbar. Der eben unterhalb der Stadt Santa Fé in den Paraná mündende Fluss Salado soll nur eine gewisse Strecke schiffbar sein. In früheren Zeiten glaubte man, dass er bis zur Provinz Salta schiffbar sei, ich habe jedoch in Santa Fé ganz flachgehende eiserne Fahrzeuge gesehen, mit welchen man den Versuch gemacht hatte, den Salado stromaufwärts zu befahren. Man hat aber nicht hinaufkommen können, ob wegen zu wenig Wasser oder wegen Stromschnellen konnten mir die Leute in Santa Fé leider nicht sagen.

Der zweite Punkt ist der allmähliche Uebergang von fettem, lehmigen, das Wasser schwer durchlassendpn Boden der östlichen in der Nähe der grossen Flüsse belegenen Gegenden (auf welchem Boden sich nach Regengüssen zahlreiche kleine Teiche, dort Lagunen genannt, bilden, und eine geraume Zeit erhalten) zu einem, je weiter nach Westen und nach Süden, desto sandigerem, oft in losen Flugsand und in Patagonien in Kies und Steingeröll ausartenden Boden, auf welchem sich keine Lagunen bilden, sondern alles Regenwasser sofort von der Oberfläche verschwindet und in untere Schichten dringt.

Der dritte Punkt ist die weite Entfernung der inneren Landstriche von dem grossen Wasserreservoir des Atlantischen Oceans, und von demjenigen des durch die hohe Andenkette vollständig abgeschlossenen Stillen Oceans. Die aus dem Atlantischen Ocean aufsteigenden Wasserdünste, gelangen in das Innere des Landes nur bei schweren und anhaltenden Südoststürmen, während die aus dem Stillen Ocean aufsteigenden und auf den Kontinent gelangenden Wasserdünste entweder als Regen im südlichen Theile Chile's niederfallen oder als Schnee auf den Anden liegen bleiben.

Der vierte, den Ausschlag gebende Punkt, und zum grössten Theile eine natürliche Folge des vorhergehenden, ist die grössere auf das ganze Jahr auch mehr gleichmässig vertheilte Regenmenge in den von der Natur mit fetter schwarzer Humuserde und schwerem Untergrunde versehenen östlichen Provinzen, im Gegensatze zu den nach Westen zu immer mehr sandiger werdenden und im äussersten Nordwesten gar in öde Gebirgshochlande übergehenden inneren westlichen Provinzen.

In diesen inneren westlichen Provinzen, selbst schon in der Provinz Córdoba, regnet es eigentlich nur im Sommer, also auf der südlichen

Halbkugel in den Monaten Oktober bis März, und dann auch meistentheils nur bei Veranlassung eines Gewitters in Form von gewaltigen Wolkenbrüchen, und in der Nähe von Gebirgen auch sehr oft in Begleitung von verheerenden Hagelwettern. Sanfte sogenannte Landregen sind fast ganz unbekannt. In den Wintermonaten, also vom April bis September, fällt fast gar kein Regen. Wie die Regenverhältnisse der westlichen Provinzen, sind auch die der mehr südlichen Distrikte der Provinz Buenos Aires und der Territorien Pampa und Patagonia für eine intensive Kultur unvortheilhaft und ungenügend. In Bahia Blanca, einem elenden, staubdurchwirbelten Städtchen, von den Landspekulanten das argentinische Liverpool genannt, im Süden der Provinz Buenos Aires belegen, in welcher Gegend die Ländereien schon oft sehr sandig und salzhaltig sind, auch an dem Uebelstande leiden, dass Felsen oder die Tosca (siehe pg. 59) sich nahe der Erdoberfläche befinden und die Pflanzen leicht vertrocknen, fällt ungefähr nur noch die Hälfte der Regenmenge, wie in der Stadt Buenos Aires, doch sind die Niederschläge hier im Süden, im Gegensatze zu den westlichen Provinzen, mehr gleichmässig über das ganze Jahr vertheilt. Die während eines Zeitraums von ca. 20 Jahren angestellten Beobachtungen haben ungefähr folgendes Resultat ergeben:

Jährliche Regenmenge in Buenos Aires . . . 860 mm.
" " " Bahia Blanca . . . 480 "

Und je weiter nach Süden, desto spärlicher die Niederschläge — in der Kolonie Chupat soll die jährliche Regenmenge nur ca. 200 mm sein, — desto sandiger und steiniger der Boden, desto elender die Vegetation. Eine Ausnahme machen nur die Mündung des Rio Colorado, und das jährlichen, oft grossen Ueberschwemmungen ausgesetzte, auch nur schmale Thal des Rio Negro. Das ganze Patagonien ist mit Ausnahme der hauptsächlich an den Anden gelegenen Stellen, an welchen es von Flüssen und kleinen Bächen bewässert wird, eine öde meistens kulturunfähige Wüste, nur hin und wieder mit spärlichem Graswuchs und Dornengestrüpp bedeckt. In der Nähe der Anden, zwischen der Provinz Mendoza und dem Flusse Limay sollen kulturfähige Ländereien liegen. Die Regierung hat Ende 1882 eine Expedition unter dem Befehl des Generals Villegas ausgerüstet, um diese letztgenannten Ländereien in Besitz zu nehmen, und der Expedition einen Naturforscher, Herrn Moreno, mitgegeben, um dieselben zu vermessen. Da die Regierung diese Ländereien zum Preise von 500 Pesos fuertes per □Legua zu verkaufen gedenkt, so wird die Beschreibung derselben wahrscheinlich nicht ungünstig ausfallen. Es ist möglich, dass

in diesen Gegenden, auch im nördlichen Patagonien, die Kultur des Weinstockes eine Zukunft hat, da solcher ja nicht viel Feuchtigkeit aber viel Sonnenschein bedarf und einen steinigen, durchlassenden Verwitterungsboden liebt.

Ein hauptsächlicher Grund zu der grösseren und über das ganze Jahr mehr gleichmässig vertheilten Regenmenge in den Litoralprovinzen, ist in folgendem Umstande zu suchen, Die heissen, schwülen aus Brasilien, Paraguay und Bolivien kommenden Nordwinde streichen auf ihrer Bahn über die weiten ausgedehnten Wasserflächen der Flüsse Paraguay, Paraná und Uruguay, über die grossen durch die tropischen und subtropischen Regengüsse gebildeten, hunderte von Quadratmeilen bedeckenden Sümpfe und Seen des bolivianischen Chaco, der brasilianischen Provinz Matto Grosso, ferner des südlichen Paraguay und der Provinz Corrientes und über die periodisch überschwemmten Deltagebiete der Flüsse Vermejo und Pilcomayo, sowie über grosse, ebenfalls überschwemmte Strecken des argentinischen Gran Chaco hin, und führen daher eine grosse Menge Wasserdünste mit sich fort. Von diesem Umstande kann sich jeder Laie leicht überzeugen, wenn er beobachtet, wie im Winter bei anhaltendem Nordwinde, selbst bei heiterem Himmel, das Strassenpflaster, das Innere der Häuser etc. in den Provinzen Santa Fé, Entre Rios, im Norden und im Centrum der Provinz Buenos Aires, sich mit einer grossen Feuchtigkeit bedecken, oder wenige Tage nach anhaltenden Nordwinden dann in Folge der Abkühlung dieser feuchten warmen Luftschichten häufig Regenwetter eintritt. Diese Regengüsse fallen nun in der Provinz Santa Fé selten weiter nach Westen als ca. 80—100 km vom Flusse Paraná entfernt, und je weiter vom letzteren entfernt, desto spärlicher, während die Provinz Buenos Aires fast in ihrer ganzen Ausdehnung mit Ausnahme der allerwestlichsten an die Pampa grenzenden und der äussersten südlichen Distrikte, von ihnen erreicht wird. Man kann ungefähr folgende Linie als die Grenzlinie zwischen den beiden Zonen, der regenreicheren und der regenärmeren bezeichnen: Diese Linie beginnt, wenn man den Chaco als unerforscht nicht beachtet, im Norden der Provinz Santa Fé, ungefähr dort, wo der dreissigste Breitengrad den Rio Salado schneidet, und bildet von da an ungefähr die Peripherie eines Kreisausschnittes, dessen Mittelpunkt sich im Städtchen Durazno am Rio Yi in der Banda Oriental befindet. Genauer angegeben, läuft sie von dem genannten Punkte im Norden der Provinz Santa Fé, im leichten nach Westen gekrümmten Bogen ungefähr mit dem Flusse Paraná parallel nach Süden, schneidet noch

östlich von der Station Tortugas die argentinische Centralbahn zwischen Rosario und Córdoba, läuft dann durch die allersüdöstliche Spitze der Provinz Córdoba, wendet sich dann, westlich von den früheren Grenzforts Melincué und Chañar hinlaufend, etwas nach Osten, bis sie die im Süden der Provinz Buenos Aires befindlichen Gebirgszüge von Quillalanquen erreicht, läuft an diesen, dann an denen von Tandil und Vulcan entlang, bis sie westlich vom Cap Corrientes das Meer und damit ihr Ende erreicht.

Eine zweite Linie, welche die regenarme aber zum grössten Theile noch mit grobem Graswuchse versehene und daher noch zur extensiven Zucht von Rindern und Pferden, aber wenig für Schafzucht und Ackerbau sich eignende Steppe von der fast regenlosen Zone und daher Wüste scheidet, ist ungefähr folgende: Sie beginnt, wenn man einen schmalen Strich der Provinz Santiago del Estero zwischen dem Rio dulce und dem Rio Salado nicht berücksichtigt, ungefähr im Norden der Sierra de Córdoba, wo der Ort Cruz del Eje liegt, und läuft in etwas südwestlicher Richtung bis ungefähr zur Lagune Bebedero im Süden der Stadt San Luis. Weiter südwärts sind die Gegenden noch sehr wenig erforscht, doch läuft die Linie muthmasslich im Osten des dort befindlichen Rio Salado oder Chadi leubú entlang, wendet sich mit diesem später nach Osten und erreicht zwischen Bahia Blanca und der Mündung des Rio Colorado das Meer und damit ihr Ende.

Aus vorstehend angeführten Umständen ist leicht ersichtlich, dass, was sowohl Bodenbeschaffenheit, als auch Regenmenge anbetrifft, nur die östlich von der ersten Linie befindlichen Theile der argentinischen Republik, also die vier Litoralprovinzen Buenos Aires, Santa Fé, Corrientes und Entre Rios und das augenblicklich noch fast unbewohnte auch noch sehr entlegene Territorium Misiones, einer intensiveren Kultur fähig sind. In den übrigen Theilen des Landes ist nur da mit einiger Sicherheit auf Erträge des Feldbaues zu rechnen, wo, wie oben erwähnt, die von den Bergen kommenden Flüsse und Wasserläufe zur Berieselung des Bodens benutzt werden können. (Siehe im Buche des Herrn Napp die Abhandlung des Herrn Dr. Lorentz, Seite 116—121, und im Buche des Herrn Dr. Burmester, Seite 352—355.) Eine Ausnahme machen, wie auch schon oben erwähnt, die Provinz Tucuman und die östlichen Theile der Provinzen Salta und Jujuy, in welchen es, wahrscheinlich wegen der dort befindlichen hohen und bewaldeten Gebirge, welche die feuchten Südostpassatwinde auffangen, sehr häufig und in grossen Mengen, hauptsächlich aber auch nur im Sommer regnet. In den Provinzen Mendoza und San Juan regnet es in der Regel im

ganzen Jahr nur zwei bis drei Mal, in den Provinzen Rioja und Catamarca noch seltener. Alles Land dieser Provinzen, welches nicht künstlich bewässert werden kann, ist daher eine echte Wüste, und wird es auch wohl bleiben. In den Provinzen Córdoba, San Luis und Santiago regnet es öfter, jedoch sind in einigen Strichen dieser Provinzen auch schon Perioden vorgekommen, in welchen in anderthalb, selbst zwei Jahren, kein Tropfen Regen gefallen ist. Die günstigsten Distrikte dieser Provinzen sind die südlicheren, die Gegenden bei der Stadt Rio Cuarto am Flusse gleichen Namens und bei Villa Mercedes am Rio Quinto.

Dritte Abtheilung.

Viehzucht im Allgemeinen.

Die Haupteinnahmequelle der Bewohner der Argentinischen Republik sowohl als auch der Banda Oriental ist, wie ja weit und breit bekannt, die Viehzucht, und zwar zum bei weit grösstem Theile extensive Viehzucht. Jedoch ist der dortige Viehzüchter kein Nomade; er besitzt oder pachtet das Land, auf welchem sein Vieh weidet, auch ist das Vieh, wenigstens Rinder und Pferde, an seine Weideplätze, „querencias“ gewöhnt, und nur bei Futtermangel ist er genöthigt, andere Weideplätze aufzusuchen, d. h. zu miethen.

Die Vortheile, welche die Viehzucht in diesen mit einem so günstigen Klima gesegneten Ländern dem Menschen vor allen anderen Erwerbszweigen bietet, können mit wenigen Worten wohl nicht bezeichnender veranschaulicht werden, als wie es ein Estanziero der Provinz Santa Fé, mit Namen NICOLAS MARIA ALVAREZ that, mit welchem ich mich über die verschiedenen Produktionsgebiete des Landes unterhielt und demgegenüber ich unter Anderen auch die in den inneren Provinzen betriebene Minenindustrie erwähnte. Dieser Mann, selbst in verhältnissmässig kurzer Zeit durch Viehzucht reich geworden, antwortete mir darauf wörtlich: „*Amigo, déjese de minas é historias, pues en este pais no hay mejor mina que las vacas, devalde les sirve el toro de barretero.*“ Eine wörtliche Uebersetzung dieses freilich etwas derben, aber wahrhaft klassischen Ausspruches, will ich lieber unterlassen, da derselbe nicht recht salonfähig ist; der Sinn in freier Uebersetzung ist ungefähr folgender: „Mein Freund, lassen Sie Minen und dergleichen Geschichten bei Seite, denn in diesem Lande giebt es keine bessere Mine als die Kühe; die Ausbeute dieser Mine verursuacht dem Menschen speciell blitzwenig Mühe, und was eine grosse Hauptsache ist, keine unnützen Kosten.“

Die Art und Weise, diese ergiebige Minenindustrie zu betreiben, war aber bis in die neueste Zeit und ist es mit Ausnahme der grösseren hauptsächlich in der Provinz Buenos Aires belegenen Etablissements, welche in den letzten Jahren angefangen haben, rationeller zu wirthschaften, auch noch heute, eine Viehzucht in allerprimitivster Form. Man überlässt das Vieh, welches ja Jahr ein, Jahr aus, draussen geht, ganz sich selber; die einzigen Arbeiten, welche man sich machte, bestanden im Marken der Thiere mit dem Brand oder Zeichen des Besitzers, Kastriren der männlichen Thiere, und bei Verkäufen an die Schlachter oder an andere Estanzieros, in dem Abliefern der verkauften Thiere. Eine grosse ausserordentliche Arbeit war es schon, wenn man bei anhaltenden Dürren (leider kommen diese auch in der regenreicheren Zone sehr häufig vor und dauern manchmal zwei bis drei Monate und länger) und dem daraus resultirenden Austrocknen der kleinen Lagunen im Campe, gezwungen war, für sein Vieh Wasser zu ziehen, was allerdings bei einem Bestande von einigen Tausenden Stück Hornvieh keine geringe Arbeit ist.

Wildes herrenloses Vieh oder sogar Büffel, sowie auch wilde Pferde, welche jeder beliebige Abenteurer nur nach Gutdünken einfangen oder tödten kann, wie man in Europa noch vielfach glaubt, giebt es ausser einigen wenigen in der offenen unbewohnten Pampa versprengten und verlaufenen Thieren nicht. Jedes Stück Vieh, sei es ein Pferd, Rind, Schaf oder Ziege, hat seinen Besitzer, dessen Brandmarke oder Zeichen es trägt. Keines dieser Hausthiere existirte im Lande vor der Entdeckung durch die Spanier; sie sind sämmtlich erst von letzteren eingeführt worden.

Vierte Abtheilung.

Rindviehzucht.

Die Zucht des Rindviehs, des Grundsteines der menschlichen Existenz und des Wohlstandes in den La Plata-Ländern, wird in allen argentinischen Provinzen betrieben, doch hauptsächlich in den Litoralprovinzen; dann folgen die Provinzen Santiago, Córdoba und San Luis; in den übrigen Provinzen ist sie weniger bedeutend, weil hier natürliche Weiden äusserst spärlich sind. Hier beschäftigen sich die Leute mehr mit dem Fettmachen von gekauftem Vieh auf künstlich bewässerten Luzernefeldern. Das fettgemachte Vieh treiben sie dann nach Chile und nach Bolivien. Die Race ist im Ganzen freilich keine besondere, denn wenn man bedenkt, dass bei Verkäufen von schlachtbaren Kühen an die Schlachter, diese stets nur die gesündesten und fettesten Thiere aussuchen, alle schwächlichen, mageren aber zurücklassen, und diese dem Estanziero zur Nachzucht bleiben, so hat man eine Vorstellung, wie es mit der Verbesserung der Race seines Viehstapels bestellt war. Das Alter, in welchem die schlachtbaren Thiere, hauptsächlich natürlich aus Ochsen bestehend, an die Schlachter verkauft werden, ist gewöhnlich das von $2^1/_4$—$2^3/_4$ Jahr.

Das für einen Europäer anziehendste Schauspiel ist nun ohne Zweifel dasjenige, wenn irgend eine Arbeit mit diesem Rindvieh vorgenommen werden soll, da die Thiere ja nicht zahm sind, und man ihrer nur mit Gewalt habhaft werden kann. Diese Arbeiten sind:

1. Das Aufsetzen der Marken vermittelst eines heissen Eisens (in der Regel setzt man die Marke auf den linken Hinterschenkel) und entweder gleichzeitiges oder späteres Kastriren der männlichen Thiere. Man wählt zu dieser Arbeit der Fliegen wegen eine kühle Jahreszeit.

2. Das Abliefern der an die Schlachter verkauften Thiere.

3. Das Abliefern und Ummarken der an einen anderen Estanziero verkauften Thiere.

Die letztere Arbeit ist die mannigfaltigere, schwierigere, und weil es sich dabei um die Handhabung grosser wüthend werdender Stiere handelt, auch die gefährlichste. Man bedarf hierzu wenigstens fünf Leute, darunter drei berittene, von welchen zwei mit dem Lazo arbeiten müssen, sogenannte Enlazadores, und zwei Leute zu Fuss, welche die Marken am Feuer erhitzen und zum Arbeitsplatze bringen. Gearbeitet wird theils innerhalb, theils ausserhalb eines sogenannten Corral, einer aus Pfahl an Pfahl bestehenden starken Umzäunung. Der Lazo ist ein aus vier Streifen roher, gut gefetteter Rindshaut geflochtener ca. 1 bis $1^1/_4$ cm im Durchmesser haltender Strang von ca. 14—18 Meter Länge, an dessen einem Ende ein ca. 5 cm im Durchmesser haltender starker eiserner Ring befestigt ist, um vermittelst eben dieses Ringes eine Schlinge bilden zu können. Das andere Ende des Lazo hat der Reiter nun nicht etwa um seinen Arm gewickelt, oder lose in der Hand, wie es auf so vielen Illustrationen naiver Reisebeschreibungen abgebildet wird, sondern sitzt an der rechten Seite seines Pferdes am Sattel befestigt. Es ist selbstverständlich, dass Sattel und Sattelgurt für den Zweck eingerichtet sind, und die nöthige Stärke haben, um einen tüchtigen Ruck aushalten zu können.

Der eine der Enlazadores sucht nun die Schlinge einem der Rinder um die Hörner zu werfen; sobald der Lazo sitzt, macht das gefangene Thier natürlich die verzweifeltesten, jedoch vergeblichen Anstrengungen, um sich von demselben zu befreien. Jetzt sucht man das gefangene Thier ausserhalb des Corral oder in einen zweiten Corral zu treiben, um es von den anderen Thieren, welche ja nach und nach alle an die Reihe kommen, zu trennen. Draussen oder im zweiten Corral angelangt, sucht nun der zweite Enlazador die Schlinge seines Lazo so zu werfen, dass das fragliche Thier mit beiden Hinterbeinen in dieselbe geräth. Sobald dieser Umstand eintritt, zieht er schnell die Schlinge zu und reitet nach hinten weg, bis der Lazo straff ist. Das Thier befindet sich nun von zwei straff gespannten Lazos gefangen und fällt meistens schon bei den Versuchen, sich aus dieser gespannten Lage zu befreien, auf eine Seite. Fällt es jedoch noch nicht um, so treibt der dritte Reiter das von ihm gerittene Pferd mit dessen Brust gegen die Rippen des ausgespannten Thieres und wirft es auf diese Weise gewaltsam auf die Seite. Jetzt kann man die gewünschten Arbeiten, Marken etc. mit dem Thiere vornehmen. Hat man solche beendigt, so gilt es natürlich das meistens aufgeregte und wüthende Thier wieder von dem Lazo zu befreien und mit den etwa schon gemarkten Thieren zu vereinigen. Zu diesem Zwecke reitet der dritte Reiter dicht an das am

Boden liegende Thier, dessen gefesselte Hinterbeine vom zweiten Enlazador, um das Thier am Aufstehen zu verhindern, immer straff nach hinten gezogen werden, heran, steigt vom Pferde und nimmt die Schlinge des ersten Lazo behutsam von den Hörnern herunter. Sobald dieser dritte Reiter wieder sein Pferd bestiegen hat, braucht der zweite nur seinen Lazo etwas zu lockern. Das am Boden liegende Thier wird dann sofort seine Hinterfüsse bewegen, die Schlinge abstreifen und aufspringen. Oft rennt das wuthentbrannte Thier dann auf den nächsten seiner Peiniger ein, welcher jedoch dem Anlauf geschickt auszuweichen weiss.

Erst in allerneuester Zeit hat man angefangen, häuptsächlich auf den grösseren Estanzias in den Provinzen Buenos Aires und Santa Fé, eine rationellere Wirthschaftsweise zu befolgen. Man hat zu diesem Zwecke die Campe mit Pfählen und Draht eingefriedigt, was bei der grossen Ausdehnung derselben und dem Mangel an Holz in der Provinz Buenos Aires und dem südlichen Theile der Provinz Santa Fé freilich sehr kostspielig ist. Jeder Pfahl von Ñandubey-Holz, eines sehr harten, in den Provinzen Entre Rios und Corrientes sowie im Chaco wachsenden Baumes, kostet je nach Grösse 1½ bis 3 Mark. Dann hat man auf Auffrischung des Blutes und Verbesserung der Race Bedacht genommen und hat zu diesem Zwecke Stiere und auch Kühe aus Europa importirt. Die hierbei am meisten zur Verwendung gelangende Race ist die englische Durham oder Shorthorn, und rühmt man diesen Thieren nach, dass sie bei selbst knappem Futter noch einen genügenden Fleischansatz bilden. Die Häute der so erzielten Mestizorace sind freilich nicht so kräftig und so werthvoll als die der bisherigen Pampas-Race. Auch Zuchtstiere der Hereford-Race sind, wenn auch in beschränkterem Maasse, eingeführt worden. Die Mastfähigkeit der mit der Hereford-Race erzielten Mischlinge steht solchen mit der Durham-Race erzielten allerdings bedeutend nach; die Mestizos der Hereford-Race haben jedoch eine dickere und kräftigere Haut und sind widerstandsfähiger gegen Witterungseinflüsse. Ein dem mit den Verhältnissen des Landes noch nicht vertrauten Europäer auch sehr auffallender Umstand ist der, dass man oft auf Estanzias stösst, auf welchen 10,000 und mehr Kühe gehalten werden und man sich auf einer solchen Estanzia vergeblich nach einem Tropfen Milch oder einer Messerspitze voll Butter umsieht.

Das von den Estanzieros zum Zwecke des Schlachtens verkaufte Vieh wird nun entweder in den städtischen Schlachtereien oder in den sogenannten Saladeros geschlachtet. Letztere sind grosse, an einem

zum Verschiffen der Produkte geeigneten Platze gelegene Etablissements, welche jedoch meistens nur in den Monaten des Hoch- und Spätsommers, vom Dezember bis März und April etwa, arbeiten. In diesen Monaten ist das Vieh gewöhnlich am fettesten und die schlachtbaren Thiere am billigsten, während es im Winter oft sehr schwer hält, hinreichend schlachtbares Vieh für die städtischen Schlachtereien aufzutreiben. In einem solchen Saladero können in der Regel an einem Tage 400 bis 600 Stück Hornvieh geschlachtet werden. Die Häute werden gesalzen, ebenso die grösseren in Scheiben von ca. 3 bis 4 cm Dicke zertheilten Fleischmassen; die Knochen mit den daran sitzenden Fleischmassen und die fetten Theile werden in grosse Kufen gepackt, in welchen vermittelst hineingeleiteter Wasserdämpfe der in jenen Theilen enthaltene Talg, ca. 28—30 Pfund per Kopf, ausgeschmolzen wird. Mit den auf diese Weise von Talg befreiten Fleisch- und Knochenresten, werden dann die Oefen der Dampfkessel wieder geheizt.

In früheren Zeiten wurden nun auf diesen Saladeros die einzelnen Theile der Thiere noch nicht so verwerthet wie jetzt, und wurden die Thiere eigentlich nur der Häute wegen geschlachtet. Heute lässt man jedoch fast Nichts mehr unbenutzt. Die Häute und der Talg gehen fast ausschliesslich nach England, dem Canal oder den Nordseehäfen. Das gesalzene und gedörrte Fleisch, *carne tasajo*, von welchem jedes Stück Vieh nur ca. 120 spanische Pfund ca. 55 kg liefert, geht nach Brasilien und Habana. Hörner, Beinknochen und Knochenasche gehen theils als Ballast, theils als Garnirung des Schiffes mit den Häuten und Talg. Das Blut wird auf einigen Saladeros getrocknet und dient als Dünger; selbst die Därme werden theilweise getrocknet, theilweise gesalzen, und gehen nach Spanien zur Wurstfabrikation. Die vorwiegend Leim enthaltenden Theile, als einige dicke Sehnen etc. werden getrocknet. Der Haarbüschel des Schwanzes wird gewaschen und getrocknet.

Auf diesen Saladeros werden nun nicht allein Rinder, sondern auch fette Hammel und fette Stuten geschlachtet. Das Fleisch dieser Thiere wird jedoch als solches nicht verwerthet. Die Felle der Hammel werden getrocknet, die von den Eingeweiden befreiten Körper werden dann ebenfalls in die grossen Kufen gepackt und der in ihnen enthaltene Talg ausgedampft. Man rechnet auf einen fetten Hammel 18—20 Pfund Talg. Die Fleischreste dienen ebenfalls wieder zur Feuerung. Von den Stuten werden die Häute gesalzen und die fettesten Theile der Thiere werden ebenfalls ausgedampft, bei welchem Verfahren man ein sehr feinflüssiges und in hölzernen Gebinden schlecht

versendbares Oel gewinnt. Die grossen, kein Fett enthaltenden Muskelmassen dienen zur Fütterung, aber nicht zur Mastung von Schweinen.

Eine auffallende Thatsache ist, dass fast der gesammte Saladerobetrieb, welchen früher meistens Engländer inne hatten, sich jetzt in Händen von Italienern befindet.

Die Zahl des Hornviehes in der argentinischen Republik schätzt man auf 14—15 Millionen, wovon ein starkes Drittel auf die Provinz Buenos Aires fällt. Der Preis desselben ist in letzter Zeit enorm gestiegen, ungefähr um das Doppelte, und bezahlt man heute per Kopf in Heerden al corte, d. h. wie es läuft, gross und klein, alt und jung, 10 Pesos fuertes für das Vieh der einheimischen Race. Für Mestizovieh, d. h. welchem $1/4$ bis $1/2$ Shorthorn Blut zugesetzt ist, bezahlt man 30 bis 60 pCt. mehr. Zahme Zugthiere und Milchkühe kosten jedoch das Doppelte bis Vierfache. Für $2^1/_2$ jährige Schlachtochsen hat man bis 16, selbst 18 Patacons bezahlt.

Krankheiten ist das Rindvieh ausser der Maul- und Klauenseuche, welche ihren Grund wohl einzig in ungenügendem Futter und schlechtem Trinkwasser hat und einmal aufgetreten freilich ansteckend wirkt, sonst nicht leicht ausgesetzt.

Fünfte Abtheilung.

Pferdezucht.

Noch vernachlässigter als die Rindviehzucht ist die Pferdezucht geblieben. Man findet, Ausnahmen abgerechnet, bei welchen man wirklich über die enorme Ausdauer und Leistungsfähigkeit im Reitdienste dieser im Durchschnitt nur kleinen und unansehnlichen Thiere staunen muss, im Allgemeinen doch nur Jammergestalten. Die besten und grössten einheimischen Pferde findet man im Süden und Südosten der Provinz Buenos Aires und besonders in einem Distrikte, Montes Grandes genannt. Je weiter nach Norden und nach den inneren Provinzen hinauf, desto kleiner, erbärmlicher und verkümmerter sind die Pferde. Der fremde Reisende freilich, welcher nur die Stadt Buenos Aires besucht, wird vor den Equipagen, Mieth- und Lastfuhrwerken gut genährte, schöne, selbst hochelegante Pferde sehen und natürlich eine günstige Ansicht von dem Stande der argentinischen Pferdezucht bekommen. Man muss aber bedenken, dass das beste Pferdematerial des ganzen Landes sich in der einen Stadt Buenos Aires koncentrirt, und dass die hocheleganten Wagenpferde Nachkommen von englischen Vollblut, Cleveland und Trakehnerpferden sind, welche erst in neuester Zeit in einzelnen Etablissements gezüchtet worden sind. Unter diesen sind die bedeutendsten Santa Rita in der Provinz Buenos Aires, Eigenthum des Herrn Carlos Casares, welcher vorwiegend mit Trakehnern, und Las Rosas in der Provinz Santa Fé, Eigenthum des Herrn Kemmis, welcher nur mit englischem Vollblut züchtet. Um schwere Karrenpferde zu züchten, hat man eine Anzahl von Hengsten der Suffolk, Clydesdale, Percheron und ähnlicher Racen eingeführt.

Wer jedoch Gelegenheit gehabt hat oder gezwungen gewesen ist, Jahre seines Lebens im Campe auf Pferdesrücken zu verbringen, besonders aber, welcher in der Lage gewesen ist, in den inneren

Provinzen Reisen auf den meistens wunden, oft gänzlich von Haut entblössten Rücken von sogenannten Postpferden zu machen, bei diesen Ritten unzählige Male mit den elenden Thieren gestürzt ist und an seinen eigenen Knochen Schaden gelitten hat, der bekommt erst einen richtigen Begriff von dem durchschnittlichen Stande der argentinischen Pferdezucht.

Bei dem Züchtungssystem, welches die Estanzieros nun befolgt haben und auch gewissermassen befolgen mussten, kann Einen ein solcher Zustand nicht Wunder nehmen. Die ewigen Revolutionen und inneren Kriege einerseits und die Unzahl der Pferdediebe andererseits, verleideten den Estanzieros die Pflege des Pferdes. Die Antwort, welche mir auf meine spöttische Bemerkung über seine kleinen miserablen Wagenpferde ein wohlhabender Estanziero der Provinz Santa Fé, ein Herr Maximo Uranga, gab, ist bezeichnend genug. „Ja,“ sagte derselbe, „da kommen nun solche superklugen Leute aus der Stadt nach dem Camp hinausgeritten, reiten ihr schönes, mit Korn gefüttertes Pferd und machen sich lustig über uns Estanzieros, die wir mit elenden, nur auf die dürftige Campweide, auf welcher oft monatelang kein grüner Halm zu sehen ist, angewiesenen Kracken (*mancarrones*) spazieren fahren. „Sehen Sie,“ fuhr er fort, „diese elenden, schlecht aussehenden Pferdchen genügen vollkommen, um mit ihnen Rindvieh zu laziren, Schafe zu hüten und auch um meinen Wagen bis nach der Stadt zu ziehen, und keinem Menschen fällt es ein, mir dieselben zu stehlen. Habe ich aber grosse, schöne, wohlgenährte und werthvolle Pferde, so werden mir solche in der ersten Nacht gestohlen.“

Ich konnte nicht umhin, dem Manne in vieler Beziehuug Recht zu geben. Denn der Estanziero, welcher seinen Camp nicht eingefriedigt hat und ein gutes Pferd des Nachts draussen im offenen Camp lässt, muss sich darauf gefasst machen, dass ihm ein solches gestohlen wird. Gelegenheit macht eben Diebe, in Argentinien so gut wie in Deutschland. Der Estanziero aber, welcher seinen Camp eingefriedigt hat und seine werthvollen Pferde dann des Nachts noch in einer engeren Umzäunung in der Nähe seines Hauses aufschliesst, wird so leicht nicht zu befürchten haben, dass man ihm solche stiehlt. Die Gefahr der vielen kleinen Provinzial-Revolutionen ist auch, seitdem in den Jahren 1874 und 1880 die Nationalregierung die in diesen beiden Jahren noch in's Werk gesetzten grösseren Revolutionen siegreich unterdrückte und durch Erhebung der Stadt Buenos Aires zur Bundeshauptstadt und durch Abschaffung der bis dahin bestehenden Provinzialtruppen ihre Macht als Centralgewalt den einzelnen Provinzen

gegenüber bedeutend befestigt hat, fast ganz geschwunden. Auch ist durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes und durch Erwerbung zahlreicher für die grossen Ströme berechneten Kriegsschiffe, unter welchen einige Panzerfahrzeuge, die Nationalregierung in den Stand gesetzt, binnen kurzer Frist selbst nach den entlegensten Provinzen Truppen in genügender Anzahl zu senden, um die etwa gestörte Ordnung wiederherzustellen. Schliesslich, und das ist die Hauptsache und die beste Garantie für eine zukünftige Aufrechterhaltung der Ordnung in diesem Lande, haben die Revolutionäre von Profession und deren Revolutionsmaterial, die Gauchos, d. h. die eingeborenen Campbewohner niedriger gewöhnlicher Herkunft, bei dem Verlauf der letzten beiden grösseren Revolutionen in 1874 und 1880 sich überzeugt, dass mit den modernen Waffen der Truppen, den Krupp-Kanonen und Remington-Gewehren nicht zu spassen ist, und man mit miserabel berittener und noch schlechter bewaffneter, gänzlich undisciplinirter Kavallerie hiergegen nichts ausrichten kann. In früheren Zeiten waren diese Revolutionen meistens sehr unblutig, auch der schlechten unwirksamen Waffen wegen für die Betheiligten sehr ungefährlich, dabei aber sehr langwierig. Die feindlichen Parteien zogen Monate lang umher, sich sorgfältig eine der anderen ausweichend, und galt die Vernichtung eigentlich mehr den fetten Kühen und den Pferden der Estanzieros. Auch füllten sich, je länger der Wirrwarr dauerte, die Säckel der Heerführer, der Armeelieferanten, meistens Verwandte oder doch gute Bekannte der ersteren, und sonstiger zahlreicher eifriger Patrioten am vollsten. In dieser Hinsicht hat also die furchtbare Wirkung der modernen Waffen wirklich etwas Gutes zur Folge gehabt.

Ein anderer Umstand, welcher mein Urtheil über die argentinische Pferdezucht bestätigt, gegenüber den oft phantastischen Schilderungen, welche einem zu Gehör oder zu Gesichte gelangen, ist die Thatsache, dass vor ungefähr fünf Jahren eine Kommission französischer Offiziere, welche nach Buenos Aires kam, um, im Falle sie passendes und genügendes Material fände, Pferdeankäufe in grösserem Maassstabe — man sprach von 10,000 Stück — für das französische Heer zu machen, nach einiger Zeit unverrichteter Sache wieder nach Frankreich zurückgekehrt ist. Es soll das nun nicht so verstanden werden, als ob gar kein Pferd des ganzen Landes die erforderlichen Eigenschaften an Grösse und Körperformen etc. gehabt hätte, aber diejenigen schon mit einiger Sorgfalt gezüchteten Pferde, welche wohl gepasst hätten, werden eben in Argentinien schon mit Preisen bezahlt, welche einen Export derselben unmöglich machen.

Vor ca. 7 bis 8 Jahren hatte man auch angefangen, Pferde von Buenos Aires nach Europa, hauptsächlich nach Bordeaux, Hâvre und Antwerpen zu exportiren, da man allgemein glaubte, dass ein solches Geschäft Rechnung lassen müsste. Die Pferde kamen auch an Bord von Dampfern meistens gut hinüber, einige derselben holten auch ganz anständige Preise, 800—1000 Francs, die Mehrzahl derselben wurde jedoch zu niedrigen Preisen verkauft, zu 300—400 Francs, so dass das Geschäft, da man ca. 300 Francs oder 60 Patacons an Fracht bezahlen musste, kein lukratives war und man bald wieder Abstand davon nahm. Ich habe in den Strassen von Bordeaux verschiedene an ihren Brandmarken als Argentiner leicht kenntliche Pferde gesehen, welche sich neben den grossen Percheronschimmelhengsten freilich winzig genug ausnahmen.

Die Pferde einheimischer Racen, von denen im Allgemeinen ja auch hier nur die Rede ist, sind, wie oben erwähnt, mit Ausnahme derjenigen aus den südöstlichen Distrikten der Provinz Buenos Aires durchschnittlich von unbedeutender Grösse. Ein Pferd von über 1,57 bis 1,58 Bandmaass ist schon ein grosses Pferd, die meisten sind unter 1,50 Bandmaass. Es ist nun nicht die geringe Grösse allein, weshalb die Thiere speciell zum Gebrauche in Europa so wenig Werth haben, denn die kleinen Pferde sind genügsamer, zäher und ausdauernder, als die grossen, schweren, sondern hauptsächlich wegen des für europäische Gebrauchszwecke meistens sehr unvortheilhaften Körperbaues.

Wenn man aber bedenkt, dass der Estanziero stets die besten Stuten, die sich vermöge einer gesunden Konstitution besser nährten und auch mehr Fettansatz bildeten, an die Saladeros verkaufte, die grössten und stärksten männlichen Füllen ferner kastrirte, um solche später zu zähmen und als Pferde zu verkaufen oder selbst in Gebrauch zu nehmen, die allerelendesten und voraussichtlich später unverkäuflichen aber als Hengste laufen liess, von Blutauffrischung garnicht zu reden, so braucht man eben nicht speciell Gestütskunde studirt zu haben, um einzusehen, dass bei einer solchen Wirthschaftsweise die Race nach und nach immer mehr zurückkommen musste. Gute Pferde wurden eben bei den Revolutionen sofort requirirt, in Friedenszeiten gestohlen, folglich verlohnte es sich nicht der Mühe, Zeit, Sorgfalt und Geld an die Verbesserung seiner Race zu verwenden, da solches ja nur negative Resultate zur Folge gehabt haben würde. Die Ansicht des Herrn Maximo Uranga von der Sache war, so sonderbar solche auch scheinen mag, unter diesen Umständen die richtige.

In neuerer Zeit jedoch, in welcher die Gefahr der Revolutionen

allem Anscheine nach bedeutend geschwunden ist, und man angefangen hat die Campe zum grossen Theile mit Einfriedigungen zu versehen, die grösseren Estanzieros auch keine Kosten scheuen, um gutes, aus Europa fast wöchentlich importirtes Hengstmaterial zu kaufen, wendet sich die Sache allmählich zum Besseren. Auch die grosse Menge der kleineren Besitzer wird, sobald geordnete politische Zustände andauern, bald einsehen, dass, anstatt die besten Stuten für ca. 5—6 Patacons an die Saladeros zu verkaufen, es für sie vortheilhafter sein wird, die schönsten derselben zur Zucht zu behalten und gute Hengste zu kaufen. Sie werden dann, abgesehen davon, dass sich ihr Stutenmaterial von Jahr zu Jahr verbessert, die jungen dreijährigen Pferde anstatt wie bisher zu 8—15, künftig zu 30—50 Patacons per Kopf verkaufen können. Auch wird man dann, sobald nur einigermassen günstige Körperformen und kräftige Beine mit starken, breiten Gelenken, und eine durchschnittliche Grösse von 1,57—1,60 m erzielt werden, einen lebhaften Pferdeexport nach Europa betreiben können.

Die Begriffe, welche der Estanziero und der Gaucho im Allgemeinen nun vom zweckmässigen Bau eines Pferdes haben, sind freilich sehr beschränkte. Die einzigen Formen, auf welche sie vernünftigerweise bei einem Pferde, von welchem sie grosse Ausdauer im Reitdienste verlangen, achten, ist, dass ein Pferd möglichst kurzen Rücken und kurze Vorderfessel habe. Wegen schmaler, kurzer und abschüssiger Kruppe, steiler Stellung der Schulter, kurzer Schulter, schwachen Knie- und Sprunggelenken habe ich noch nie eine Bemerkung von ihnen machen hören. Dann stecken sie voller Vorurtheile und Aberglauben wegen Farben und Abzeichen; als besonders gutes Zeichen gelten ihnen lange Ohren und zwei weisse diagonal gezeichnete Füsse, während ich stets gefunden habe, dass bei Pferden, welche, ohne Hufeisen zu tragen, grosse Strecken zurücklegen sollen, schwarze Füsse und schwarze Hufe ohne Ausnahme die dauerhaftesten gewesen sind. Füchse und Mohrenschimmel gelten als besonders ausdauernd. Der Gauche sagt:

Caballo tostado
Antes muerto, que cansado.

Ferner hat man mich auf einen Nachtheil aufmerksam gemacht, welchen die Schimmel an sich haben sollen und welcher in Europa wenig bekannt sein dürfte. Wenngleich man auch schon oft gelesen hat, dass der und der Schimmel in einer Schlacht dem ihn reitenden Feldherrn verderblich geworden ist, weil die Feinde sich denselben als Zielscheibe ausersehen hatten, so dürfte es doch neu sein, dass ein Schimmel auch mit Vorliebe vom Blitze bedroht ist. Ich habe diese

Ansicht natürlich bezweifelt und belächelt, mir ist jedoch von ernsthaften Leuten solches bestätigt worden. Man hätte immer bemerkt, dass, wenn Thiere vom Blitze getödtet würden, vorzugsweise weisse Thiere dieser Gefahr ausgesetzt seien, und sei es daher nicht rathsam, während eines Gewitters einen Schimmel zu reiten.

Das Zähmen der jungen Pferde geschieht nun meistens in einer höchst brutalen Weise und auch in der Regel zu früh. Das zu zähmende Thier wird zu diesem Zwecke mit dem gesammten Trupp in den mehrfach erwähnten Corral getrieben, hier gerade wie beim Rindvieh lazirt und ausserhalb des Corral geworfen, nur dass man den ersten Lazo, anstatt wie beim Rindvieh um die Hörner, hier um den oberen Theil des Halses wirft. Hin und wieder passirt es dann natürlich, dass das gefangene Thier bei dem hierbei vorkommenden Hinstürzen, Ueberschlagen etc. sich Gliedmassen bricht oder einen Halswirbel verrenkt und auf der Stelle verendet, ein Umstand, welchen der Gaucho dann natürlich dem Thiere zur Last legt. Dem am Boden liegenden Thiere wird nun ein besonders starker Halfter angelegt. Ist ein solches Pferd nun kräftig und sehr ungeberdig, so dass der Bändiger, der *Domador*, es nicht wagt, dasselbe gleich zu reiten, so lässt man es wieder aufspringen und schnürt es unter Zuhülfenahme zahmer Pferde an drei tief in die Erde gegrabene oben mit einander verbundene starke Pfähle, und zwar mit dem Kopfe so hoch, dass es sich nicht hinlegen, auch mit den Vorderbeinen nicht verwickeln kann. Hier lässt man es dann einige Zeit, ein bis zwei Tage etwa, ohne Futter und Wasser stehen, bis dass es etwas mürbe geworden ist, um es dann zu satteln. Ist der Domador jedoch bereit das Thier gleich zu reiten, so wird demselben, während es noch am Boden liegt, das erste Gebiss, der sogenannte *bocado*, angelegt. Dieses ist ein einfacher, dünner Streifen roher ungegerbter Rindshaut, jedoch durch tüchtiges Einfetten und Reiben weich und geschmeidig gemacht, welcher um die zahnlose Stelle des Unterkiefers gebunden wird und an welchem die Zügel befestigt werden; das andere Ende der Zügel wird vorläufig in der Mähne festgebunden. Die Hinterbeine werden darauf oberhalb des Köthengelenkes vermittelst einer sogenannten *manea* in einem Abstande von ca. 20 cm gefesselt. Darauf lässt man das Thier aufspringen und nachdem es durch fortgesetztes Ausschlagen etc. vergeblich versucht hat, sich der manea zu entledigen und sich vorläufig in dies Schicksal ergiebt, werden ihm auch vermittelst eines sogenannten *maneador* die Vorderbeine gefesselt, jedoch nicht unten an den Röhren, sondern oben am Vorarm, so dass das Thier die unteren Theile der Vorderbeine

ziemlich frei bewegen, jedoch nicht einen Vorarm allein erheben kann, um den an es herantretenden Menschen zu schlagen und zu verletzen. Jetzt tritt ein Mann an die linke Seite des Pferdes heran, greift mit seiner linken Hand in den Halfter und packt mit der rechten das linke Ohr des Pferdes, um es auch am Beissen zu verhindern. Hierauf kann man ohne Gefahr seitwärts an das Thier herantreten, um es zu satteln. Der Sattel eines Gaucho, *recado* genannt, ist nun ganz verschieden von unseren europäischen Sätteln; er besteht ausser dem eigentlichen für die Rückenform des Pferdes berechneten Sattelgestell aus einer Unzahl von Decken und Geschichten, welche dem Gaucho zugleich als Bett dienen, es bei einem einigermassen starken Winde aber für einen einzelnen Mann fast unmöglich machen, ein Pferd zu satteln. Der recado eines Domador hat noch in der Regel vorne etwas erhaben eine kurze mit Leder umpolsterte eiserne Querstange, um den Knieen des Reiters einen Halt zu geben, damit derselbe bei heftigem Ausschlagen des Pferdes nicht nach vorne auf dessen Hals geworfen wird. Ist das Pferd gesattelt, so besteigt es der Domador, und zwar barfuss. Das Thier hält in der Regel ganz stille, da es ja sowohl an den Hinter- als auch an den Vorderbeinen gefesselt ist, auch noch am Halfter und Ohr festgehalten wird. Originell sind die Steigbügel und Steigbügelriemen eines Domador. Diese bestehen aus einem dünnen Streifen ungegerbter Haut, an deren unterem Ende ein kleines Querholz befestigt ist. Auf dieses Querholz stellt der Domador die Zehen seines nackten Fusses, und zwar so, dass der Streifen Haut zwischen der grossen und zweiten Zehe hindurchgeht. Ein solcher Steigbügel hat den Vorzug, dass der Reiter, im Falle er abgeworfen werden sollte, nie in demselben hängen bleiben kann. Sowie der Domador sitzt und die Zügel ergriffen hat, werden die Fesseln der Vorder- und Hinterbeine behutsam aber schnell gelöst, Halfter und Ohr losgelassen und das Pferd befindet sich in seinen Bewegungen unbehindert. Oft ereignet es sich dann, dass das Thier unbeweglich stehen bleibt und erst mit Schlägen zum Laufen angetrieben werden muss; in den meisten Fällen wird es jedoch die verzweifeltsten Sprünge und Sätze machen, um sich der ungewohnten Last auf seinem Rücken zu entledigen. Dieses gelingt jedoch nur in den allerseltensten Fällen. Schnell sind die dem Domador helfenden Leute zu Pferde gestiegen und begleiten denselben, ihn zwischen sich nehmend. Nach Verlauf von ca. 10 bis 15 Minuten ist das junge Pferd meistens total erschöpft und willenlos. Man sattelt es ab und lässt es, nur mit dem Halfter versehen, laufen. Das Thier wird nun täglich ein

bis zwei Mal geritten, bis es zahm wird. Gewöhnlich magern die Thiere bei dieser Procedur sehr ab. Diejenigen Pferde, welche nicht zahm werden wollen, oder welche eine unangenehme Gangart haben, verkauft man mit den Stuten an die Saladeros zum Schlachten. Es kann Einen nicht Wunder nehmen, dass bei dieser Zähmungsmethode die jungen Thiere vielfache Verletzungen, Quetschungen etc. erhalten, auch zum grossen Theile von vorne herein auf den Vorderfüssen ruinirt werden. Die Gauchos behaupten, dass die Thiere, welche sehr ungeberdig sind, späterhin die besten Pferde abgeben, die frommen und leicht zu zähmenden in der Regel aber wenig taugen. Der gewöhnliche Preis, welchen man einem Domador für das Zähmen eines Thieres bezahlt, ist in der Provinz Buenos Aires fünfzig Papierpesos (ungefähr 8 Mark). Junge ungezähmte Pferde gelten durchweg 150 bis 300 Papierpesos, ausnahmsweise schöne und grosse Thiere natürlich mehr, bis zu 1000 Papierpesos. Ein hohes Alter erreichen die im Camp gebrauchten Pferde in der Regel nicht, weil zu unbarmherzig mit denselben umgegangen wird und dieselben im Winter bei oft elender Weide warm und in Schweiss geritten, sehr durch die Nachtfröste leiden. — Zum Schluss sei noch Einiges über die Leistungsfähigkeit der argentinischen Pferde als Reitpferde gesagt. Man muss hierbei den Umstand berücksichtigen, dass das in Betracht kommende Terrain ein solches ist, wie es nicht günstiger gedacht werden kann. Sind die Pampas nun auch nicht immer eben wie ein Brett, so sind doch die vorkommenden Steigungen so sanft und allmählich, dass stets eine rasche Gangart der Thiere ermöglicht wird. Dann kommt hinzu, dass der Camp — die westlichen, menschenleeren, sandigen Provinzen kommen hier, als für den Europäer vorläufig von geringer Bedeutung, nicht in Betracht — einen lehmigen festen Boden hat, über welchen ein Pferd leicht und ungehindert hinwegläuft, besonders wo eine dichte von den Schafen kurz gehaltene Rasendecke solchen Boden bedeckt.

Man hört freilich oft die unglaublichsten Geschichten über kolossale Ritte, doch täuschen sich die Leute in der Regel etwas in den Entfernungen und schätzen dieselben zu gross. Wenn ein Gaucho erzählt, er habe vier Leguas gemacht, dann sind es in der Regel nur drei gewesen.

Im Süden der Provinz Buenos Aires bei einem Städtchen Guardia del Monte, machten die Nachbarn häufig auf einem Pferde die Reise nach der Stadt Buenos Aires hin und zurück in drei Tagen. Sie ritten am ersten Tage hin, besorgten am zweiten ihre Geschäfte in der Stadt und kehrten am dritten Tage wieder zurück. Sie gaben die Entfernung,

welche in Wirklichkeit nur etwas über zwanzig Leguas beträgt, aber stets zu 28 Leguas an. Ein Mann aus der Nähe von Carmen de las Flores, ca. 35 Leguas von Buenos Aires entfernt, machte die einfache Reise nach letzterer Stadt mit zwei Pferden an einem Tage, d. h. er ritt jedes Pferd nur ca. den halben Weg und liess das andere dann lose neben sich herlaufen. Er schätzte die Strecke natürlich auf 42 Leguas. Ich selbst habe grosse Strecken zurückgelegt, oft in 7 bis 8 Tagen auf einem und demselben Pferde ca. 80—90 Leguas, in welcher Zeit das arme Thier meistens auf nur ganz magere Kost angewiesen war, da ich aus Furcht, dass es gestohlen würde, es des Nachts nicht frei laufen lassen und ihm oft kein anderes Futter bieten konnte, als dis Zweige eines am Hause stehenden Weidenbaumes, an welchem ich es während der Nacht anband. Die grösste Strecke auf einem und demselben Pferde in einem und demselben Tage, die ich je zurückgelegt, sind fünf uud zwanzig volle Leguas, ca. 130 km gewesen. Zwanzig bis zwei und zwanzig Leguas habe ich oft gemacht. Ein deutscher Estanziero in der Provinz Santa Fé, ein glaubwürdiger Mann, versicherte mich, dass er oft in der Lage sei, nach einem von seiner Estanzia 18 Leguas entfernten Punkte in einem Tage hin und zurück reiten zu müssen, und solchen Ritt stets auf einem Pferde zurückgelegt habe. Das wären 36 Leguas, ca. 187 km gewesen. Der Mann hatte eine nur kleine Race Pferde, er selbst war freilich auch nur klein und von sehr geringem Körpergewicht.

Die Zahl der Pferde in Argentinien schätzt man auf ca. 4.500,000. von welchen ca. 2.500,000 auf die Provinz Buenos Aires kommen, Der Durchschnittspreis der ungezähmten, in Heerden al corte, d. h. wie sie laufen, gross und klein, alt und jung, ist nur zwei bis drei Patacons per Kopf, also acht bis zwölf Mark. Auffallend sind die Unmassen Schecken von oft abstossender Hässlichkeit. Schöne und elegante Reit- und Wagenpferde bezahlt man eben so theuer wie in Europa.

Sechste Abtheilung.

Schafzucht.

Von der ganzen Viehzucht ist am La Plata die Schafzucht am rationellsten betrieben worden, obgleich dieselbe erst neueren Datums ist, und erst in den letzten dreissig Jahren ein schwunghafter Betrieb derselben stattgefunden hat. Jetzt bilden die Produkte der Schafzucht, ca. hundert Millionen Kilo Wolle und ca. zwanzig Millionen Kilo Schaffelle jährlich, ausser dem Talg, an Werth schon mehr als die Hälfte der gesammten Ausfuhr. In der letzten Saison sind 245,000 Ballen Wolle aus Argentinien verschifft worden, gegen 19,000 Ballen im Jahre 1851. Merinoschafe oder mit solchen veredelte Schafe findet man jedoch nur in der Provinz Buenos Aires, im Süden der Provinz Santa Fé, im Süden der Provinz Entre Rios und im Süden der Banda Oriental, also südlich vom 32. Breitegrade. In den übrigen Theilen des Landes können dieselben der hartenGräser wegen nicht gehalten werden.

Man unterscheidet nämlich in der Grasvegetation der La Plata-Länder gemeinhin zwei Sorten natürlicher Weiden, den *pasto fuerte* oder *pasto duro*, d. h, hartes Futter und den *pasto tierno*, auch *pasto blando* genannt, d. h. zartes, weiches Futter. Das erstere, pasto fuerte, ist die ursprünglich allgemein verbreitete Art, und bezeichnet man unter diesem Namen in von einander getrennten Büscheln wachsende runde Gräser ohne Halmkoten von gewöhnlich 30—50 cm Höhe. An niedrigen feuchten Stellen stehen dann meistens bedeutend höhere, breitblätterige schilfartige Gräser, welche speciell *paja* und *totora* genannt werden. Auch giebt es Gräser mit ganz harten Spitzen und scharfen Kanten, *pasto bravo* genannt, an welchen die Thiere sich verletzen und welche sie deshalb meiden.

Diesen pasto fuerto findet man noch im Süden und Westen der Provinz Buenos Aires, fast in der ganzen Provinz Santa Fé mit Ausnahme ihres südlichen Theiles in der Umgegend der Stadt Rosario, in

den Provinzen Entre Rios und Corrientes in fast ihrer ganzen Ausdehnung, im Centrum und Norden der Banda Oriental und in den inneren Provinzen Córdoba, San Luis und Santiago etc., soweit überhaupt noch Grasvegetation vorkommt. In den regenreicheren Provinzen Tucuman, Salta und Jujuy kommt wieder etwas pasto tierno vor.

Der pasto fuerto hat sehr lange Wurzeln, wächst und grünt im Frühjahr auch bei grosser anhaltender Dürre und hat den Vortheil, dass er den Thieren Jahr aus, Jahr ein Nahrung bietet, wenn solche auch im Herbste und Winter nur sehr trocken und strohig, und deshalb nur sehr kümmerlich ist. Die Campleute brennen Ausgangs Winter oft grosse Strecken solcher Campe mit pasto fuerte ab, damit die Asche den Boden etwas dünge und im Frühjahr das junge Gras desto ungehinderter emporschiesse. In der Frühjahrs- und Sommerszeit hat es dann für das Vieh den grössten Nährwerth; im Spätsommer, Herbst und Winter dagegen ist es trocken und strohig und hat weniger Werth. Je nach Bodenbeschaffenheit und Feuchtigkeit haben diese Gräser in den verschiedenen Provinzen und Gegenden, obgleich ursprünglich wohl ein und dieselbe Pflanze, freilich ein etwas verschiedenes Aussehen und verschiedene Höhe. Man kann auf den Ländereien mit dieser Grasart jedoch nur Rindvieh, Pferde und rauhe grobwollige Schafe halten. Merinoschafe gehen auf solchen Campen zu Grunde. Durch das jahrelange Beweiden mit Vieh verlieren sich in der von mir angedeuteten regenreicheren Zone der Litoralprovinzen nach und nach diese Gräser und machen allmählich dem pasto tierno Platz.

Mit diesem Ausdrucke bezeichnet man eigentlich süsse, breitblätterige mit Halmknoten versehene Gräser, speciell *gramilla* genannt, aber auch andere mannigfaltige Weidepflanzen. Die wichtigsten unter diesen sind folgende: Zuerst zwei Kleearten, von welchen die eine, selten vorkommende, der Luzerne ähnliche, *trebol de olor* genannt wird, während die andere grosse Flächen des Centrums und Nordens der Provinz Buenos Aires und des Südens der Provinz Santa Fé bedeckende, einfach *trebol* (trifolium) genannt wird. — Letztere ist für den Schafzüchter eine der geschätztesten Futterpflanzen, weil auf den mit diesem trebol bewachsenen Campen die Schafe auch im Winter meistens genügende Weide haben, die Thiere auch mehr Fett und schwerere Wolle liefern, als auf reiner Grasweide. Dem Rindvieh und den Pferden sagt diese Pflanze jedoch im grünen Zustande nicht sonderlich zu, dagegen fressen sie im Hochsommer die trockenen Stengel und Samen sehr gerne, und sind dann ebenso wie die Schafe, obgleich auf dem ganzen Camp kein grüner Halm zu sehen ist und derselbe einer braun

aussehenden Wüste gleicht, am fettesten. Im Frühjahre muss man jedoch diese Kleefelder mit Vorsicht behüten, da das Beweiden des Morgens früh oder des Abends spät, sowie Thau auf den Blättern liegt, für die Thiere gefährlich ist, da denselben der Magen anschwillt und platzt. Der Schafzüchter muss sich ferner, ehe dieser Klee reift und der Same desselben, welcher eine kleine schneckenförmige Klette, *carretilla* genannt, bildet, hart wird und sich der Wolle der Schafe anheftet, beeilen, dieselben vorher zu scheeren, weil die mit Kletten behaftete Wolle einen bedeutend geringeren Werth hat.

Eine ebenfalls gerne gesehene auch sehr verbreitete Pflanze ist eine buntblätterige Distelart, *cardo asnal* genannt, welche im Spätherbste, Winter und Frühjahr, je nach dem vom Regen begünstigten früheren oder späteren Gedeihen dieser Pflanze, solange dieselbe jung ist und ihre Stacheln noch weich sind, den Thieren ein gern gefressenes Futter liefert. Die Samen dieser Distel machen die Thiere ebenfalls sehr fett, auch dienen ihnen die trockenen dicken Stengel zur Nahrung, sowie dieselben dem Campbewohner als Feuerholz dienen. Diese Distel werden oft 8 bis 9 Fuss hoch und stehen so dicht, dass sie jede andere Vegetation ersticken. Noch zwei andere Distelarten kommen vor, welche jedoch der scharfen Stacheln wegen vom Vieh nicht gefressen werden und daher eine Plage sind, *cardo de castilla*, der Artischoke ähnlich, und *cardo negro*. Vom *cardo negro*, welcher sich in letzterer Zeit sehr im Westen und Südwesten der Provinz Buenos Aires verbreitet hat, behaupten einige Estancieros, dass er eine nützliche Futterpflanze sei. Fast alle anderen auf den Weiden vorkommenden Pflanzen nennt der Campbewohner, wenn er deren Namen nicht speciell kennt, schlichtweg „*yuyo*“, unter denen einzelne vom Vieh noch gerne gefressen werden, so z. B. *verbena*, *verdolaga*, andere jedoch nur im höchsten Nothfalle im trockenen Zustande, wenn anderes Futter fehlt, und nennt der Campmann solche *yuyos amargos* (bittere Unkräuter) z. B. *bisnaga*, eine Art Fenchel, *yuyo colorado*, *quinoa*, *rama negra*, *manzanilla*, und andere. An giftigen und den Thieren schädlichen Pflanzen findet man einen sehr hoch werdenden Schierling, *cicuta* genannt, und den gefährlichen feinblätterigen *romerillo*, auch *mio-mio* genannt. Letztere Pflanze stellt sich gewöhnlich auf solchen Campen ein, auf welchen der pasto fuerte im Verschwinden begriffen ist und dem pasto tierno Platz macht. Treibt man nun Vieh, welches diese Pflanze nicht kennt, im hungrigen Zustande auf solchen mit romerillo bestandenen Camp, so werden die Thiere von dieser Pflanze gierig fressen und sterben. Man hat jedoch ein einfaches

Mittel, um die Thiere von dem Genuss dieser Pflanze zurückzuhalten. Zu diesem Zwecke schneidet man mit der Sichel oder Sense eine Menge dieser Pflanzen ab, lässt dieselben etwas antrocknen, und häuft sie des Abends auf die Windseite des Corral, in welchem man die neu angekommenen Thiere eingeschlossen hat. Man zündet die halbtrockenen Pflanzen an und lässt den Rauch vom Winde getrieben über den Corral hinstreichen. Die Thiere, welche auf diese Weise gezwungen werden, den Rauch einzuathmen, rühren nachher beim Weidegang die Pflanze nicht mehr an.

Ein Mittelding zwischen pasto fuerte und tierno ist der sogenannte *pasto puna*. Es ist dieses ein kurzes rundes hartes Gras mit sehr wenig Nährwerth und haben die mit diesen Pflanzen bestandenen Campe daher nur einen geringen Werth.

Hässliche im pasto tierno vorkommende und besonders dem Schafzüchter lästige Pflanzen sind ferner der besonders in feuchten Niederungen häufig vorkommende *abrojo grande*, dessen Samenkapsel eine grosse Klette bildet, und eine kleinere sehr verästelte und mit zahlreichen feinen Stacheln versehene, *cepa de caballo* genannt, dessen Frucht eine kleine aber sehr harte Klette bildet. Das Vorkommen dieser Kletten in der Wolle entwerthet solche natürlich, und zwar umsomehr, je mehr sie damit behaftet ist. — Dann giebt es zwei Sorten von Brennnesseln, *ortiga*, welche schon mehrmals den Tod des sich auf solchem Camp wälzenden Pferdes herbeigeführt haben. Wenn eine dieser Pflanzen eine Reihe von Jahren auf einem Camp in grossen Mengen erschienen ist, verschwinden sie gewöhnlich, machen einer anderen Platz, und kehren erst nach Verlauf von vielen Jahren wieder.

Die mit dem Namen pasto tierno bezeichneten Weiden haben nun den Vorzug, dass man auf denselben Merinoschafe halten kann, welche einen bedeutend höheren Ertrag als Rindvieh geben, auch haben sie, da sie in die regenreichere, mit schwerem lehmigen Boden versehene Zone fallen und dem La Plata und dem Paraná, also den grossen Verkehrsadern am nächsten liegen, einen ganz bedeutend höheren Werth, als die entfernteren westlichen Campe mit pasto fuerte. An vielen Stellen des pasto fuerte ist solcher noch mit pasto tierno vermischt, was ein Betreiben mit Merinoschafen gestattet. Selbst im Inlande, z. B. in dem Departamento Rio Cuarto in der Provinz Córdoba kommt im Sommer pasto tierno zwischen dem pasto fuerte vor, im Winter vertrocknet derselbe jedoch.

Die Campe mit ausschliesslich pasto tierno haben nun wieder den Nachtheil, dass bei anhaltenden Dürren, welche, wie schon mehrfach

erwähnt, auch in der regenreicheren Zone sehr oft vorkommen, die Thiere, nachdem sie allen auf dem Boden liegenden Samen und dürre Stengel von allen möglichen Unkräutern verzehrt haben, schliesslich keine Nahrung mehr finden, und der Estanziero dann oft grosse Verlüste durch Sterblichkeit erleidet. Im Sommer halten die Thiere sich oft erstaunlich lange, wenn dieselben nur gutes Trinkwasser haben sogar in gutem Zustande; im Winter jedoch bei kalten mit Regen verbundenen anhaltenden Südoststürmen stirbt dann oft alles, was alt, mager und schwächlich ist. Ueberhaupt sind die mit heftigen Winden verbundenen Regen im Winter der Schrecken der Estanzieros, selbst wenn das Thermometer noch 10 — 12 ° C. über Null zeigt, weil bei solchem Wetter das Vieh ungemein leidet, besonders wenn der Zustand desselben nur ein mässiger ist. Die trockenen ruhigen Nachtfröste, welche in den Litoralprovinzen selten kälter als 5 ° C. werden, erträgt das Vieh verhältnissmässig mit Leichtigkeit, wenn es nur einigermassen hinreichende Nahrung hat. Schon oft ist in einigen Gegenden im Winter der Fall eingetreten, dass die nur auf Campweide angewiesenen Pferde so herunter kamen, dass dieselben keinen Reiter mehr tragen konnten, und die Campleute gezwungen waren, zu Fuss zu gehen. In der Regel begehen die Estanzieros auch den Fehler, auf ihrem Camp bedeutend mehr Vieh zu halten, als sich auf demselben ausreichend ernähren kann, und dass sie, weil sie von Tag zu Tag auf Regen hoffen, ihr Vieh zu lange auf dem nakten futterlosen Camp lassen. Schliesslich, wenn sie sich entschliessen, einen anderen, oft weit entfernten Camp, welcher noch nicht so von der Dürre gelitten hat, zu miethen, ist ihr Vieh schon so entkräftet, dass eine grosse Anzahl desselben den Anstrengungen des Marsches zum neuen Weideplatze erliegt. In den inneren vom Verkehr mehr abgelegenen Gegenden, in welchen die Leute wenig betriebsam, aber noch sehr religiös sind — d. h. was man so Religion nennt, eine strenge gewohnheitsmässige und gedankenlose Beobachtung der vorgeschriebenen rein äusserlichen Förmlichkeiten, fleissiges Kirchengehen, Niederknieen, sich Bekreuzigen etc. mit der selbstverständlichen Beigabe von einer Portion Fanatismus, Aberglauben und daraus natürlich entspringenden Intoleranz gegen Andersdenkende oder überhaupt Denkende — z. B. in Córdoba, werden hin und wieder Processionen veranstaltet, um die Mutter Gottes zu bewegen, das ausgedörrte Erdreich mit Regen zu erfrischen. Die schlauen Padres, welche im heiligen Zorne stets gegen die bösen Wissenschaften eifern und jedes Nachdenken verdammen — dudar es pecar -- nehmen jedoch stets das von den Ketzern erfundene Baro-

meter zur Hand und veranstalten eine Procession nicht eher, als bis sie mit ungefährer Sicherheit auf baldigen Regen schliessen können. Mundus vult decipi.

Der Preisunterschied zwischen den Campen mit pasto fuerte und pasto tierno ist nun, wie schon angedeutet, ein sehr bedeutender. Es giebt Campe im Centrum der Provinz Buenos Aires, welche mit 100,000 Pesos fuertes und weit darüber per Quadratlegua, also per Hektar ca. 40 Pesos fuertes, bezahlt werden, während die weiter nach Süden, Westen und Norden belegenen Campe mit pasto fuerte, welche vor 1879/80, ehe die Pampasindianer über den Rio Negro im Süden getrieben wurden, noch zu 1500 bis 6000 Pesos zu haben waren, heute mit 5000 bis 12,000 Pesos bezahlt werden. Aehnlich sind die Verhältnisse in der Provinz Santa Fé. Die Campe mit pasto tierno galten vor 1879/80 15,000 bis 25,000 Pesos, die mit pasto fuerte je nach Lage und Entfernung 1000 bis 4000; jetzt bezahlt man für erstere, tierno, 30,000 bis 40,000, und für letztere 4000 bis 10,000 Pesos und stellenweise auch noch bedeutend mehr. Auch in den westlichen regenarmeren Provinzen Córdoba und San Luis, in welchen man je nach Lage früher zu 500 bis 2000 Pesos per Quadratlegua kaufen konnte, bezahlt man jetzt häufig 2000 bis 5000 Pesos fuertes. Diese Steigerung im Werthe der Ländereien ist jedoch zum grossen Theile nur eine durch Börsenspekulation und momentanen, durch grosse Anleihen verursachten, Geldzufluss hervorgerufene. Man hat grosse weitentfernt liegende Campe gekauft, nicht um sie zu besiedeln, sondern in der Absicht, sie theurer zu verkaufen, wenn die Nachbarn mal besiedeln und die Campe demgemäss im Werthe steigen würden. Und so wartet ein Spekulant, dass der Andere mit dem Besiedeln den Anfang machen möge, und viele werden wohl vergebens warten.

Die Campe in Entre Rios sind von dieser Spekulation bis jetzt weniger heimgesucht worden und sind im Verhältniss vielleicht am billigsten. Hier sind augenblicklich noch schöne gutgelegene Campe mit pasto fuerte zu 5000 bis 12,000 Pesos fuertes käuflich.

Um nun wieder zur Schafzucht zurückzukehren, so findet man, wie oben gesagt, diesen Zweig der Viehzucht vorwiegend in der Provinz Buenos Aires, im Süden der Provinzen Santa Fé und Entre Rios und im Süden der Banda Oriental, soweit sich Campe mit pasto tierno finden. Die in den Campen mit pasto fuerte betriebene Zucht mit grobwolligen Schafen in den Provinzen Córdoba, San Luis und Santiago ist von geringerer Bedeutung und befindet sich ganz in Händen von Eingeborenen. Die Wolle dieser letztgenannten Schafe geht aus-

schliesslich nach Nordamerika, wo sie zur Teppichfabrikation verwandt wird. Die Zahl der Merino- und Mestizo-Schafe in Argentinien schätzt man auf ca. fünf und sechszig Millionen, von welcher Zahl ca. acht und fünfzig Millionen auf die Provinz Buenos Aires fallen; der Rest, ca. sieben bis acht Millionen, fällt auf die Provinzen Entre Rios und Santa Fé. Die grobwolligen Schafe der übrigen Provinzen mögen ungefähr vier bis fünf Millionen zählen. Der Preis der Mestizo-Schafe ist nun je nach der Klasse und nach der Jahreszeit sehr verschieden, kurz nach der Schur sind die Schafe natürlich am billigsten. Der Preis schwankt zwischen 1 bis 1²/₃ Pesos fuertes al corte, d. h. heerdenweise, wie sie laufen, alt und jung, gross und klein. Fette Hammel kosten im Campe 1½ bis 2¼ Pesos fuertes, solche von englischen Fleisch-Racen abstammend 2 bis 3 Pesos fuertes, je nach Qualität und Jahreszeit.

Der Wollertrag dieser Schafe steht nun allerdings sehr hinter dem der Schäfereien in Deutschland zurück und liegt dieses in erster Linie in dem Mangel an Pflege. Die Schafe, mit Ausnahme der Stammheerden in den grösseren Estanzias, gehen Jahr ein Jahr aus im freien offenen Camp auf der Weide, und sind des Nachts nur in Hürden, dem Corral, eingeschlossen. Die Thiere sind daher, je nach dem Stande der Weide, abwechselnd fett und dann wieder mager, so dass nicht allein das Wachsthum der Wolle ein sehr ungleichmässiges ist, sondern die Beschaffenheit und Güte des Stapels theilweise kräftig, theilweise schwach und brüchig ist. Nur die Stammheerden der grösseren Etablissements, in welchen die Böcke für die übrigen Heerden oder zum Verkauf gezüchtet werden, erhalten bei knapper Weide etwas trockenen Luzerneklee und Mais und haben im Falle schlechter Witterung einen Schuppen. Heerden, auf Campweide allein angewiesen, welche im Durchschnitt per Kopf — d. h. Lämmer, welche nicht geschoren werden, nicht mitgerechnet — 4½ bis 5 Pfund schmutzige ungewaschene Wolle geben, sind ausnahmsweise gute Heerden; im Durchschnitt scheert man 3½ bis 4 Pfund und in vernachlässigten Heerden nur 3, selbst 2¾ Pfund, alles schmutzige Wolle, da die Schafe nicht gewaschen werden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass man den Wollertrag erheblich steigern und den Werth der Wolle bedeutend erhöhen könnte, auch weniger Verlüste an neugeborenen Lämmern erleiden würde, wenn man einem Schäfer, anstatt ihm, wie es häufig geschieht, 2- bis 3000 Schafe zum Hüten zu geben, bei welcher grossen Anzahl bei dem oft stattfindenden Umherjagen viele Lämmer von ihren Müttern getrennt werden und dann wegen Mangels an Milch

elendiglich zu Grunde gehen, eine geringere Anzahl, vielleicht nur 600 bis 1000 Schafe zuertheilte. Man müsste dann aber ein Luzernefeld anlegen, dessen Ertrag an trockenem Futter hinreichte, um den Schafen im Falle ungenügender Campweide und dann später in den Perioden, in welchen dieselben wegen des schnell aufgeschossenen wässerigen Futters alle an Diarrhoe leiden und sehr abmagern, jeden Morgen nur wenig von diesem trockenen Futter zu geben, um dem eben genannten Uebelstande vorzubeugen. Denn sind die Thiere erst einmal mager und kraftlos, so bedarf es nachher langer Zeit, ehe dieselben wieder in einen einigermassen guten Zustand gelangen. Mit einer Kleinigkeit von trockenem dürrem Futter, dessen gerade das Schaf mehr als alle anderen Hausthiere zu seiner Ernährung und seinem Wohlbefinden bedarf, könnte man nicht allein bedeutenden Verlüsten vorbeugen, sondern höhere und sichere Erträge erzielen. Eine bedeutende Einbusse an ihrem Werth erleidet die Wolle auch, wie weiter oben schon erwähnt, durch das häufige Vorkommen von Kletten, ferner auch durch den Umstand, dass die Vliesse derjenigen Heerden, welche auf Ländereien weiden, welche viele vegetationslose Stellen aufzuweisen haben, sei es in Folge von zahlreichen Biscachahöhlen, sei es an den Uferstrecken der kleinen Bäche, sich sehr mit dem vom Winde aufgewirbelten Staube resp. Erde vollsetzen.

Die Lammzeit fällt in die Herbstmonate März und April und die Schurzeit in die Monate Oktober bis December. Gezeichnet werden die Schafe wie in Europa in den Ohren, und zwar entweder vermittelst einer Zange oder auch nur vermittelst eines Messers. Die am meisten vorkommenden Krankheiten unter den Schafen sind bei anhaltendem nassen Wetter Huffäule und Krätze. Letztere wird durch Baden und Einreiben der Schafe mit verschiedenen Mitteln kurirt. In der Provinz Buenos Aires ist man mit Anwendung dieser Mittel ziemlich strenge; in der Provinz Santa Fé habe ich Heerden einheimischer nachlässiger Estanzieros gesehen, von deren Vliessen wohl ein Viertel, wenn nicht ein Drittel der Wolle durch die Krätze zerstört war. Oft findet man sogar völlig nackte Schafe. Das Scheeren geschieht in ziemlich nachlässiger Weise, denn da per Kopf bezahlt wird, so wird mit der Arbeit enorm geeilt. Eine beträchtliche Quantität Wolle bleibt auf den Schafen sitzen, auch werden die Thiere auf das Unbarmherzigste mit den Scheeren verletzt. Die Vliesse werden mit Bindfaden gebunden und werden dann per Karren oder per Bahn nach dem Hafenplatze gesandt, an welchen sie in den dortigen Produktengeschäften, barracas genannt, an die Exporteure verkauft, klassificirt und emballirt werden.

Ein Ballen schmutziger Wolle wiegt ca. 410 bis 425 kg und hält circa 34 englische Kubikfuss. — Die Schäfer werden entweder fest besoldet oder sie sind, nach dem dort im Lande üblichem System, an dem Ertrage der Heerden interessirt. Im ersteren Falle ist der Lohn gewöhnlich 12 Pesos fuertes oder 300 Papierpesos per Monat, in letzterem Falle erhalten sie gewöhnlich ein Drittel des Ertrages sowohl der Wolle als auch der Vermehrung, falls sie nur ihre Arbeit stellen. Stellen die Schäfer selbst einen Theil der Heerde, so räumt man ihnen auch einen grösseren Antheil ein, bis zur Hälfte. Solche Leute, welche selbst einige Tausend Schafe besitzen, pflegen sich den dazu nöthigen Camp zu miethen. Die jährliche Miethe für 100 Quadratcuadras, circa 167 Hektaren, Camp mit pasto tierno, auf welchem Terrain man im Durchschnitt ungefähr 2000 Schafe halten kann, betrug Mitte und Ende der siebziger Jahre 10,000 bis 11,000 Papierpesos, oder nach dem damaligen Stande des Papiergeldes circa 300—350 Pesos fuertes, so dass sich das jährliche Weidegeld per Schaf auf ungefähr 15—17 Cents fuertes — nach deutschem Gelde auf ca. 64—72 Pfennige — belief. In den letzten Jahren sind nun, obgleich die Wolle und der Talg keineswegs im Preise gestiegen sind, die Campmiethen lediglich von dem dort jetzt grassirenden Landschwindel und allgemeiner Haussebewegung stark in Mitleidenschaft gezogen und sind von den früheren 10,000 und 11,000 auf 14—15000 Papierpesos, stellenweise auch noch höher, getrieben worden. Nach dem jetzigen Course des Papiergeldes von 25 zu einem Peso fuerte ergiebt solches eine jährliche Miethe von 560 bis 600 Pesos fuertes, so dass sich heute das Weidegeld per Schaf auf ca. 28—30 Cents fuertes — nach deutschem Gelde auf ca. Mark 1,20 bis 1,28 — beläuft. Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, dass die Miether nicht im Stande sein werden, auf die Dauer diese Miethen zu erschwingen, und werden Verlüste und auch theilweise ein Ruin der Miether und späteres Sinken der jetzigen Miethen und jetzigen abnormen Landpreise die unausbleiblichen Folgen sein.

Bis Mitte der sechziger Jahre veredelte man vorwiegend mit Negretti. Ende der sechziger Jahre, in welcher Zeit die Wollpreise enorm sanken, kam in die Schafzucht ein bedeutender Stillstand, und später in den siebziger Jahren hat man vorwiegend mit Rambouillet und deutschen Kammwollschafen veredelt. Man behauptet vielfach, dass diese letzteren beiden, abgesehen von dem grösseren Körper, den Vorzug hätten nicht so sehr von der Krätze geplagt zu werden, überhaupt die Zucht rentabler sei, weil die Thiere erstens eine härtere Konstitution hätten und den Unbilden der Witterung leichter trotzen

könnten, als die weichlichen kleinen Negretti, und weil man zweitens ein besseres Waschresultat der Wollen, verbunden mit einer grösseren und besseren Fleischproduktion erzielt. In den letzten Jahren hat man auch eine grosse Anzahl englischer Fleischschafe importirt, hauptsächlich Lincoln und Southdown. Den grossen schweren Lincolnschafen soll der weite Weidegang nicht besonders zusagen; sie sind leicht lahm und auch sehr empfindlich in der Lunge, und zieht man die schwarzköpfigen Racen im Allgemeinen vor.

Das Waschresultat der La Plata Wollen in den europäischen Fabriken ist nun ein sehr verschiedenes. Die Wollen nachlässig gezüchteter und schlecht gehaltener Schafe aus der Provinz Santa Fé, dem äussersten Norden und Süden der Provinz Buenos Aires geben nur 26—28 pCt., Mittelwollen geben 29—33 pCt. und bessere Wollen geben 34—37 pCt. reine Wolle. Durch fortgesetzte Kreutzung mit Rambouilletböcken sind in letzter Zeit in der Provinz Buenos Aires auch schon Wollen mit sehr hohem Waschresultat, etwa 45 pCt., erzielt worden und ist anzunehmen, dass bei Fortsetzung dieser Zuchtrichtung, je mehr das alte Negrettiblut verschwindet, das durchschnittliche Waschresultat der Wollen aus dieser Provinz ein stets günstigeres werden wird. Die Wollen aus der Banda Oriental und Entre Rios sind im Durchschnitt leichter und geben ein Waschresultat von 33—42 pCt. Die übrigen Gewichtstheile sind Schweiss und Schmutz. Die besseren und feineren Wollen von schöner klarer Farbe gehen grösstentheils nach Hâvre, die mittleren und geringeren Sorten nach Antwerpen. Ein geringerer Theil geht nach Bremen, Bordeaux, Marseille und Genua. Nach englischen Häfen geht fast keine Wolle vom La Plata. Schaffelle gehen jedoch fast ausschliesslich nach Liverpool und Bordeaux. Der Preis der ungewaschenen La Plata Wollen ist in den letzten Jahren durchschnittlich folgender gewesen:

In Antwerpen Frcs. 1.40—1.50 pr. kg bei einem Waschresultat von 30 %
„ Havre „ 1.75—1.90 „ „ „ „ „ „ 33 „

In den La Plata-Häfen stellt sich nach Abzug aller Unkosten der Preis für unemballirte Wollen dann auf:

ca. Ps. fts. 2.25—2.50 pr. Arroba von 11½ kg für erstere
(nach deutschem Gelde ca. 85—95 ℳ. pr. 100 kg)
und ca. Ps. fts. 3.00—3.25 pr. Arroba von 11½ kg für letztere
(nach deutschem Gelde ca. 110—125 ℳ. pr. 100 kg).

Wollen mit höherem Waschresultat werden natürlich entsprechend höher bezahlt.

In der Provinz Buenos Aires giebt es schon eine bedeutende An-

zahl von Stammschäfereien, welche sich mit der sorgfältigen Aufzucht von Böcken beschäftigen, um solche nach erlangter Volljährigkeit in Auktionen zu verkaufen.

In den Jahren, in welchen während und kurz nach der Lammzeit anhaltende kalte Regen vorkommen, ist die Sterblichkeit unter den Lämmern oft eine sehr grosse, ebenso unter den neugeschorenen Schafen, im Falle solche Ereignisse zur Schurzeit eintreffen. Auch gehen in der Provinz Buenos Aires auf den in der Nähe des Flusses Salado gelegenen sehr niedrigen Campen in Folge der durch anhaltende Regengüsse entstandenen grossen Ueberschwemmungen zuweilen Millionen von Schafen zu Grunde, indem dieselben ertrinken.

Siebente Abtheilung.

Zucht der Maulesel, Ziegen, Geflügel, Schweine und Strausse.

Unter den Zuchten der übrigen Nutzthiere verdient nur noch die Zucht der Ziegen und Maulesel besondere Erwähnung. Beide werden vorwiegend in den Provinzen Córdoba und San Luis gezüchtet. Die erzielten Maulesel dienen einerseits als Zug- und Lastthiere in den westlichen theils sehr gebirgigen Gegenden, anderseits werden sie nach Chile, Bolivia und Perú und auch per Schiff nach dem Cap der guten Hoffnung und einigen Inseln des Indischen Oceans exportirt. Die Tragfähigkeit und Ausdauer dieser nur kleinen Thiere ist wirklich staunenerregend. Ein Maulesel trägt auf dem ca. 10 kg schweren Packsattel ein Gewicht von 350 spanischen Pfunden, ca. 160 kg. Diese Thiere sind wenigen Krankheiten ausgesetzt und halten sich bei schwerer Arbeit und knappem Futter doch stets in einem guten Zustande. Es sind vor einigen Jahren katalonische Eselhengste eingeführt worden, um grössere und stärkere Maulesel zu erzielen, ob mit Erfolg, ist mir nicht bekannt geworden.

Ziegen werden nur in den inneren, mit niedrigem Gehölz oder Gestrüpp versehenen, auch gebirgigen Provinzen, vorwiegend in Córdoba und San Luis, gehalten, und schätzt man deren Zahl auf ca. 3.000,000. Die Felle der grossen Thiere werden nach Nordamerika, die der Zickel nach Hâvre exportirt. In der Provinz Córdoba wurde vor einigen Jahren auf zwei Etablissements der Versuch gemacht, die Zucht der Angoraziegen einzuführen, jedoch ohne Erfolg.

Geflügel, vor allem Hühner und Truthühner werden überall im Lande gehalten, jedoch wird keine besondere Sorgfalt darauf verwandt.

Die Schweinezucht ist im Ganzen noch unbedeutend; man schätzt die Anzahl derselben auf ca. 300,000.

Seit einigen Jahren hat man auch angefangen afrikanische Strausse vom Cap der guten Hoffnung, wo schon ca. 300,000 als Hausthiere gehalten werden, zu importiren. Es ist anzunehmen, dass diese Thiere sich akklimatisiren werden.

Achte Abtheilung.

Estanziabetrieb im Allgemeinen.

Der Betrieb einer Estanzia ist im Allgemeinen schon in dem Vorhergehenden angedeutet worden. In neuerer Zeit ist nun in den Litoralprovinzen und Uruguay insofern ein grosser Umschwung zum Bessern eingetreten, als die Campe zum grossen Theile eingefriedigt worden sind und auf diese Weise der Estanziero bedeutend an Hirtenlohn spart, sein Vieh ziemlich vor Verlaufen und Diebstahl sichert, und verhindert, dass Nachbarn, welche oft wenig Camp aber viel Vieh haben, seinen Camp benutzen, um ihr Vieh fett zu machen. Man hatte in früheren Zeiten auch schon Einfriedigungen gemacht, jedoch in kleinerem Massstabe, hauptsächlich nur, um die kleinen Baumpflanzungen, die Mais- und Luzernefelder der Gehöfte vor Zerstörung durch das eigene Vieh zu schützen. Man zog zu diesem Zwecke Zäune von Pfählen und Eisendraht und zwar setzte man die Pfähle sehr dicht, in einem Abstande von 2 bis 4 m, zog an diesen entlang drei, höchstens vier Drähte, welche mit Krampen an den Pfählen befestigt wurden. An der Aussenseite dieses Drahtzaunes zog man dann einen Graben. Die Ränder dieser Gräben bröckelten jedoch bald ab, die Gräben selbst schlammten zu, das Vieh stieg in dieselben hinab, kroch unter den Drähten hindurch, die Krampen flogen aus den Pfählen heraus, und der Zaun war zerstört. In neuerer Zeit macht man nun die Einfriedigungen auf andere Art. Man nimmt sehr starke Pfähle, gewöhnlich von der schon genannten sehr harten und nicht faulenden Holzart *Ñandubey*, setzt dieselben in Entfernungen von 10 bis 15 m ca. 75 bis 80 cm tief in die Erde und zieht dann bei ausschliesslich für Rindvieh berechneten Umzäunungen fünf, und bei für Schafe berechneten sieben Drähte. Diese Drähte werden jedoch nicht mit den unpraktischen Krampen an die Pfähle befestigt, sondern solche werden durchbohrt und die Drähte werden durch die Bohrlöcher gezogen. Vermittelst eines sogenannten *torniquete*, eines kleinen Sperrwerkes, werden die Drähte stets straff gespannt erhalten. Zwischen den einzelnen ziemlich weit von einander entfernten Pfählen werden in einem Ab-

stande von $2^1/_2$ bis 3 m die Drähte vermittelst leichter Holz- oder Eisenstäbe oder mehrfach gewundener Drähte wieder mit einander verbunden, um solche stets in gleichem Abstande zu halten und um zu verhindern, dass die Thiere die Drähte auseinanderbiegen und unter oder zwischen denselben hindurchkriechen. Der kostspielige unpraktische und nutzlose Graben fällt ganz weg. Diese Fenze haben sich als sehr praktisch bewährt. Ihre Herstellungskosten sind je nach den kleineren oder grösseren Entfernungen, in welchen man die Pfähle setzt, nach der Stärke der Pfähle und je nach der Höhe der für Pfähle und Draht zu zahlenden Fracht ziemlich verschieden. Für einen Zaun mit fünf Drähten dürften 180 bis 250 Pesos fuertes per laufenden km wohl der Durchschnittskostenpreis sein.

Die Anzahl Vieh, welches man per Quadratlegua ungefähr halten kann, ist je nach der Lage und Güte des Campes sehr verschieden. Meistens begehen die Estanzieros, wie oben gesagt, den Fehler, zu viel Vieh auf ihrem Camp zu halten und besonders zu viel Schafe. Nicht mit Unrecht sagte mir ein alter Campmann, dass der Weidegang des Rindviehs den Camp erhalte, der der Schafe ausschliesslich jedoch ihn mit der Zeit ruinire. In den Campen mit Pasto fuerte kann man in den östlichen mehr centralen Distrikten 1500 bis vielleicht 2000 Kühe halten, in den westlicheren und südlicheren regenarmeren und sandigeren jedoch nur 1000 bis 1200. Schafe allein im Pasto tierno zu halten, ist, wie oben gesagt, nicht rathsam; man kann per Legua ungefähr 1000 bis 2500 Kühe neben 12,000 bis 30,000 Schafen halten. Es hängt natürlich Alles von den Umständen ab. In einem Jahre, in welchem es oft und viel regnet, kann ein Camp viel Vieh tragen und auch ausreichend ernähren, während in trockenen Jahren weniger Thiere auf demselben Campe Mangel leiden werden.

Ein Haupterforderniss für das Gedeihen und die Gesundheit der Thiere ist g u t e s T r i n k w a s s e r. In früheren Zeiten war man auch hierin sehr nachlässig und waren die Thiere, wenn kein Bach etc. in der Nähe war, meistens nur auf das in den flachen Lagunen sich ansammelnde Regenwasser angewiesen. Bei anhaltenden Dürren, welche, wie mehrfach erwähnt, in diesen Ländern oft vorkommen, enthalten diese Lagunen dann schliesslich nur noch einen mit dem Koth und Urin derselben Thiere stark zersetzten Schlamm. In neuerer Zeit haben jedoch fast sämmtliche Estanzieros mit Schöpfapparaten versehene Brunnen angelegt, um den Thieren stets klares, reines, frisches und zugleich kalkhaltiges Trinkwasser zu geben. Wasser findet man in den Litoralprovinzen überall unter der Erdoberfläche, an niedrig ge-

legenen Stellen schon oft in einer Tiefe von 2 bis 4 m, und an höher gelegenen in einer Tiefe von 18 bis 24 m. Man legt daher, um das Schöpfen zu erleichtern, die für das Vieh berechneten Brunnen auf den niedrig gelegenen Stellen des Campes an. Das Anlegen von Brunnen in dem lehmigen harten Boden der Litoralprovinzen ist nicht besonders kostspielig. Man mauert nur den obersten Theil des Brunnens aus, ca. $1\frac{1}{2}$ bis 2 m, gräbt dann hinunter, bis man die gewünschte Wassertiefe hat, ohne nöthig zu haben Bretter, Stützen und dergleichen anzubringen. Bei der Anlage eines Brunnens stösst man fast überall auf dieselbe Bodenbeschaffenheit. An der Oberfläche findet man eine tiefschwarze Humusschicht von ca. 25 bis 40 cm Tiefe, unter dieser eine braune fette sehr thonhaltige Lehmschicht von ungefähr 1 bis 2 m, welcher Lehm mit grosser Zähigkeit an den Instrumenten, Schaufel etc. klebt; dann folgt eine hellgelbe, trockene, mergelartige, anscheinend sehr kalkhaltige Erde, die sogenannte *tierra greda*, und unmittelbar, ehe man auf das Wasser stösst, die sogenannte *tosca*, eine weiche, durch die Berührung der letztgenannten Erdart mit dem Wasser entstandene Steinschicht. Unter dieser tosca findet man dann eine Sandschicht und in dieser das Wasser. Je weiter nach Westen, desto schwieriger wird die Anlage von Brunnen, weil man nicht allein meistens tiefer graben, sondern auch des sandigen lockeren Bodens halber schon Stützen anbringen muss; andererseits verschwindet, je weiter nach Westen, die tosca mehr und mehr. Ein merkwürdiger Umstand ist das häufige Vorkommen des Salzes, salziger Brunnen, salziger Bäche und Flüsse in fast sämmtlichen Campen westlich vom Paraná. Im Innern findet man sogar ungeheure Salzwüsten, auch sollen die grösseren Binnenseen, als Porongos, Mar chiquita, Bebedero, Laguna Amarga und Urrelauquen, von deren Lage und Grösse man jedoch nur geringe Kenntnisse hat, und die man daher auch auf fast allen Karten verschieden angegeben findet, sämmtlich salzig sein. Daher auch das häufige Vorkommen der Namen Salado und Saladillo für Flüsse und Bäche, auch trifft man häufig Campe mit ähnlichen Namen, z. B. Las Saladas. Ein schwacher Salzgehalt der Bäche und Brunnen ist nun dem Viehzüchter sehr erwünscht; meistens findet man auch an den Ufern der Bäche weisse salzige Ausschwitzungen, welche die Thiere begierig ablecken. Dicht neben salzhaltigen Brunnen trifft man häufig andere mit vollkommen süssem Wasser.

Die Hauptnahrung der Campbewohner besteht, wie leicht begreiflich, in Fleisch. In den Campen mit pasto tierno, wo Schafzucht möglich ist, lebt man fast ausschliesslich von Schaffleisch, und hat man den Vor-

theil, stets frisches Fleisch essen zu können, während man in den Campen mit ausschliesslich pasto fuerte oft gezwungen ist, schwach gesalzenes und getrocknetes Rindfleisch (*charqui*) zu essen, besonders dort, wo wenig Menschen beisammen wohnen und nur selten geschlachtet werden kann. Unter den spärlichen pflanzlichen Nahrungsmitteln spielen der Mais und eine grosse Kürbisart, der *zapallo*, eine Hauptrolle. Durch Anlage der vielen Kolonien ist Mehl und Brot jetzt billig geworden. Früher gehörte ein trockener Zwieback zu den Leckerbissen. Das Hauptgetränk ist der vielgeliebte Mate, ein Aufguss von Paraguaythee, der Yerba.

Beim Bau der Häuser im Campe und in den kleinen Campstädten beschränkt man sich meistens auf das Allernothwendigste, da Baumaterialien in diesen Ländern ziemlich kostpielig sind. Man findet nämlich im Campe weiter kein Material als den Lehm, aus welchem man Ziegelsteine brennt und welcher auch als Mörtel dienen muss. Kalk und Sand sind sehr theuer; ersterer muss aus der Provinz Entre Rios, von den Städten Paraná und Victoria oder gar aus den Gebirgen von Córdoba hergeschafft werden, und Sand muss man aus den grösseren Flüssen herholen. Das Holz zu Balken, Dielen, Thüren und Fenstern kommt aus Nordamerika. Die harten Hölzer aus dem Chaco und der Provinz Corrientes kommen sehr theuer, da die Arbeits- und Transportkosten sehr gross sind. Die Gebäude im Campe zeichnen sich daher stets durch eine grosse Einfachheit aus. Wahrhaft miserabel ist jedoch der Anblick der Orte und Städtchen im Innern. Córdoba ist freilich eine ganz imposante Stadt, weil sie prachtvolles Baumaterial in nächster Nähe hat, Städte und Orte jedoch wie San Luis, Rio Cuarto, Villa Mercedes und besonders solche, wie Achiras und San José del Morro machen nur einen kläglichen armseligen Eindruck. Die meisten Häuser dieser sogenannten Städte sind nur aus ungebrannten Steinen aufgeführte Hütten.

Wegen des stets gleichmässigen, höchst wahrscheinlich durch die grossen Flüsse angeschwemmten Bodens der Litoralprovinzen, in welchen man auch nicht das winzigste Steinchen findet, kann man in der Nähe der Wohnhäuser auch keine reinlichen Sand- und Kieswege anlegen. Bei trockenem Wetter leidet man daher oft von einem sehr unangenehmen Staube, und bei anhaltend nassem Wetter verwandelt sich Alles in zähen Schlamm. Ein grosser Uebelstand in den Provinzen Buenos Aires und theilweise auch Santa Fé, gerade in den besten und werthvollsten Campen, in welchen Theilen auch fast die gesammte europäische Einwanderung sich befindet, ist das Fehlen von Holz, und

haben neue Ansiedler kein anderes Brennmaterial, als trockenen Kuhdünger. Man sucht daher so bald als möglich Bäume anzupflanzen und wählt hierzu hauptsächlich den Pfirsichbaum, *durazno*, welcher, wenn ihn die Dürre, die Ameisen und die Heuschrecken nicht zerstören, schnell wächst. Auch Weidenbäume und Pappeln, welche sehr schnell wachsen, werden viel angepflanzt; auch diese haben viele Feinde, welche ihr Gedeihen oftmals beeinträchtigen. Wenig Feinde hat ein Baum, *paraiso* genannt, derselbe wächst jedoch langsam, besonders in den westlichen Campen. Einige Kolonisten haben auch wohl, um schnell Brennmaterial zu haben, die Ricinusstaude, dort *tartago* genannt, in grösseren Mengen angepflanzt. Dieselbe wächst in einem Jahre schon zu einer beträchtlichen Höhe, erfriert jedoch bei einem scharfen Nachtfroste. Von dem australischen *eucalyptus globulus* sind in den letzten 15 Jahren grossartige Anpflanzungen gemacht worden, jedoch hat man nur in dem östlichen Theile der Provinz Buenos Aires namhafte Erfolge erzielt. Dieser Baum wächst ungemein rasch, erfriert jedoch in den ersten drei Jahren seines Wachsthums bei einer Temperatur von 3 Grad unter Null, wird auch in diesen ersten drei Jahren von den Heuschrecken zerstört. Nach Westen zu, wo das Land höher über dem Meeresspiegel liegt, auch der Einfluss der grossen Wasserflächen schwindet und deshalb die Fröste schärfer sind, findet man nur einzelne Bäume. Welchen bedeutenden, wirklich unglaublichen Einfluss eine auch nur winzige Erhebung des Bodens über der Meeresoberfläche hat, merkt man an der Vegetation im Süden der Provinz Buenos Aires. In der Nähe der Städtchen Azul und Tandil, auf 37.° S. Br., also auf gleicher Breite wie Tunis, in einer Höhe von noch nicht 400 m reift der Pfirsich nicht mehr. Ende der sechsziger und Anfang der siebenziger Jahre benutzte man als Heckenpflanze vielfach die *Cina-cina*, eine feinblätterige, mit Stacheln versehene Pflanze, später ist man jedoch, weil die Heuschrecken dieselbe sehr zerstören, von deren Anwendung mehr zurückgekommen. Eine sehr wirksame Heckenpflanze ist der mit einer Unmasse von klauenförmigen Dornen behaftete *Garrabato*, doch dient er einer Anzahl von schädlichen Thieren als Aufenthalt.

So einförmig das Leben des Viehzüchters in vieler Beziehung nun ohne Frage ist, so ist dafür sein Geschäft doch durchweg ein rentables, und können die Aussichten für dasselbe für spätere Zeiten, momentan vorübergehende Rückgänge und Verlüste natürlich abgerechnet, ebenfalls nur als günstige bezeichnet werden. Man rechnet beim Estanziageschäft doch auf eine durchschnittliche Verzinsung des angelegten

Kapitales von 10—15 %, die mögliche Steigerung im Werthe des Campes und des Viehes durch Veredelung nicht gerechnet. Die Preise, welche man für kulturfähige Ländereien zahlt, sind doch, mit anderen Ländern verglichen, immer noch ziemlich billig, der Preis des Viehes ist ein geringer, und ist auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, in nicht allzu ferner Zeit die grosse Menge des Fleisches besser verwerthen zu können, als solches zu salzen und an der Luft zu trocknen, während man bisher mit diesem Salzfleisch allein auf die Märkte von Brasilien und Habana angewiesen ist. Versuche dieser Art sind auch schon genug gemacht worden, haben aber bis jetzt kein Resultat in finanzieller Hinsicht gegeben. Zwei grössere Versuche gingen von Frankreich aus. Die erste dieser Gesellschaften rüstete im Jahre 1878 einen kleinen Dampfer, den „Frigorifique“ aus, um in demselben eine Anzahl in San Nicolas, einer im Norden der Provinz Buenos Aires am Flusse Paraná belegenen Stadt, auf einem der dortigen Saladeros geschlachteter Hammel, welche im Schiffsraume in gefrorenen Zustand gebracht und in solchem erhalten wurden, nach Europa zu verschiffen. Der Dampfer hatte einen so geringen Tiefgang, dass er die Seine bis nahe an Paris hinauffuhr, und hier während der Ausstellung 1878 ankam. Das Fleisch soll in gutem brauchbaren Zustande angekommen sein, das Geschäft hat jedoch keine Rechnung gelassen. Im folgenden Jahre rüstete eine andere französische Gesellschaft, Julien Carré, einen grösseren Dampfer „Paraguay“ aus, welcher ebenfalls in San Nicolas geschlachtete Hammel lud, und auch in seinem Laderaum eine künstliche Kälte von 2 Grad unter Null erzeugte, um das Fleisch zu konserviren. Der Dampfer machte bei den Inseln des grünen Vorgebirges eine nicht unbedeutende Havarei und musste eine lange Zeit dort liegen, um zu repariren, doch blieb das Fleisch in gutem Zustande. Der Dampfer ging nach England, das Fleisch wurde dort zu 4½ d, also nach deutschem Gelde zu ca. 38 Pfennigen per Pfund englisch verkauft. Dasselbe soll sehr gut erhalten, aber auch einmal aus dem kalten Raume des Schiffes herausgenommen, schnell in Fäulniss übergegangen sein. Auch dieses Geschäft liess keine Rechnung, und der Dampfer kam nicht wieder. Es sei hier zur besseren Orientirung mitgetheilt, dass der Kostenpreis des von der „Australian Frozen Meat Company“ nach London im gefrorenen Zustande gesandten Fleisches sich in London auf 6¼ d, also ca. 55 Pfennige per Pfund stellte, und die Gesellschaft einen Verlust von ungefähr 3 Mark per geschlachtetes Schaf erlitten hat. Anderweitige Versuche, sowohl Rindvieh, als auch Schafe in lebendem Zustande nach England zu schaffen, sind ge-

macht worden, haben aber ebenfalls kein Resultat gegeben, weil das Vieh in magerem Zustande in seinem Bestimmungshafen ankam. Etwa in der Mitte der sechsziger Jahre versuchte ein Bremer Haus, das auf den Saladeros gewonnene getrocknete Salzfleisch, in Bremen zu importiren. Dasselbe muss aber wohl schwer verkäuflich gewesen sein, da das Geschäft nicht fortgesetzt worden ist. Neuerdings hat man angefangen die Zungen der auf den Saladeros geschlachteten Rinder in Blechdosen einzukochen, auch hat sich in Tuyú, im Südosten der Provinz Buenos Aires ein Etablissement gebildet, welches sich mit dem Präpariren von Fleisch in der Form des bekannten *corned beef* beschäftigt. Ferner hat man von deutscher Seite aus den Versuch gemacht das Fleisch zu dörren, zu Mehl zu zerreiben, und es in dieser Form unter dem Namen *carne pura* zu versenden. Der Erfolg bleibt abzuwarten. Auch eine englische Gesellschaft unter Vorsitz des Herrn DRABBLE, eines mit den La Plata-Verhältnissen sehr vertrauten Kapitalisten will sich wieder mit der Ausfuhr von frischem Fleisch befassen und hat zu diesem Zwecke ein grösseres Etablissement bei dem Städtchen Campana am Flusse Paraná erworben. Die Gesellschaft hofft für die von ihr verschifften Hammel in England 7—7½ d per Pfund zu erzielen. Alle von Buenos Aires nach Europa heimkehrenden Dampfer, welche brasilianische Häfen anlaufen, nehmen für letztere 200 bis 300 lebende Hammel mit. Da die Seereise von Montevideo nach Santos und Rio de Janeiro nur 3½ bis 4 Tage dauert, so kommen die Thiere sämmtlich gut über.

Eine rationellere, leicht einzuführende Wirthschaftsweise wäre auch die, dass man verhindert, dass die zu alten weiblichen Thiere, seien es Kühe oder Schafe, wieder trächtig werden, indem man dieselben in separaten Umzäunungen einschliesst und sie dann, wenn sie gut genährt sind, entweder selbst schlachtet oder an die Schlachter verkauft. In der Regel werden immer nur Hammel und junge Ochsen für den eigenen Konsum geschlachtet, die alten Kühe und Schafe liefern schliesslich doch nur noch schwächliche Nachzucht, und sind dann die ersten, welche bei Dürren oder kaltem Regen sterben.

Von den in Händen von Deutschen befindlichen Estanzias in Argentinien ist eine der am rationellsten geleiteten und hauptsächlich sich mit Rindviehzucht befassend, die Estanzia Germania, Eigenthum des Herrn W. NORDENHOLZ in der Provinz Santa Fé unter spezieller Leitung eines Herrn SCHARFF. Diese Estanzia umfasst sieben Quadratleguas, also ca. 3½ deutsche Quadratmeilen, ist nicht allein ganz eingefriedigt, sondern auch in viele Unterabtheilungen getheilt, hat grossartige Baum-

anpflanzungen, vorwiegend aus Pfirsichbäumen, Weiden und Paraisos bestehend, welche freilich in den letzten Jahren der Heuschrecken wegen nicht sonderlich vorangekommen sind. Im Anfange des Unternehmens, Mitte der sechziger Jahre, haben diese Herren auch unangenehme Erfahrungen gemacht, weil sie, wie die meisten Anfänger, kostspielige Experimente machten. Der Camp ist fast ausschiesslich mit pasto fuerte bewachsen, und besteht der Hauptbetrieb demgemäss in der Zucht von Rindvieh, von welchem 9000 Stück vorhanden sind; ferner werden ca. 10,000 Schafe uud auch Stuten und viele Pferde gehalten. Jedes Jahr werden über 600 Hektaren mit Weizen bebaut, und dieses Land später mit Luzerne besät, so dass die Estanzia schon im Besitz von ausgedehnten Luzernefeldern, ca. 1800 Hektaren, ist, und mit Hülfe dieser ausgezeichneten Futterpflanze nicht nur das Vieh stets in gutem Zustand erhalten kann, sondern nur hierdurch das Halten der Schafe überhaupt ermöglicht. Durch Haltung von edlen Hengsten, Stieren und Böcken wird das Vieh von Jahr zu Jahr veredelt und sein Werth vermehrt. Das Etablissement besitzt eine Dampfmühle, eine Schmiede etc., ferner eine Anzahl von Mäh- und Dreschmaschinen. Diese Estanzia liefert wie wenig andere den Beweis, welche Resultate mit einem rationellen Zusammenwirken von Kapital, Intelligenz, Fleiss und Ausdauer in der argentinischen Republik zu erreichen sind, und kann in jeder Beziehung als eine Musterfarm gelten.

Wenn ich bisher bei Beschreibung der Viehzucht oftmals von rationeller Wirthschaft gesprochen habe und auch in den nächstfolgenden, den Ackerbau betreffenden Kapiteln eine rationelle Wirthschft befürworte, so muss man bei dem kleinen Wörtchen „rationell“ nicht gleich an absolute Stallfütterung mit Oelkuchen, Rübenschnitzel etc. oder an Drillkultur, Düngung mit Chilisalpeter, Knochenmehl oder an Kälbermast vermittelst Magermilch und Leinsaat und dergleichen Dinge denken. Unter einer rationellen Estanziawirthschaft verstehe ich, dass ein Estanziero seinen Camp eingefriedigt und in verschiedene Abtheilungen abgetrennt hat, um erstens sein Vieh für sich abgeschlossen und gesichert zu haben und zweitens das Jungvieh, das Zuchtvieh, das Mastvieh etc. gesondert zu halten, dass er ferner die älteren weiblichen Thiere bei Zeiten absondert, nicht wieder trächtig werden lässt, und sowie dieselben nur einigermassen bei Fleisch sind, an die Schlächter verkauft oder selbst schlachtet, ehe dieselben zu alt werden, keinen Nutzen mehr gewähren und sterben. Ferner verstehe ich unter rationeller Wirthschaft, dass der Estanziero, soviel in seinen Kräften steht, dafür sorgt, dass sein Vieh etwas zu fressen hat, sei es nun,

dass er seinen Camp nicht überladet, sei es, dass er für den Fall der Noth ausgedehnte Luzernefelder anlegt, dass er unter allen Umständen Brunnen gräbt, um seinen Thieren stets reines, frisches kalkhaltiges Trinkwasser zu geben, und zwar dürfen diese Brunnen nicht in zu grossen Entfernungen einer vom andern angelegt werden, um dem Vieh die allzulangen Wege zu ersparen. Ferner muss ein rationell wirthschaftender Estanziero nicht seine besten Typen verkaufen und das schlechteste Material zur Zucht behalten; er darf nicht fortwährend Inzucht betreiben, sondern er muss für Blutauffrischung sorgen. Zu diesem Zweck ist es gewiss zu empfehlen, nicht in erster Linie dasjenige Zuchtmaterial zu wählen, welches in Europa erst durch die unausgesetzte Pflege zu der gewünschten Entwicklung gebracht worden ist und auch unbedingt einer solchen Pflege ferner bedarf, um es auf dem Standpunkte zu halten, sondern so viel wie möglich die dortigen von den europäischen sehr verschiedenen Verhältnisse zu berücksichtigen. Da das Vieh allen Unbilden der Witterung ausgesetzt ist, so darf man eine wichtige Eigenschaft nicht unberücksichtigt lassen und diese wichtige Eigenschaft ist, sei es nun Pferd, Rind oder Schaf, eine möglichst harte Konstitution.

Neunte Abtheilung.

Ackerbau und Kolonisation.

Der Ackerbau und die Kolonisation in der Argentinischen Republik haben erst seit Anfang der siebenziger Jahre grössere Erfolge aufzuweisen, und sind solche vorwiegend in der Provinz Santa Fé erzielt worden.

In der Nähe der Städte ist früher schon immer, auch von Einheimischen, etwas geackert worden. Die Instrumente, welche diese einheimischen Ackerbauer hierbei gebraucht haben und noch heute gebrauchen, sind freilich sehr primitiver Natur. Der Pflug besteht aus einem ca. 75 cm langen und ca. 15 cm im Quadrat haltenden Stück Holz, welches nach vorne etwas zugespitzt und mit einer nach unten gebogenen eisernen Spitze versehen ist. An diesem Stücke Holz sitzt ein nach vorne gehender dünner Weidenbaum, welcher als Deichsel dient und an welchen die Ochsen angeschirrt werden, und ein etwas schräg nach hinten hinaufgehender Stock, welcher dem Pflüger als Handhabe dient. Mit diesem Instrument wird der Boden nun oberflächlich, ca. 10 cm tief aufgeritzt und aufgewühlt. Als Egge benutzt der Argentiner eine Anzahl Zweige, welche zusammengebunden und mit einem Stücke Holz beschwert werden. Das Mähen geschieht mit der Sichel. Der so geschnittene Weizen wird dann in Ermangelung von Wagen auf eine Rindshaut gepackt und so nach einer in der Mitte des Ackers nothdürftig hergerichteten runden Tenne geschleift. Im Centrum dieser Tenne wird dann eine Art Diemen gemacht und zwar von solcher Höhe, bis zu welcher die diese Rindshäute schleifenden und von Gauchos gerittenen Pferde eben noch hinaufklettern können. Um diese Diemen herum bleibt dann noch ein breiter, mit Pfählen und Tauen nach aussen abgegrenzter Raum, auf welchem das Getreide ca. 30—40 cm hoch ausgebreitet und von einer Anzahl im Galopp herum gejagter Stuten ausgetreten wird. Das auf diese Art ausgedroschene Ge-

treide wird dann mit Schaufeln quer durch den Wind geworfen, und von der Spreu und den Grannen auf diese Weise gereinigt. Dass eine Menge kleiner Erdklumpen im Weizen bleibt, lässt sich freilich nicht vermeiden und findet man nicht mehr wie natürlich. Ereignet es sich nun während dieser Ernte- und Drescharbeiten, dass regnerische Witterung eintritt und anhält, so ist oft die Arbeit des ganzen Jahres verloren.

Die ersten beiden Kolonien in der oben erwähnten Provinz Santa Fé, Esperanza und San Carlos, sind Ende der fünfziger Jahre im Westen der damals noch oft von den im Chaco wohnenden Indianern bedrohten Hauptstadt Santa Fé gegründet worden, und zwar die erstere von einem Argentiner, Herrn Aaron Castellanos, und die letztere von einer Schweizer Gesellschaft. Beide haben in der ersten Zeit ihres Bestehens mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen gehabt. In der Provinz Buenos Aires wurde ungefähr um dieselbe Zeit die im Norden an einem Nebenarm des Paraná belegene Kolonie Baradero hauptsächlich mit Schweizer Kolonisten gegründet. Letztere hat jedoch nur geringe Ausdehnung, auch bauen die Kolonisten hier weniger Weizen, sondern mehr Kartoffeln, Bataten, Mais, Bohnen, Erbsen etc. und in neuerer Zeit auch Flachs. Bis Ende der sechsziger Jahre wurde nicht allein aus Chile und Nordamerika Mehl importirt, sondern man bezog in Buenos Aires Mehl aus den westlichen Provinzen Mendoza und San Juan, in welchen auf künstlich bewässerten Feldern seit Alters her Luzerne, Wein, Obst und Weizen kultivirt werden. Auf dieses Mehl musste man früher, als noch keine Eisenbahnen im Innern existirten, natürlich eine enorme Karrenfracht bezahlen, und doch wird das Mehl aus diesen Provinzen in Buenos Aires nicht so gut bezahlt wie das aus den Litoralprovinzen bezogene.

Um die Mitte der sechsziger Jahre entstanden im Westen und Norden der Stadt Santa Fé noch eine Anzahl Kolonien, und zwar theils auf Ländereien, welche die Regierung den Unternehmern unentgeltlich überliess, theils auf solchen, welche damals von Privaten noch um einen äusserst billigen Preis erworben wurden, z. B. die Kolonien Helvetia, San Geronimo, Nueva California, Cayasta, Emilia, Humboldt, Grütli etc. In Entre Rios entstanden die Kolonien Villa Urquiza und San José, erstere am Paraná und letztere am Uruguay in der Nähe von Concepcion. Wer sich für die Entstehungsgeschichte dieser Kolonien speziell interressirt, findet eine eingehende Beschreibung derselben in dem Buche des Herrn Beck-Bernard. Auch Herr Alemann bringt in seinem Buche nähere Beschreibungen.

Den Anstoss zu einem noch energischeren Vorgehen im Ackerbau gab die Anlage der Argentinischen Centralbahn von Rosario nach Córdoba. Die englische Gesellschaft, welche diese Bahn baute, hatte mit der argentinischen Regierung ungefähr folgenden Kontrakt abgeschlossen. Die Regierung garantirte der Gesellschaft 7% Zinsen auf das zur Anlage der Bahn verwandte Kapital, wobei natürlich ein Maximum als Kostenpreis per Kilometer Bahnstrecke stipulirt wurde, gab der Gesellschaft nicht allein das nöthige Terrain, um den Bahnkörper herzustellen, sondern fast auf der ganzen Strecke, welche 396 km beträgt, noch auf jeder Seite der Bahn einen Streifen Land von einer Legua Breite. Nur in der Nähe der zu berührenden Orte, Rosario, Bellville, Villa Maria und Córdoba, wo das Land schon höheren Werth hatte, auch schon Ansiedelungen waren, fiel diese Vergünstigung weg. Die englische Gesellschaft musste nun ihrerseits die Verpflichtung eingehen, diese gesammten, zu beiden Seiten der Bahn liegenden Ländereien, ca. 128 Quadratleguas, zu kolonisiren.

Mit dieser Kolonisation wurde im Jahre 1869 der Anfang gemacht. Es galt jetzt tüchtige Kolonisten zu bringen, und glaubte man, in der Schweiz die passendsten Elemente finden zu können. Ein Herr W. Perkins, welcher später auch die Oberleitung dieser Bahnkolonien in die Hand nahm, ging selbst nach der Schweiz und erliess dort in den Zeitungen einen Aufruf, in welchem er die Bedingungen veröffentlichte. Dieselben konnten für unbemittelte Auswanderungslustige nicht günstiger gedacht werden. Die Gesellschaft gewährte alle möglichen Vorschüsse, als Passage von der Schweiz nach der Kolonie, Materialien zum Bau einer provisorischen Hütte, Pflug, Egge, Schaufel etc., zwei Arbeitsochsen, eine Milchkuh, ein Pferd und Sämereien, ferner Lebensmittel für ein Jahr bis zur nächsten Ernte. Die Ländereien waren in Vierecke von je zwanzig Quadratcuadras, ca. 33 Hektaren, eingetheilt, welche Fläche Landes man eine Koncession nannte.

Herr Perkins soll in seinen damaligen Ankündigungen denselben Fehler begangen haben, welchen Herr R. Napp in seinem Buche begeht, und welchen die meisten der am La Plata erscheinenden Zeitungen, vor allen der das Land und besonders die am Ruder befindliche Partei stets über alle Maassen lobhudelnde „Standard“, begehen, nämlich den, die Vortheile des Landes in das allerhellste Licht zu stellen, alle Schattenseiten und Plagen etc., von welchen ja schliesslich kein Land frei ist, und auch Argentinien nicht, entweder konsequent zu verschweigen, oder als ganz unbedeutend darzustellen. Bei der Regierung halten sich solche Leute natürlich in Gunst, haben auch nicht selten

eigenen mannigfachen Gewinn durch solche Handlungsweise; es ist jedoch zum mindesten äusserst herzlos, um nicht einen anderen Ausdruck zu gebrauchen, Landesunkundige zu ganz verkehrten, rein optimistischen Ansichten vom Lande zu verleiten, und zu verursachen, dass solche Leute oft ihr Kapital, ihre Gesundheit und ihre ganze Existenz darüber einbüssen.

Die meisten der von Herrn PERKINS kontrahirten Familien erhielten je eine Koncession; solche, in welchen ein oder zwei erwachsene oder halberwachsene Söhne waren, erhielten oft zwei bis drei Koncessionen auf Kredit. Der Preis einer solchen Koncession war fünfhundert bolivianischer Silberthaler, zahlbar in fünf Jahren, ohne dass den Kolonisten Zinsen oder Pacht für diese Zeit berechnet werden sollten. Die Verpflichtungen, welche die Kolonisten eingehen mussten, waren im Grossen und Ganzen ungefähr folgende. Dieselben sollten von den Erträgen der ersten Ernten die vorgeschossene Passage, Materialien zur Hütte, Geräthschaften, Vieh, Sämereien und die im Anfang gelieferten Lebensmittel, und von den Erträgen der letzten Ernten dann das Land selbst bezahlen.

Herr PERKINS, von dem Wunsche und guten Glauben beseelt, auf diese Weise nur gute Leute zu erhalten, machte es den Auswanderungslustigen, welche sich in grosser Anzahl meldeten, zur Bedingung, Zeugnisse von Gemeindevorstehern, Predigern etc. beizubringen, denn mit Leuten ohne gute Zeugnisse sollte kein Kontrakt abgeschlossen werden. Es wird nun wohl in der Schweiz ebenso wie in Deutschland Sitte sein, dass man faulen, nichtsnutzigen, hinterlistigen Subjekten, wenn solche sich nur auf Frechheit und Schmeichelei verstehen, eben so gute und wo möglich noch bessere Zeugnisse ausstellt, als den anständigen arbeitsamen und solche Kniffe verschmähenden Menschen, vielleicht wollte man auch diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, lästige Elemente aus seiner Gemeinde und Umgebung zu entfernen; genug, die gewünschten Zeugnisse wurden in Hülle und Fülle beigebracht, die Kontrakte mit einer Menge Familien abgeschlossen und diese darauf nach Rosario befördert. Die erste Kolonie, welche man mit diesen Elementen bevölkerte, war die Umgegend der ersten Station der Bahn, Roldan genannt, ca. fünf Leguas (26 km) von der Stadt Rosario entfernt. Die nächste Umgebung jener Station selbst theilte man in kleinere Lots ein, um solche als Bauplätze zu verkaufen, und auf diese Weise ein Städtchen im Centrum der Kolonie zu gründen. Die ganze Anlage, sowohl das Ackerland als das zu bildende Städtchen nannte man, den Schweizern zu Gefallen „Bernstadt.“

Es stellte sich jedoch bald heraus, dass man trotz all der beigebrachten schönen Zeugnisse anstatt der gehofften biederen Schweizer und musterhaften fleissigen Ackerbauer grösstentheils wahres Gesindel angesiedelt hatte, welches keine Idee vom Ackerbau besass, auch sich in seine neue fast gänzlich unabhängige Lage gar nicht zu finden wusste. Die meisten dieser Leute verfielen in eine ganz abscheuliche Faulheit; die Siestas wurden von Tag zu Tag länger, da ja kein Mensch diese Leute, wie sie es daheim gewohnt gewesen waren, des Morgens früh herausholte und den ganzen Tag über zur Arbeit anhielt und antrieb, sondern sie sich ganz selbst überlassen waren, so dass ein grosser Theil von der Kolonie schliesslich ausgewiesen werden musste. Der Umstand, dass sie, sie mochten nun arbeiten oder nicht, doch noch von der Verwaltung, wie kontraktlich stipulirt, regelmässig Nahrungsmittel erhielten, musste ihnen dieses Land vollends als ein wahres Schlaraffenland erscheinen lassen. Auf den für Bauplätze reservirten kleineren Grundstücken in der nächsten Umgebung der Station etablirten sich als Grundlage des von der Gesellschaft geplanten Städtchens ungefähr zwei Dutzend Schnappsbuden, hier *pulperias* genannt, nach welchen gastlichen Asylen die Kolonisten mit Weib und Kind zogen, ihre Paar aus der Schweiz noch mitgebrachten Groschen in Schnapps anlegten, und dann begeistert im Chor patriotische Lieder anstimmten, mit Vorliebe, „Wenn die Schweizerbüchsen knallen“ etc.

Alle diese Uebelstände, welche den Grund zu späteren unvermeidlichen grossen Kalamitäten legten, waren die Folgen des Leichtsinns und des übermässigen, wirklich unglaublichen Optimismus, mit welchem man das ganze Unternehmen begann. Die Unternehmer glaubten, in jedem Schweizer Proletarier den Grundtypus eines mit allen Tugenden ausgerüsteten Bürgers zu haben, und diese Schweizer Proletarier glaubten, nach den Schilderungen, welche Herr Perkins in der Schweiz von Argentinien gemacht hatte, das längst ersehnte Land „Utopia“ gefunden zu haben, denn man bekam ja zu essen, ohne dass man nöthig hatte zu arbeiten. Das war ja gerade der von dieser Art Leute lang ersehnte ideale Zustand, und mehr verlangten sie vorläufig noch nicht.

Ehe ich nun die Entwickelungsgeschichte der Kolonien weiter beschreibe, will ich die verschiedenen Plagen, welche dem Ackerbauer und auch dem Viehzüchter am La Plata das Leben hin und wieder etwas sauer machen und welche Herr R. Napp, als ihm wahrscheinlich unbedeutend, nicht einer näheren Erwähnung werth hält, sondern von welchen er nur auf Seite 313 mit dürren nicht recht verständlichen

Worten sagt, dass solche in der Natur der Sache liegen, etwas eingehender beschreiben.

Die erste grosse Plage bilden die oft wiederkehrenden Dürren. Während solcher wird eine Bearbeitung des Bodens unmöglich, da der zähe Lehm steinhart wird und sich in demselben förmliche Risse und weite Spalten bilden. In solchen Perioden fällt oft schon kein Thau mehr, es wird so trocken, dass selbst die Hufe der Thiere Risse erleiden. Dass das in solchen Perioden gesäete Korn nicht keimen und auflaufen, auch auf den Weiden kein Futter wachsen kann, ist selbstverständlich. Der gesäete und schon in grossen Stauden stehende Mais vertrocknet, der Staub wird äusserst lästig.

Die zweite grosse Plage ist die Biscacha. Es ist dies eine Art grosser Kaninchen, welches sehr tiefe und umfangreiche Höhlen gräbt. Es wühlt die untere mergelartige weissgelbe Erde, die tierra greda, nach oben und zerstört in der Umgebung seiner Baue alle Vegetation, da es beständig wühlt und die Wurzeln der Pflanzen benagt und frisst. Von benachbarten Bäumen zernagt es die Rinden. Den Tag über liegen diese Thiere in ihren Höhlen, gegen Sonnenuntergang kommen sie jedoch hervor. Man kann sie ausrotten, indem man die Eingänge ihrer Höhlen zuwirft und des Nachts mit Hunden wacht, damit die Höhlen nicht wieder geöffnet werden, welches nicht von den eingeschlossenen Thieren, sondern von denen aus den benachbarten noch nicht zugeworfenen Höhlen bewerkstelligt wird. Es giebt Arbeitertrupps, welche sich ausschliesslich mit dieser Arbeit des Ausrottens befassen; man bezahlte solchen Leuten früher in der Provinz Buenos Aires 5 Papierthaler und in der Provinz Santa Fé ¼ Bolivianer Thaler, also ca. 75—85 Pfennige per Bau *(poblacion)*. In diesen Höhlen sammeln sich gewöhnlich noch eine Anzahl anderer unangenehmer und auch schädlicher Thiere an, als Füchse, Iguanas, (grosse 2—4 Fuss lange Eidechsen) Schlangen und eine Marderart, *huron* genannt. Es giebt Campe, welche so mit Biscachahöhlen zerwühlt sind, dass sie beinahe werthlos sind, so z. B. am linken Ufer des unteren Laufes des Flusses Carcaraña. Auf diesen Campen kann man nur mit grosser Vorsicht reiten, weil alles unterwühlt ist, und das Pferd alle Augenblicke einsinkt. Das Fleisch dieser Biscachas schmeckt etwas trocken und erdig; die Felle sollen, obgleich man schon wiederholte Versuche gemacht hat, solche zu exportiren, z. B. nach Hamburg, Antwerpen etc. etc., sonderbarer Weise keine Verwendung finden können.

Die dritte grosse Plage sind die Ameisen. Es giebt im La Plata-Gebiete drei Klassen, welche man hauptsächlich berücksichtigt.

Die erste ist eine kleine winzige braune Ameise, welche nur wenig Schaden verursacht, da sie sich nur an Früchten und Süssigkeiten vergreift; die zweite, allgemein weit verbreitete, ist eine ca. 1 cm lange, schwarze Ameise, welche Pflanzen und Bäumen nachstellt, und die Anlage von Obstbäumen etc. oft ganz unmöglich macht. Man muss schon bei jedem Bäumchen Vorkehrungen treffen, um das Hinaufklettern der Ameisen zu verhindern, weil diese sonst das Bäumchen total entblättern und seine Entwickelung unmöglich machen. Man zerstört diese Ameisen, indem man an kalten Wintermorgen, wenn alle Ameisen im Baue oder Neste sind, dieses. welches meist sehr tief liegt und auch äusserst schwer zu finden ist, aufgräbt und dann unter Benutzung vorher herbeigeschaffter grosser Mengen Wasser, aus Ameisen, aus deren Eiern und aus loser Erde einen grossen Schlammhaufen macht, in welchem die Ameisen festkleben und später darin eintrocknen. Zu dieser Arbeit gehören jedoch mindestens drei bis vier Menschen, auch muss man schnell arbeiten, um ein Entweichen der Ameisen zu verhindern. Eine andere Vertilgungsmethode ist die, dass man die Baue oder Nester vermittelst eines grossen Blasebalges mit Schwefeldämpfen füllt, um die Thiere mit solchen zu ersticken. Wenn man Obstbäume, Gemüse, Blumen und sonstige Nutz- oder Zierpflanzen ziehen will, muss man unbedingt in und um seinen Garten herum sämmtliche Ameisennester vertilgen.

Eine ca. $2^1/_4$ cm grosse braune Ameisenart habe ich im Norden der Provinz Santa Fé und in Entre Rios gesehen. In der Nähe des Nestes dieser Ameisen findet man auf der Erdoberfläche grosse Haufen von aus der Tiefe aufgewühlten Erdklümpchen. Diese Haufen sind ca. 40 cm hoch und 6—8 m im Durchmesser. Nisten sich solche Ameisen unter den Mauern eines Hauses ein, so bringen sie solches zum Sinken.

Eine andere von mir in Brasilien gesehene und dort anscheinend sehr verbreitete Ameisenart, sogenannte Termiten, weche ca. 1—$1^1/_2$ m hohe, ziemlich spitze Hügelchen macht, die von weitem wie Granitblöcke oder kleine Negerhütten aussehen, habe ich in Argentinien nicht beobachtet und gefunden, doch sollen solche in Corrientes, Misiones, Paraguay etc., überhaupt nach Norden zu vorkommen.

Es giebt noch eine Art geflügelter Ameisen, welche, wenn sie in grossen Mengen auftreten, beim Reiten durch den Camp sehr lästig fallen können, doch sind solche nicht häufig.

Die vierte grosse, und wohl die grösste Plage sind die Heuschrecken, und sind alle Versuche, dieselben zu zerstören, von wenig Erfolg ge-

krönt gewesen. Die in den La Plata-Ländern vorkommenden Heuschrecken sind ähnlich, wenn nicht identisch, den als Wanderheuschrecken bekannten und in afrikanischen und asiatischen Steppen und auch in Osteuropa heimischen Heuschrecken. Derjenige, welcher die Schwärme und die Zerstörungen dieser Thiere noch nicht gesehen hat, kann sich auch nicht im Entferntesten eine Vorstellung davon machen. Diese Plage tritt jedoch glücklicherweise nicht immer in gleicher Stärke auf, verschwindet auch periodenweise wieder. So sind von 1857 bis 1872 keine Heuschrecken erschienen, seit 1874 aber jährlich in oft ungeheuren Schwärmen. Merkwürdig ist es, dass der östliche vorspringende Theil der Provinz Buenos Aires stets von ihnen verschont geblieben ist, denn wenn dieselben erst einmal die Stadt Buenos Aires selbst und Umgegend ernstlich heimgesucht, und von allen den schönen werthvollen Pflanzen und Bäumen, welche auf den umliegenden Landgütern und Villen gezogen werden, nichts weiter übrig gelassen hätten, als die kahlen nackten Stämme ohne Rinde, dann würde auch wohl Herr Napp in seinen Phantasieen über Argentiniens Zukunftslandwirthschaft vielleicht nicht ganz umhin gekonnt haben, dieser Plage mit einigen, wenn auch nur oberflächlichen Worten speciell zu gedenken.

Die Heuschrecken kommen als fliegende Heuschrecken, *voladoras*, in der Regel im Frühjahr, im September und Oktober, manchmal auch schon früher, aus dem Norden, vom Chaco, Paraguay, Matto Grosso, Misiones etc., und suchen dann geeignete Plätze auf, um ihre Eier zu legen. Sie wählen hierzu meistens Stellen, welche von Vegetation entblösst sind und wo das Erdreich locker ist, also gepflügtes Land, dünn bestandene Saaten, Umgebung von Biscachahöhlen, die Seiten der Wege etc. Diese Voladoras machen nun noch nicht so übermässigen Schaden, da ihr Aufenthalt auf einem und demselben Platze gewöhnlich nicht von grosser Dauer ist. Sobald die Weibchen dieser Heuschrecken ihre Eier, ca. sechszig Stück gelegt haben, sterben sie, und die Plage hat eine Zeitlang ein Ende. Nach einem Zeitraume von 35 bis 40 Tagen, in der Regel nach einem Regengusse, welcher das Erdreich erweicht hat, erscheinen die jungen ungeflügelten Heuschrecken, die *saltonas*. Diese sind von schwarzer Farbe und sehen aus wie kleine Mücken. Nach einiger Zeit häuten sie zum ersten Male und nehmen eine graue Farbe an. In diesen beiden Perioden sind die Thiere noch klein und ist der Schaden, welchen sie anrichten, noch unbedeutend. Jedoch ist bei dieser zweiten Periode der Zeitpunkt schon günstig, dieselben zu vertilgen oder zu vermindern, weil sie des Nachts sich in dichten Schaaren zusammendrängen, auf kleine Unkräuter etc. im Camp

hinaufkriechen und man dann einen ganzen Schwarm auf einem verhältnissmässig kleinen Raume beisammen findet. Man hat nun eine Anzahl Mittel ersonnen, um bei den in der Regel spärlich zu Gebote stehenden menschlichen Arbeitskräften das Vertilgungswerk auszuführen. Man treibt des Morgens früh eine Heerde Schafe oder Stuten über die Stellen, auf welchen die Heuschrecken noch dichtgedrängt sitzend übernachtet haben und wegen der Frische des Morgens noch ganz erstarrt sind, im Kreise herum, um sie zu zertreten, oder man schleift weiche Rindshäute, welche mit loser Erde belastet sind und sich allen Unebenheiten des Bodens anschmiegen, über die betreffenden Stellen hinweg, um sie auf diese Weise zu zerreiben, oder man macht auch, wenn es gelingt, am Abend vorher einen grossen Schwarm auf einem verhältnissmässig sehr kleinen Platz zusammen zu treiben und wenn man genügend Leute zur Verfügung hat, einen Graben im Halbkreis um den Schwarm, treibt die Heuschrecken, halberstarrt und unbeholfen, wie sie des Morgens früh noch sind, in den Graben hinein und wirft solchen schnell zu. Man hat noch eine Menge Mittel erdacht und in Vorschlag gebracht, so unter anderen eine Walze, welche jedoch wegen der nicht zu erreichenden kleinen Unebenheiten im Boden nicht praktisch sein würde. Praktisch und für ein grösseres Etablissement auch nicht übermässig kostspielig dürfte das Tödten dieser Thiere mit Wasserdämpfen sein. Ein nur kleiner transportabler Dampfkessel mit einem zum Ablassen und Leiten des Dampfes bestimmten Gummischlauche versehen, würde genügen, um in wenigen Minuten grosse Schwärme zu verbrühen.

Nachdem diese jungen Heuschrecken nun eine Zeitlang ihr graues Gewand getragen haben, häuten sie wiederum und werden grün. In dieser Periode machen sie schon beträchtlichen Schaden, fangen auch an auf Bäume zu klettern und die Blätter derselben zu fressen. Dann häuten sie zum dritten Male und werden gelb. In dieser Periode ist die Plage auf ihrer Höhe. Die Thiere sind jetzt ungefähr 5 bis $5^1/_2$ cm lang, und giebt es wenige vegetabilische Substanzen, welche nicht von ihnen angegriffen und vertilgt werden. Die zarten süssen und wohlschmeckenden Pflanzen verzehren sie natürlich zuerst und die härteren und bitteren etc. nur im Nothfalle, wenn keine anderen mehr zu finden sind. Von allen Bäumen verschonen sie principiell und gänzlich nur den Paraiso und den Eucalyptus, wenn letzterer das dritte Jahr erreicht hat; in den ersten Jahren seines Wachsthums wird auch dieser nicht verschont. Von allen übrigen Bäumen fressen sie nicht allein die Blätter, sondern auch häufig noch die Rinden der kleinen Zweige und von manchen Bäumen die Rinde des Stammes bis auf den Erd-

boden herunter. Es bleibt dann nichts weiter übrig, als diese Bäume einfach abzuschlagen. Mit Vorliebe stellen sie Weiden, Akazien und Pfirsichbäumen nach. Von Maispflanzen, Kartoffeln und allen Sorten Gemüse bleibt häufig kein Atom übrig. Dem Weizen, überhaupt Halmfrüchten fügen sie eigentlich keinen oder doch nur geringen Schaden zu, da derselbe um diese Zeit schon sehr harte, strohige Halme hat und die Heuschrecken, so lange sie zarteres Futter vorfinden, sich an den härteren nicht vergreifen. Ebenso verschonen sie sonderbarer Weise die Luzerne im jungen Zustande; nur wenn diese in Blüthe steht, fressen sie dieselbe mit Begierde. Der Schaden, welchen sie hier anrichten, ist nicht so bedeutend, da die Luzerne, im Fall es nur regnet, in ca. sechs Wochen schon wieder einen neuen Schnitt liefert. Man muss nun nicht glauben, dass bei diesen Thieren ein Zeitpunkt der Sättigung eintritt, sie fressen von Morgens bis Abends ununterbrochen fort. Sie kriechen sogar in die Häuser, zerstören Leinewand und Baumwollenstoffe, im Falle sie solcher habhaft werden können, fressen sogar die Stroh- und Rohrdächer, fallen zu Hunderten in unbedeckte Brunnen, deren Wasser sie dann verpesten; genug, man muss sich schliesslich noch glücklich schätzen, dass man nicht selbst von ihnen angefallen wird.

Nachdem diese Thiere dann drei bis vier Wochen etwa in dem gelben Kleide herumgehüpft und herumgesprungen sind und alles Grün ausser den beiden genannten Baumsorten, dem Paraiso und Eucalyptus zerstört haben, häuten sie zum letzten Male, bekommen eine graubraune Farbe, erreichen eine Grösse von ca. 7—8 cm, und sind wieder mit langen Flügeln versehen, Jetzt sind sie ausgewachsen, die Gefrässigkeit lässt nach, sie sammeln sich zu grossen Schaaren und fliegen fort, um andere Gegenden zu beglücken. So ziehen sie hin und her; wenn man glaubt, dass ein Schwarm glücklich fort ist, kommt ein anderer wieder angeflogen. Endlich, im Herbste, verschwinden sie, wahrscheinlich ziehen sie alle wieder nach Norden, nach Paraguay, Misiones und dem Chaco, in dessen lieblichen Gefilden sowie auch in den von ihm ganz besonders gepriesenen Misiones Herr R. Napp so gerne die von andern Leuten mit deren Geld und für deren Risico angelegten grossen Obstkulturen sehen möchte, damit man Gelegenheit hätte, an den Flüssen romantisch belegene Bauplätze für Konservenfabriken zu verkaufen, welche letzteren dann wiederum nach Herrn Napp's fester Meinung ihren glücklichen Besitzern glänzende Resultate abwerfen müssten. (Siehe dessen Schilderungen der Zukunftslandwirthschaft Argentiniens S. 311.)

Dem Viehzüchter fügen die Heuschrecken nun nicht so empfindlichen Schaden zu, als dem Ackerbauer. Denn in den Sommern, in welchen es einigermassen häufig regnet, wachsen selbst im pasto tierno die Pflanzen so üppig, dass trotz Heuschrecken noch Futter genug für das Vieh bleibt. In trockenen Sommern dagegen, wenn so wie so kaum nothdürftiges Futter für das Vieh vorhanden ist, vernichten die Heuschrecken auch noch dieses, Nichts als das nackte schwarze Erdreich zurücklassend. Im Sommer 1874/75, in welchem die Heuschrecken zuerst in grösserer Menge erschienen und auch sehr wenig Regen fiel, bin ich in der Nähe des Flusses Paraná eine Strecke von ca. 45 km geritten, ohne auf dem ganzen Ritt nur einen grünen Grashalm gesehen zu haben. Die durchrittene Gegend ist mit grösseren und kleineren Estanzias dicht besiedelt; das einzige Vieh, welches ich jedoch auf der ganzen Strecke sah, waren drei sterbende Schafe, welche schon zu schwach waren, um noch gehen zu können, alles andere Vieh hatten die Eigenthümer nach anderen Strichen, welche von den Heuschrecken verschont geblieben waren und in welchen es häufiger geregnet hatte, treiben müssen.

Es giebt nun noch eine Anzahl kleiner Plagen, welche sowohl dem Ackerbauer und Viehzüchter Schaden verursachen, als auch anderen Menschen lästig werden.

Ein Thier, gemeinhin *bicho de canasto*, d. h. Korbinsect, genannt, weil es sich im Winter in einer Art von kleinem Körbchen einspinnt, zerstört oder verunstaltet wenigstens die Blätter vieler Bäume, mit Vorliebe Akazien, Weiden, Platanen und Obstbäume.

Der *bicho moro* ist ein kleiner grauer Käfer, welcher Kartoffelfelder, Erbsen, Bohnen etc. zerstört. Derselbe geht jedoch nur strichweise im Frühjahr und Frühsommer, auch behauptet man, dass er sich bei fortgesetzter Kultur eines Bodens verliert.

Die *mosquitos* sind unseren Mücken ganz gleich, kommen jedoch hauptsächlich an Flussufern, feuchten Stellen und im Gebüsch in Milliarden vor und belästigen nicht allein die Menschen, sondern auch oft das Vieh auf solche Art und Weise, dass es nicht mit Ruhe fressen kann und abmagert. Massenhaft treten sie jedoch nur in nassen regnerischen Sommern auf.

Im Sommer giebt es, hauptsächlich an Stellen, an welchen Baumwuchs, Gestrüpp oder sogar Wald ist, grosse Fliegen und Bremsen, *moscas bravas, sabandijas* und *tábanos* genannt, welche das Vieh, hauptsächlich die Pferde, oft sehr belästigen.

In den nördlichen Distrikten, im Chaco, Misiones, Paraguay, Brasilien, wird in den dort befindlichen Waldgegenden die Viehzucht zur Unmöglichkeit, weil man wegen dieses Ungeziefers keine Kälber grossziehen kann, auch das grosse Vieh ganz enorm leidet.

In vielen Niederungen giebt es eine Art Blutegel, von den Gauchos *chuncacos* genannt, welche sich an die Beine der Thiere heften, und deren Blut saugen. Ferner giebt es an manchen Stellen eine Art Holzbock, *garrapatas* genannt, welche, wenn sie ein Stück Vieh in grosser Anzahl befallen, dasselbe ganz mager machen.

In solchen Gegenden, in welchen sich viel Wald befindet, z. B. in einigen Gegenden der Provinzen Córdoba, Entre Rios, Corrientes etc. sind die vielen Papageien grimmige Feinde, oder besser gesagt intime Freunde der Maisfelder. Gerstefelder werden hingegen auch in der waldlosen Pampa von Schwärmen kleiner Vögel, unseren Sperlingen ähnlich, heimgesucht und auch zerstört, wenn man diese Schwärme nicht verscheucht.

Als Plagen können auch die Campbrände bezeichnet werden. Diesen sind sämmtliche Campe mit pasto fuerte ausgesetzt, und die mit den Disteln *cardo asnal* bestandenen Campe. Das im pasto fuerte entstandene oder auch absichtlich angelegte Feuer lodert nicht in hohen Flammen auf; der langsam fortschreitende Feuersaum ist auch nur schmal, so dass ich schon oft durch solchen hindurch geritten bin, auch genügt meistens ein Weg oder ein schmaler Streifen umgepflügtes Land, um solches Feuer aufzuhalten. Erreicht ein solcher Campbrand jedoch ein Getreidefeld, welches im Stadium der Reife sich befindet, oder sich solchem nähert, so ist dasselbe natürlich verloren. Die in den hohen dürren Disteln ausbrechenden Brände sind schon gefährlicher. Im Süden der Provinz Buenos Aires habe ich Gelegenheit gehabt, Distelbrände zu sehen, deren Feuer- und Rauchsäulen von ungeheurer Ausdehnung waren, und wehe den Leuten, welche es versäumen, um ihre Hütten herum diese Disteln rechtzeitig abzuschlagen. Die Estanzieros, welche ihre Umzäunungen erhalten wollen, müssen daher bei Zeiten gegen solche Ereignisse Vorkehrungen treffen.

In dem Territorium Misiones und den nördlichen Theilen der Provinz Corrientes kommt der Erd- oder Sandfloh vor, welchen ich in dem Abschnitte „Paraguay“ schon erwähnt habe.

Eine Plage bildet auch, und speciell für die Menschen, wie in allen warmen Ländern, die grosse Masse von Ungeziefer, hauptsächlich, ausser den Flöhen, ein kleines in Gebüschen und Unkräutern vorkommendes winziges Insekt, der sogenannte *bicho colorado*, und dann

die Wanzen. Unter den letzteren ist die abscheulichste die ca. $2^1/_2$ cm lange *vinchuca*. Der Reisende, welcher in den oberen Provinzen reist und gezwungen ist, in den sogenannten Poststationen, welche oft nur aus einer oder zwei elenden Lehmhütten *(ranchos)* bestehen, zu übernachten, thut wohl, sein Lager unter freiem Himmel aufzuschlagen, in der Poststation selbst würde er es vor diesen Vinchucas nicht aushalten können. Die Bisse dieser Blutsauger sind schmerzhaft und verursachen ziemlich bedeutende Anschwellungen.

Eine der grössten Plagen in diesem Lande sind, wie schon Anfangs erwähnt, die Unmasse von Advokaten, welche, da fast jede einigermaassen bemittelte Familie danach trachtet, aus wenigstens einem ihrer Mitglieder einen doctor juris zu machen, weil solcher möglicherweise noch einmal Präsident der Republik, oder doch wenigstens Minister oder Gouverneur werden könnte, und weil man sich auch nicht unterfangen darf, diese, wie die übrigen Plagen, mit Gewalt auszurotten, in erschreckender Weise zunehmen. Eine Taxe wegen Honorare existirt natürlich nicht; letztere sind, wenn man nicht vorher bündig auf Stempelpapier ein Honorar für eine bestimmte Leistung abgemacht hat, oft über alle Begriffe unverschämt hoch, und fordern solche Leute — es giebt freilich einige wenige Ausnahmen — für die Verfechtung irgend einer Bagatelle mit der grössten Kaltblütigkeit Tausende von Patacons. Man muss bezahlen, denn wendet man sich an Schiedsrichter, welche in diesem Falle nur andere Rechtsgelehrte sein können, und welche natürlich die Preise nicht verderben wollen, so läuft man Gefahr, noch bedeutend mehr bezahlen zu müssen.

Eine nicht geringe Plage für die Betreffenden waren bis in die neueste Zeit auch die Feldmesser. Dadurch, dass jetzt alle Terrains nach Meter gemessen werden, ist ein sehr grosser Schritt vorwärts gethan worden. In früherer Zeit war die Maasseinheit die Vara. Nun existirten aber, natürlich nicht zum Schaden der Feldmesser und auch sicherlich nicht zum Schaden der Advokaten, Varas von allen möglichen Längen. Es gab *varas castellanas*, *varas nacionales* und *provinciales*, *varas oficiales* und *particulares*, *varas largas* und *cortas*. Fast jeder Feldmesser hatte seine besondere Vara, an ein Vergleichen der Messketten dachte Niemand. Die kürzeste Vara von allen vorhandenen war ohne Zweifel die eines Regierungsfeldmessers, des Herrn Julian Bustinza, denn wenn dieser Herr wegen der ewigen unvermeidlichen Processe oder sonstiger Streitfragen einen Complex Privatländereien offiziell nachzumessen hatte, dann schrumpften sämmtliche Grundstücke zusammen und überall blieben für den Fiscus Stücke übrig, welchen

man den technischen Ausdruck *„sobrantes“* beilegte. Herr Bustinza ist, beiläufig gesagt, ein reicher Mann geworden. Man kann deshalb bei Landankäufen nicht vorsichtig genug sein, da auch die Angaben in den Besitztiteln oft unklar gemacht sind, ein Umstand, welcher nur zu leicht Ursache zu Processen giebt, und da auch mehrere Provinzen unter sich wegen ihrer Grenzen noch im Streite liegen, und die eine die Gültigkeit der Besitztiteln, welche die andere über in diesen fraglichen Grenz-Distrikten belegene Ländereien ausgegeben hat, bestreitet.

Grossen Schaden erleidet der Ackerbauer auch oft durch Spätfröste im Frühjahr und durch Hagelschauer; je weiter nach Süden und nach Westen, desto mehr ist man diesen Kalamitäten ausgesetzt. Selbst im Hochsommer kommen in letztgenannten Gegenden Nachtfröste hin und wieder vor.

Kehren wir jetzt, nach dieser Aufzählung der verschiedenen Plagen zu unserer Kolonie Bernstadt zurück. Die Verwaltung dieser Kolonie beging nun ferner den allerdings grossen Fehler, zu den Ernten nicht rechtzeitig für genügende Arbeitskräfte und auch nicht für die nöthige Anzahl von Mäh- und Dreschmaschinen zu sorgen, und so ging, da die Kolonisten zum grossen Theile auf die oben beschriebene primitive Art des Mähens und Dreschens angewiesen waren, und auch in den drei Sommern 1871 bis 1873 während der Ernten sehr regnerisches Wetter eintrat, in diesen Jahren leider ein grosser Theil der Ernten durch reine Nachlässigkeit verloren. Die Kolonisten kamen mit wenigen Ausnahmen in Folge dessen in Schulden, viele schuldeten ausser dem Lande der Verwaltung für Lebensmittel, Sämereien und nutzlos verausgabte Arbeitslöhne, weil die Erträge der Ernten doch wegen Regen schliesslich verloren gingen, 1000 bis 1500 bolivianische Thaler, für welche Schulden natürlich gar keine Werthgegenstände existirten. Da die Kolonisten, welche Nichts zu beissen hatten, auf diese Schulden noch 10 oder gar 12 % Zinsen p. a. zahlen sollten, so zogen sie es einfach vor, Alles im Stiche zu lassen, bei Nacht und Nebel zu verschwinden und auf einer anderen entfernten Kolonie, wenn möglich, dasselbe Spiel von Neuem zu beginnen. Hierzu kamen noch von 1874 an in jedem Jahre die Heuschreckenplage, welche den Kolonisten fast allen Mais, ferner Kartoffeln und Gemüse, für welche Sachen sie in dem nahen Rosario immer leichten Absatz hatten, sowie auch junge Baumpflanzungen zerstörten und nur den Weizen resp. Halmfrüchte liessen, so dass bittere Klagen und stellenweise grosse Noth entstanden.

Bei der Anlage der anderen Kolonien derselben Gesellschaft, an den folgenden Stationen Carcarañá und Cañada de Gomez, ist man in

der Auswahl der Kolonisten schon ganz bedeutend vorsichtiger gewesen; man gab wohl theilweise das Land auf Kredit, aber gar keine anderweitigen Vorschüsse. Besonders von dem System, Lebensmittel auf Kredit zu vertheilen, war man sehr bald zurückgekommen, da man eingesehen hatte, dass es kein besseres Mittel gab als dieses, um den Kolonisten faul, sorglos, anspruchsvoll und energielos zu machen, im Falle er es früher noch nicht gewesen sein sollte. Man überzeugte sich auch bald, dass mit dem Betreten der Provinz Córdoba die Möglichkeit zu kolonisiren, wenigstens in der beabsichtigten und in der Provinz Santa Fé möglichen Art und Weise, aufhöre, da hier, wie weiter oben ausführlich beschrieben, die Regen geringer werden und im Winter fast ganz aufhören, so dass man auf diesen ungemessenen Gefilden, um sich Herrn Napps schwungvoller Schreibweise zu bedienen, welche nur der rührigen Hand des intelligenten Bestellers harren, um sich in die ergiebigsten Getreidefelder umzuwandeln, (siehe dessen Abhandlung über Argentinien's Zukunftslandwirthschaft, Seite 307/308) wohl ziemlich ungehindert ackern und säen kann, aber nicht genügend erntet, um für die aufgewandte Arbeit und gemachten Unkosten entschädigt zu werden. Die schon in der Provinz Córdoba an der Grenze im Jahre 1874 angelegte Kolonie Tortugas ist die letzte und westlichste dieser Kolonien, und hat man nach den auf dieser Kolonie gemachten Erfahrungen von einer Kolonisation weiter westwärts Abstand genommen. Die Gesellschaft wird daher die übernommene Verpflichtung, die sämmtlichen ihr überwiesenen Ländereien zu beiden Seiten der Bahn bis vier Leguas vor der Stadt Córdoba zu kolonisiren, **nie und nimmer** erfüllen können; sie hat sogar, des ursprünglichen Systems auch in den guten Distrikten müde, versucht, um die noch nicht begebenen Ländereien zwischen Carcaraña und Cañada de Gomez und zwischen dieser Kolonie und Tortugas zu verwerthen, solche theilweise zu verpachten, und hat im Jahre 1881 die Quadratcuadra zu 1 Patacon, und im Jahre 1882 zu 2 Patacons vermiethet, ein System, welches natürlich dem Kontrakte zuwiderläuft, und auch von argentinischer Seite schon beanstandet wird. Der Schwarm der Advokaten wird sich daher freuen, wieder einmal eine Gelegenheit zu einem voraussichtlich ungewöhnlich fettem Processe zu haben.

Durch die von der Bahngesellschaft in 1869 gegebene Anregung fuhr um diese Zeit nun ein wahres Kolonisationsfieber in die Grundeigenthümer und Bewohner der Provinz Santa Fé, welches durch die schlechten Resultate, die man in den letzten Jahren mit der Viehzucht

erzielt hatte, noch verstärkt wurde. Die Wollpreise waren damals nämlich seit mehreren Jahren ganz miserabel gewesen, und von den Kühen hatten die Indianer bei der Unsicherheit der schlecht bewachten Grenzen viele gestohlen, so dass das Koloniegeschäft, da man von dessen verschiedenen „Aber“ noch keine rechte Idee hatte, als ein ganz brillantes erschien. Die Rechnung und der Prospectus auf dem Papier waren nun sehr einfach. Man nahm eine Quadratlegua Land = 1600 Quadratcuadras, welche einen damaligen durchschnittlichen Werth von 3000 bis 4000 Patacons hatte, theilte dieselbe in 80 Koncessionen zu je 20 Quadratcuadras, und verkaufte solche dann an Kolonisten zum durchschnittlichen Preise von 400 Patacons per Koncession, machte 32,000 Patacons per Quadratlegua, zahlbar in 5 Jahren. Ein Mann, welcher also im Besitze von einigen Quadratleguas Land war, glaubte nach fünf Jahren durch die Arbeit der Kolonisten es so weit gebracht zu haben, in Europa bequem als Rentier leben, Equipage halten und jeden Abend in die Oper etc. gehen zu können. So sorglos, wie man nun in der Wahl der Kolonisten war — zum grossen Theile Menschen, die gar nicht gewohnt gewesen, auch nicht fähig waren, selbstständig zu arbeiten, und Haus zu halten, — so sorglos und nachlässig war man auch meistens in der Wahl des Kolonieverwalters. Man glaubte, irgend ein verbummelter Verwandter, welcher sonst zu nichts Ernstlichem zu gebrauchen gewesen, seine Zeit am liebsten mit Pferderennen, Maskenbällen, Biertrinken, Skatspielen etc. etc. ausgefüllt und meistens anderen Leuten auf der Tasche gelegen hatte, sei zu solchem Posten da draussen im Campe gut genug. Es ist jedoch den wenigsten Menschen gegeben, die Stellung eines Kolonieverwalters einzunehmen, denn zu einem solchen Posten gehören Fleiss, Nüchternheit, Einfachheit, Sparsamkeit, Landeskenntniss, ein praktisches Verständniss des ländlichen Lebens, strenge Gerechtigkeit, und vor allem die Gabe, anregend, ermunternd und zugleich belehrend auf die Kolonisten zu wirken.

An den oben gerügten Fehlern, und auch daran, dass viele Unternehmer es von vornherein nur auf eine systematische, oft schamlose Ausbeutung der Kolonisten abgesehen hatten, gingen eine Anzahl Kolonien bald wieder zu Grunde, und waren die Unternehmer gezwungen, die Aera der Opern und dergleichen auf spätere Zeiten zu verschieben. Auch stellte sich heraus, dass Kolonien von geringem Umfange und mit geringen Mitteln begonnen und in isolirter Lage, welche keine Aussicht hatten, sich zu einem Centrum der Bevölkerung auszubilden, keine Lebenskraft hatten. Eine grosse Panik kam auch

in die Kolonisten und Unternehmer durch das im Sommer 1874/75 erfolgte massenhafte Auftreten der Heuschrecken, welche, wie oben geschildert, in einigen Strichen alle Saaten, ausser dem Weizen und allenfalls gesäeten Roggen, unbarmherzig zerstörten. Neu angelegte Etablissements industriellen Charakters, welche auf den Kolonien gewonnene Rohprodukte zu verarbeiten gedachten, sahen sich durch das Fehlen dieser Rohstoffe genöthigt, ihren Betrieb ganz einzustellen oder bedeutend einzuschränken.

Eine höchst originelle, von den übrigen Kolonien sowohl durch die Klasse der Kolonisten, als auch durch die specielle ausschliesslich dem Flachsbaue gewidmete Wirthschaftsweise ganz verschiedene Kolonie, war die eines Engländers, Mr. Henley. Mr. Henley hatte es auf die jüngeren Söhne englischer Grossgrundbesitzer abgesehen, von welchen letzteren es hiess, dass sie, da ihre jüngeren Söhne nichts Ordentliches gelernt, auch vielleicht keine Lust hätten, um sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen, und den Eltern durch eine Anzahl ihnen anerzogener nobler Passionen beständig sehr fühlbar auf der Tasche lägen, es nicht ungern sähen, wenn sie diese lieben Söhne auf eine halbwegs anständige Art etwas aus ihrer Nähe entfernen könnten. Mr. Henley fabrizirte nun in England einen Prospectus zur Gründung einer Ackerbaukolonie in Südamerika, auf welcher Volontairs, welche bei ihm die Landwirthschaft, und zwar vorläufig ausschliesslich Flachsbau, praktisch erlernen und betreiben wollten, Aufnahme finden sollten. Damit die Gesellschaft sich nun nicht aus gemischten Elementen zusammenwürfeln, sondern einen möglichst stilvollen Anstrich haben sollte, musste jeder Volontair, resp. dessen Eltern, einige hundert Pfund Sterling an Mr. Henley, natürlich im Voraus bezahlen, für welche Summe dieser dann alle Ausgaben decken wollte. Die Erträge des Flachsbaues waren in dem Prospectus natürlich als ganz enorme dargestellt.

Die Spekulation Mr. Henley's in Betreff der Erlangung der Volontaire und deren Pfunde war richtig. Es gelang ihm ca. hundert zu kontrahiren, welche im Mai 1870 in der Stadt Rosario anlangten. Diese Flachskolonisten, *lineros*, des Mr. Henley machten bei ihrer Ankunft einen ganz anderen Eindruck, wie ihn sonst Einwanderer und Kolonisten zu machen pflegen. Sie kamen schon von Bord des Dampfers in förmlicher Uniform, mit Tropenhelm, enormen Reiterstiefeln und Sporen, und füllten in solchem Aufzuge die Café's, Theater und Strassen von Rosario, so dass man schon von Weitem die *thoroughbred englishmen* an ihnen erkennen konnte. Ihre zerlegbaren Holzhäuser

und sämmtlichen Geräthe hatten sie sich aus England mitgebracht, sowie eine Unzahl von Waffen, um sowohl als Fusstruppen, als auch als Kavallerie gegen etwaige Angriffe der Rothhäute genügend gerüstet zu sein, und dann *last not least*, den nationalen Traditionen treu, eine tüchtige Quantität *brandy*. *Old England för ever.*

Die ersten Schwierigkeiten, welche sich Mr. HENLEY nun entgegenstellten, waren, dass man ihm ohne baares Geld kein Land zur Anlage seiner Kolonie verkaufen wollte. Anfangs hatte er die Absicht in der Provinz Córdoba, in der Nähe des Städtchens Frayle Muerto oder Bellville, wie es später genannt wurde, in welcher Gegend sich schon eine Anzahl meist vermögender Engländer als Estanzieros niedergelassen hatten, seine Musterwirthschaft der Zukunftsagrikultur Argentiniens zu errichten, doch waren seine Bemühungen vergeblich. Schliesslich gelang es ihm in Rosario selbst einen Kontrakt abzuschliessen, kraft dessen man ihm eine Fläche Landes, ca. drei Leguas südlich von Rosario, am Bache Saladillo belegen, zum Beackern überliess, jedoch mit der Bedingung, dass er die Besitztitel des Landes nicht eher erhalten sollte, als bis er die Kaufsumme total bezahlt hätte.

Anfangs Juni 1870 schlugen diese Flachskolonisten ihre Wigwams dann auf dem kontrahirten Campe auf und fingen an, das Land zur Einbringung der von England mitgebrachten Leinsaat zu beackern. Fast täglich kam jedoch eine Anzahl derselben, wenn nicht die meisten, nach Rosario geritten, wo sie durch ihr phantastisches Kostüm und absonderliche Reitkunst natürlich viele Heiterkeit erregten und sehr oft das Missgeschick hatten, wegen unsinnigen Galoppirens in den Strassen von den Polizisten abgefasst zu werden und per Mann zwei Thaler Strafe bezahlen zu müssen.

Mein schon damals grosses Interesse für Alles, was mit dem Koloniewesen zusammenhing, trieb mich an, auch diese Kolonie sui generis durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Im August des genannten Jahres ritt ich mit zwei anderen Deutschen von Rosario aus nach der Kolonie hinaus. Die kleinen weissen in verschiedenen Reihen ziemlich dicht an einander stehenden Holzhäuser sahen von Weitem wie Zelte aus; das in der ganzen Zeit von ca. zwei Monaten von den Kolonisten umgepflügte Land schätzte ich auf höchstens 10 Quadratcuadras, circa 17 Hektaren. Eine Vorrichtung, welche mir schon von Ferne auffiel, deren Zweck ich mir aber garnicht erklären konnte, waren eine Menge rother und weisser Fähnlein, welche man hinter den Holzhäusern auf einem grösseren Umkreise wahrnahm. Mehrere Gruppen der Kolonisten in *full dress* waren uns schon vorbeigeritten, wahrscheinlich

führten ihre Geschäfte sie wieder in corpore nach dem nahen Rosario. In dem Campamento selbst angelangt, wurden wir von dem *headman*, dessen Wigwam etwas grösser als die übrigen war, bewillkommt. Wir sassen ab und folgten ihm in seine Behausung, in welcher uns eine Anzahl leerer Cognackisten als Stühle dienten. Unser Wirth, ein sehr gutmüthig aussehender robuster Mensch von ca. 28 Jahren, mit sanft geröthetem Antlitze, schenkte uns zum Willkommen einige Wassergläser bis zur Hälfte voll von dem unter Albions Söhnen unvermeidlichen Brandy, *a few drops*, wie er es nannte, und erzählte uns auf unsere Fragen ungefähr Folgendes: Sie seien noch 52 arbeitsfähige Menschen und besässen im Ganzen 12 Arbeitsochsen, welche jedoch sehr mager wären. Man hätte sich in England die Sache etwas anders vorgestellt, man hätte schöne Landschaften mit mannigfaltiger üppiger Vegetation voll von jagdbaren Thieren und unter diesen auch etwas *big game* erwartet, und fände hier nur den einförmigen öden Camp, in welchem es ausser den zahllosen Biscachas, unter welchen sie freilich schon ziemlich aufgeräumt hätten, weiter Nichts zu jagen gäbe, als höchstens einige wilde Enten, und auch diese nur, wenn nach heftigen Regengüssen Wasser in den Lagunen sei; genug, man merkte ihm an, dass er selbst nicht mehr an einen langen Bestand der Kolonie, deren Mitglieder schon in zwei bis drei Monaten wegen Mangels an *big game* auf ungefähr die Hälfte zusammengeschmolzen waren, glaubte. Die Wände seines Wigwams starrten von Sattelzeugen, Uniformstücken und Waffen aller Art, und boten ungefähr den Anblick dar, wie ein zwölfjähriger Knabe, nachdem er Lederstrumpf's Erzählungen gelesen, sich die Behausung eines mit den Indianern auf dem Kriegsfusse lebenden Hinterwäldlers ausmalt. Nur die Skalpe fehlten noch, um das Bild vollständig zu machen. Bei einem Gange um die Hütten sah ich auch, was die Menge der räthselhaften Fähnlein zu bedeuten hatte. Es war mit ihnen eine mit zahlreichen Gräben und Hürden besetzte Rennbahn abgesteckt, auf welcher diese Gentlemenfarmers ihre Pferde, anstatt zu Ackergäulen, wie man von Kolonisten doch eigentlich erwarten sollte, zu Steeplechasern ausbildeten. Da bei einem Bestande von zwölf Arbeitsochsen, von denen sechs des Morgens und sechs des Nachmittags arbeiteten, nur drei Mann sich mit Pflügen beschäftigen konnten, so werden die übrigen 49 Musterkolonisten wohl auf der Rennbahn gearbeitet haben. Ich bedauerte, dass es gerade Sonntag war, an welchem alle Werktagsarbeit bekanntlich strenge verpönt ist und es mir daher nicht vergönnt war, dieses Schauspiel zu geniessen; doch gehört für Jemand, welcher schon Gelegenheit gehabt hat, diese

Sorte Engländer kennen zu lernen, nicht viel Phantasie dazu, sich ein Bild der drei Pflüger und der 49 Gentlemenrider zu vergegenwärtigen. *Old England for ever.*

So originell wie nun die nur von einem Engländer zu fassende Idee zur Gründung und der auch nur von Engländern ausführbare Betrieb dieser Kolonie gewesen war, so originell war auch demgemäss das Ende. Noch ehe ein einziges Samenkorn dem Schoosse der Erde anvertraut war, flog die ganze Kolonie auf; die Gentlemenfarmer, welche nie einen Büffel gesehn, geschweige denn gejagt hatten, nie einen Indianer gesehn noch skalpirt hatten, zerstoben in alle vier Winde. Viele derselben mögen wohl wieder nach Old England zurückgekehrt sein, andere haben sich dort im Campe zerstreut, und noch andere, noch mit den grossen Reiterstiefeln bekleidet, jedoch ohne Sporen, habe ich als Arbeiter an der Bahn gesehen, eine Beschäftigung, welche diesen Patriziersöhnen nicht sonderlich gemundet haben mag.

Einen traurigen Verlauf nahmen auch die von Engländern gegründeten, etwas weiter oben erwähnten Estanzias im Süden des Städtchens Frayle Muerto in der Provinz Córdoba. Diese Estanzias wurden ungefähr Mitte und Ende der sechziger Jahre angelegt und sollen deren Gründer, wie mir Leute in Frayle Muerto versichert haben, baare 110,000 Pfund Sterling mitgebracht haben. Diese Engländer bauten sich, der damaligen Indianergefahr wegen, sehr feste, vertheidigungsfähige Häuser unter Aufwand von ziemlichen Unkosten. Die Indianer liessen dieselben auch Anfangs ganz unbehelligt, nur als sie gerade damit fertig waren sich für ihre Pfunde Kühe zu kaufen, kamen die Rothhäute eines guten Tags urplötzlich angeritten und nahmen den Engländern sämmtliche Kühe weg. Mit Ackerbau war in dieser Gegend auch Nichts zu erzielen, da es im Herbst, Winter und Frühjahr an Regen fehlt und die Saaten theils nicht keimen, theils verdorren. Unter diesen Engländern befand sich auch ein Mr. MELROSE, von dem schon erwähnten Standard nur Mr. STEAMPLOUGH MELROSE und dann in gewohnter Weise „the right man in the right place“ genannt, welcher dort oben Ackerbau en gros treiben und den Acker mit Dampfpflügen bearbeiten wollte. Die Leute, welche Mr. MELROSE zu diesem Unternehmen Geld gegeben, haben später wahrscheinlich auch gewünscht, es lieber anderweitig angelegt zu haben. Auch in der Nähe der Station Cañada de Gomez versuchte ein Deutscher, Herr PAUL KRELL, mit Dampfpflügen zu arbeiten. Man überzeugte sich jedoch bald, dass solche mit den Ochsen nicht konkurriren konnten, denn die Ochsen brauchen, um arbeiten zu können, nur die nöthige Zeit, um

sich im Campe satt zu fressen, die Maschinen brauchen jedoch viele Kohlen, kostspielige Reparaturen, Oel, Maschinisten und Heizer; Letztere kosteten hohe Salaire, und die Kohlen aus England bezogen, kamen, bis sie nach dem Campe hinausgeschafft waren, ein rasendes Geld, genug, was in England praktisch und anwendbar ist, passt nicht immer für die Pampa.

Eine der grösseren der neu angelegten Kolonien ist die Kolonie Jesus Maria, ca. sechs Leguas oberhalb der Stadt Rosario am rechten Ufer des Flusses Paraná belegen, jedoch hat die Anlage dieser Kolonie den Unternehmern, den Herren CULLEN und ALDAO auch viele Kopfschmerzen verursacht. Ich hatte in den Jahren 1873 und 1874 Gelegenheit, mich längere Zeit in dieser Kolonie aufzuhalten, und lauteten die Berichte, obgleich bis zu dem Zeitpunkte noch keine Heuschrecken erschienen waren, damals nur sehr mässig. Die Unternehmer hatten, wie mir einer derselben, Herr CAMILO ALDAO, versicherte, um genügend Land für die Kolonie disponibel zu haben, 12,000 Kühe verkauft, hatten den Ertrag dieser Kühe eingebüsst und nach mehreren Jahren im Grunde genommen weiter keine Erfolge erzielt, als dass statt der produktiven Kühe jetzt eine Anzahl Kolonisten auf ihrem Campe lebten, welche ihnen bedeutende Summen Geld schuldeten. Man hatte dieselben Fehler wie in Bernstadt begangen, gänzlich unbemittelten Kolonisten Kredit gegeben und zur Erntezeit nicht für genügende Arbeitskräfte sowie für die nöthige Anzahl Mähmaschinen gesorgt, so dass, ebenso wie in Bernstadt, ein grosser Theil des reifen Weizens aus Mangel an richtigen Vorkehrungen verloren ging. Schliesslich waren auch viele Kolonisten, da eine eigentliche Kolonieverwaltung gar nicht existirte, von *pulperos*, den Eigenthümern der obenerwähnten *pulperias*, und sonstigen Händlern und Wucherern des benachbarten Städtchens San Lorenzo tüchtig ausgebeutet worden. In den letzteren Jahren haben sich trotz der Heuschrecken die Verhältnisse dieser Kolonie, welche einen ganz ausgezeichneten Boden und, weil unmittelbar am Strome Paraná belegen, die denkbar günstigste Lage besitzt, sehr gebessert, und sind eine Anzahl Kolonisten, vorwiegend Italiener, sehr wohlhabend geworden.

Die von Anfang an am besten verwaltete Kolonie ist unstreitig die von einem Spanier, Herrn CARLOS CASADO im Jahre 1870 gegründete Kolonie Candelaria, südlich von der Station Carcaraña und am Flusse gleichen Namens belegen. Herr CASADO, wohl einer der thätigsten, intelligentesten und bedeutendsten Männer der Provinz Santa Fé, sah ein, dass man bei Gründung einer Kolonie, wenn es sich nicht blos um

eine von Gründern gegründete Gründung handeln sollte, sondern wenn man ein gediegenes, dauerndes Gedeihen derselben erstreben wolle, höhere volkswirthschaftliche Ziele und einen anderen Zweck, als den, sich selbst in möglichst kurzer Zeit ohne grosse eigene Mühe und Unkosten durch die Arbeit der Kolonisten bereichern zu wollen (eine geistige Kurzsichtigkeit, an welcher die meisten Kolonieunternehmer litten), im Auge haben müsse. So war es nicht allein seine Sorge, nur fleissige und nüchterne Kolonisten zu bekommen und alle untauglichen und unpassenden Elemente grundsätzlich und strikt fernzuhalten — er sagte mir später einmal, dass die Lombarden und Piemontesen die besten Kolonisten seien, — sondern er sorgte auch mit allen Mitteln dafür, dass den Kolonisten die Früchte ihrer Arbeit ungeschmälert zu Gute kamen. So sorgte er für eine gewissenhafte umsichtige Verwaltung; er sorgte zur Erntezeit für genügende Arbeitskräfte und Maschinen, um das Getreide, welches gewachsen war, auch wirklich einheimsen zu können; er schützte die Kolonisten gegen Ausbeutung durch Wucherer und pulperos (Inhaber der erwähnten kleinen Kramläden mit Schnapsverkauf „pulperias“, eines grossen Krebsschadens des Camp- und Kolonielebens), durch eine besondere Klausel in einer jeden über verkaufte Ländereien ausgestellten Urkunde, welche die Anlage solcher pulperias auf's Strengste untersagte. Er selbst legte ein Magazin an, in welchem die Kolonisten gegen einen mässigen Preisaufschlag alle nothwendigsten Lebensbedürfnisse und Geräthschaften, nur keine Spirituosen erhalten konnten. Später hat er auch, um den Kolonisten einen Ort des geselligen Zusammenkommens, sowie den die Kolonie besuchenden Fremden ein Gasthaus zu bieten, die Errichtung einer anständigen Wirthschaft gestattet. Herr Casado hat die Genugthuung gehabt, in seiner nur mit eigenen Mitteln gegründeten Kolonie Candelaria eine Anlage geschaffen zu haben, welche jetzt nach zwölfjährigem Bestehen eine solche Bedeutung erlangt hat, dass im verflossenen Jahre 1882 schon der Bau einer Eisenbahn von der Stadt Rosario nach der Kolonie in Angriff genommen worden ist. Casado hat jedoch auch schwere Zeiten durchgemacht, in denen wohl Mancher den Muth verloren haben würde. Im Jahre 1876 verlor die Kolonie, nachdem schon in den beiden vorhergehenden Jahren durch die Heuschrecken die Mais- und Kartoffelernte fast gänzlich zerstört worden war, durch die in diesem Jahre schon im August erschienenen Heuschrecken und hauptsächlich durch späte wiederholte Nachtfröste auch fast die gesammte Weizenernte. Casado setzte es jedoch durch, freilich mit enormen

Anstrengungen, seine damals schon aus über 1000 Menschen bestehende Kolonie zusammenzuhalten. Im nächstfolgenden Jahre 1877, in welchem Jahre ich diese Kolonie zum letzten Male besucht habe, waren wieder ca. 8000 Quadratcuadras, ca. 2½ deutsche Quadratmeilen, mit Weizen angesäet, welcher durchschnittlich ausgezeichnet stand. Die Kolonie umfasste im Ganzen 10 Quadratleguas und verfügte damals, wie mir der Verwalter Herr Francisco Casado mittheilte, über 160 Mähmaschinen und 15 Dampfdreschmaschinen.

Herr Casado hat auch den Antrieb zum, wahrscheinlich noch etwas verfrühten, Bau eines grossartigen Kornspeichers in der Stadt Rosario gegeben. Dieser Speicher ist nach dem Muster der grossen Elevatoren in Chicago gebaut, ist in lauter sechseckige, von unten nach oben gehende eiserne Zellen eingetheilt, welche das Lagern des Kornes von eben so vielen verschiedenen Eigenthümern gestatten. Vermittelst einer Dampfmaschine werden alle Arbeiten (Empfangen, Umfüllen von einer Zelle in die andere zum Ersatz für das Umstechen, Abliefern oder Verschiffen) ausgeführt. Dieser Speicher liegt am Bahnhofe und hart am Strome Paraná; grosse Seeschiffe bis zu 17 Fuss Tiefgang können dort anlegen und laden. — Wie am Ende der sechziger, so wurde auch zu Anfang der siebziger Jahre in der ganzen Gegend nördlich von der Stadt Santa Fé noch eine weitere Anzahl Kolonien angelegt, welche zum grössten Theile noch sämmtlich existiren, sich entwickeln und vergrössern und vorwiegend mit Nord-Italienern besiedelt sind.

Die Italiener wandern, wie auch in Südbrasilien, in grosser, mit jedem Jahre zunehmender Anzahl, in die La Plata-Staaten ein — sie bilden in letzter Zeit mehr als zwei Drittel der ganzen Einwanderung — und wenn sie, wie z. B. die Deutschen in Nordamerika, sämmtlich mit der Absicht umgingen, sich in dem neuen Lande fest anzusiedeln, um dort ein neues Heim zu gründen, so würde in 20 Jahren jenes weite Gebiet sicherer und eher als Tunis oder Tripolis den Anschein einer rein italienischen Kolonie haben. Man findet jetzt schon Orte, z. B. das Städtchen Boca bei Buenos Aires, wo man nur italienisch, d. h. das genuesische Patois hört. Viele Italiener kommen jedoch gemeinhin in der Absicht, eine Zeitlang in dem fremden Lande, selbst unter grossen Entbehrungen, angestrengt zu arbeiten, um dann später wieder nach ihrer bella Italia zurückkehren und um dort die Früchte ihrer Arbeit geniessen zu können. Der grösste Theil bleibt jedoch am La Plata. Die Nord-Italiener sind durchweg sehr fleissig und selten dem Trunke ergeben; sie sind alle

von einer uns Deutschen unbegreiflichen Genügsamkeit und Sparsamkeit. In letzteren Eigenschaften leisten sie Unglaubliches und werden gewiss nicht von den Chinesen hierin übertroffen. Natürlich hat diese Sparsamkeit auch wieder ihre Schattenseite, zumal wenn sie sich, wie vornehmlich bei den Neapolitanern, auch auf spärlichen Gebrauch von Seife etc. erstreckt. Verschiedene Erwerbszweige sind ganz in Händen der Italiener, so die Schifffahrt auf den grossen Flüssen einschliesslich der Leichterschifffahrt, einige Zweige des Kleinhandels, der ganze Gemüsebau, der Handel mit Grünwaaren und Früchten, das Maurer-, Tischler- und Zimmermannsgewerbe, in letzter Zeit auch fast die gesammte Saladero-Industrie. Und so fangen sie auch jetzt an, den grössten Procentsatz der Bewohner der Kolonien der Provinz Santa Fé zu bilden. Fast die ganze Gegend nördlich von der Centralbahn bis zu den älteren Kolonien der Stadt Santa Fé, bis San Carlos und Esperanza, nördlich, westlich und südlich von dem Städtchen Coronda, wo man noch bis vor einigen Jahren die Quadratlegua Land für 3000 bis 6000 Patacons kaufen konnte, ist in den letzten paar Jahren in Kolonien umgewandelt und sind solche fast ausschliesslich mit Italienern besiedelt worden. Die Eigenthümer dieser Ländereien verkaufen jedoch meistens die Koncessionen nicht, sondern vermiethen solche nur, wie die Gesellschaft der Argentinischen Centralbahn, an die Italiener, welche per Quadratcuadra ein bis zwei Patacons per Jahr bezahlen. Letzteres macht also per Quadratlegua eine jährliche Pacht von 3200 Patacons, eine Summe, welche dem Werthe des Landes, den solches vor acht bis zehn Jahren hatte, gleichkommt, wenn nicht übersteigt. Deutsche würden nicht im Stande sein wie diese Italiener, ohne irgend welche ihnen gewährte Hülfsmittel, auf solchen flachen, meist baumlosen Campen ohne Feuerholz zu leben, geschweige denn voran zu kommen. Der Italiener kann, wenn es sein muss, auch ohne Feuerholz leben, er begnügt sich mit rohen Kohlblättern, altem Brot, einigen Zwiebeln und einem Schluck Wasser, und arbeitet nicht allein von Morgens früh bis Abends spät, sondern pflügt und mäht noch des Nachts bei Mondschein. Der Deutsche dagegen muss fünfmal pr. Tag essen, und zwar tüchtig und mit Aufwand von vieler Zeit, und wenn ihm zu seinen Hauptmahlzeiten einmal die Knackwürste und das Erlanger fehlen, dann fängt er in der Regel schon an zu murren und von menschenunwürdigem Dasein und dergleichen zu phantasiren. Von den Geldmitteln, von welchen sich ein Deutscher nicht halb satt isst, leben drei Italiener nach deren Begriffen in Ueppigkeit. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn sie anderen Nationen in vieler Hinsicht den

Rang ablaufen und in den La Plata-Staaten eine ähnliche Rolle spielen, wie die Chinesen in Kalifornien. Sie besitzen in Argentinien 17 philanthropische Vereine, ein grosses Hospital und eine Anzahl von der italienischen Regierung subventionirte Schulen.

Der argentinischen Regierung, welcher ja Alles daran liegt, ihre Einöden von möglichst vielen steuer- und abgabenfähigen Menschen besiedelt zu sehen, und welche zu dem Zwecke grosse Anstrengungen macht und jährlich bedeutende Summen verausgabt, würde es lieber sein anstatt dieser Italiener — welche blitzwenig verbrauchen und daher auch blitzwenig steuern, das Land durch Raubbau ausbeuten, seinen späteren Werth herabsetzen, und schliesslich mit ihrem erworbenen Gelde wieder nach Italien zurückkehren — eine andere Klasse Einwanderer zu haben, welche das Land zu ihrem bleibenden Wohnsitze erwählten und mit der Zeit Argentiner würden. Doch sieht sie es auch wieder nicht gerne, wenn die Angehörigen einer und derselben Nation sich in grösseren Massen in bestimmten Distrikten konzentriren, sondern sucht die verschiedenen Nationalitäten immer möglichst durcheinander zu würfeln, damit sich die Charaktereigenthümlichkeiten der verschiedenen Nationen bald verwischen und diese möglichst bald in der argentinischen aufgehen. Die Regierung wird es jedoch nicht verhindern können, dass die Italiener und das italienische Element in den Provinzen Buenos Aires und Santa Fé und besonders in letzterer das Uebergewicht bekommen, da einmal der Strom dieser Einwanderung, ähnlich wie die der Deutschen nach Nord-Amerika, in Fluss gekommen ist und stetig zunimmt. Dieses ist hauptsächlich durch die Erfolge einer Anzahl Männer und ganzer Familien, welche in Argentinien in kurzer Zeit wohlhabend geworden sind, bewirkt worden. Denn alle Zeitungsankündigungen, Bemühungen von Agenten etc. bewirken nicht den zehnten Theil von dem, was ein einfacher Brief eines Kolonisten an seine Angehörigen in der Heimath bewirkt, zumal wenn er von Geldsendungen begleitet wird. Nichts spornt aber mehr zur Auswanderung an, als wenn eine oder mehrere Personen oder Familien, welche vor einigen Jahren arm ausgewandert sind, wohlhabend zurückkehren. So zieht jetzt, nachdem einmal der Anfang gemacht ist, ein Italiener den anderen von Italien über den Ocean nach Argentinien hinüber, und in nicht allzuferner Zeit werden die Provinzen Buenos Aires und Santa Fé für dieselben zu eng werden, und werden sie dann wahrscheinlich die Provinz Entre Rios überfluthen. Die Provinz Entre Rios hat vor den andern beiden den Vortheil voraus, dass man an sehr vielen Stellen Wald oder doch wenigstens etwas Buschwerk findet, auch ist

sie besser bewässert als jene beiden, ein Umstand, welcher die Anlage von zahlreichen Wassermühlen und dergleichen Etablissements ermöglicht. Ihre Lage zwischen den beiden grossen Strömen ist ausgezeichnet, da solche eine leichte und billige Verbindung nach allen Richtungen hin gestatten. Der Boden, grösstentheils mit Kalkfelsen als Untergrund, ist durchweg sehr fruchtbar und hügelig, welches freilich bedeutend anmuthiger ist, als die meist flachen monotonen Ebenen in den Provinzen Buenos Aires und Santa Fé; es hat dieses aber den Nachtheil, dass über den dortigen Ertrag der Luzerne, dieser unvergleichlichen Futterpflanze, welche in den andern beiden Provinzen auf das Ueppigste gedeiht, keine unbedingt sicheren Schlüsse gezogen werden können. Mir sind in Entre Rios keine Luzernekulturen von Bedeutung bekannt, doch ist anzunehmen, dass diese Pflanze, vielleicht mit Ausnahme der hochgelegenen Terrains, überall gut gedeihen wird. Die Anzahl der Bewohner der Ackerbaukolonien soll nicht viel über 5000 betragen und sind hier die Italiener nicht vorherrschend. Die Preise der Ländereien mit pasto fuerte in dieser Provinz sind verhältnissmässig noch billig, 5000 bis 12,000 Patacons per Legua, mit Ausnahme der südlichsten Distrikte, welche für Schafzucht passenden und daher werthvolleren Camp haben.

Der Grund, dass die Provinz Entre Rios in der Einwanderung und Kolonisation so sehr hinter Buenos Aires und Santa Fé zurückgeblieben ist, trotzdem das Land an und für sich grosse Vortheile bietet, liegt in den politischen Verhältnissen. In den Jahren 1870/71 und später 1873/74 wurden von einem Abenteurer Lopez Jordan zwei grössere Revolutionen angezettelt, welche jedoch von der Nationalregierung, wenn auch mit vieler Mühe und mit vielen Kosten (die Herren Heerführer suchen solche Unruhen möglichst in die Länge zu ziehen, wahrscheinlich um mehr Ruhm zu ernten) unterdrückt wurden. Diese beiden grossen Revolutionen haben natürlich nicht verfehlt die Provinz in Misskredit zu bringen und die Einwanderung zurückzuscheuchen, jedoch gehören bei der seit 1880 erlangten grossen Machtstellung der Nationalregierung und der heutigen Bewaffnung der Truppen solche Provinzial-Revolutionen für die Folge fast zu den Unmöglichkeiten.

Wie zu wiederholten Malen erwähnt, widmen sich die Kolonisten in Argentinien wie auch in der Banda Oriental vorwiegend, ja fast ausschliesslich, dem Weizenbau; Roggen, welcher ausgezeichnet gedeiht, wird fast gar nicht angebaut, da Niemand, ausser einigen Deutschen, Roggenbrot konsumirt. Und doch wäre es rathsam, wenn jeder Kolonist etwas Land mit Roggen bestellte, weil er dann, wenn seine Maisfelder

von der Dürre, Frösten oder den Heuschrecken zerstört sind, mit einiger Sicherheit soviel Roggen ernten kann, um einige Schweine fett zu machen. Es hat sich ferner mit der Zeit herausgestellt, dass eine einzelne Koncession von 20 Quadratcuadras = ca. 33 Hektaren, welche nach europäischen Begriffen als sehr gross erscheint, für eine Familie viel zu **klein** ist, und solche mindestens zwei Koncessionen also ca. 66 Hektaren haben muss. Denn der Kolonist, welcher sein Land nicht düngt, kann unmöglich, wenn er Jahr auf Jahr immer Weizen bauen will, von dem Lande stets lohnende Erträge erwarten, wie man bei dem schweren humusreichen Boden allen Ernstes glaubte. Man kann Weizen mit gutem Erfolge meistens nur zweimal hintereinander in denselben Boden säen, und nach 5 bis 6 jährigem Beackern liefert das Land nur noch einen kümmerlichen Weizen; dagegen gedeihen alle möglichen nicht gesäeten Pflanzen und Unkräuter auf das Ueppigste, hauptsächlich eine Rübsenart und ein schwarzkörniger Hafer, sodass man beim Dreschen mehr Haferkörner und Rübsamen als Weizen erhält. Deshalb sind auch die Kolonisten gezwungen, solches Land liegen zu lassen und neuen Camp aufzubrechen, welcher ihnen wieder reichlichere Erträge liefert, ein Verfahren, welches natürlich eine allmähliche Entwerthung des Bodens zur Folge hat.

Die Zeit der Aussaat für den Weizen ist von Mitte Mai bis ungefähr Mitte Juli, und die Erntezeit von Anfang Dezember bis ungefähr Mitte Januar. Ein Uebelstand war es stets, dass man den Weizen nicht in Garben binden konnte, weil das Stroh ausser in den allerfrühesten Morgenstunden zu trocken und brüchig war. Diesem Uebelstande hat man auch in den letzten Jahren durch Mähmaschinen abgeholfen, welche das gemähte Getreide mit Draht oder besser mit Bindfaden binden, und die fertig gebundenen Garben hinter sich liegen lassen. Der Weizen braucht darauf nur in Hocken und später in Diemen gesetzt zu werden. Nach Beendigung der Ernte wird er dann mit der Maschine ausgedroschen und gereinigt. Man benutzt zum Drusch stellenweise Maschinen mit Göpelbetrieb, gewöhnlich aber mit Dampfbetrieb, und man hat meistens Maschinen, welche mit Stroh geheizt werden. Man rechnet auf eine Cuadra nur ca. 170—180 Pfund Aussaat. Die Ernten sind nun freilich sehr verschieden. Man erhält auf neuem Lande in der Regel 8 bis 11 Fanegas à ca. 170 kg per Cuadra, auch sind Ernten von 12 bis 15 Fanegas und darüber vorgekommen, aber auch später häufig von nur 2 bis 4, und soll man nach jahrelangen Berechnungen im Durchschnitt nicht mehr als 6, höchstens 7 Fanegas per Cuadra als absolut sichere Basis rechnen können.

Das würde also einem Ertrage von ca. 670, höchstens 780 kg per Hektar gleichkommen, also nur etwa die Hälfte von dem, was man in Europa als Durchschnittsertrag rechnet.

Ausser dem rothen Weizen baut man noch einen weissen Weizen, *trigo blanco* auch *trigo candeal* genannt, aus welchem man kein Mehl gewinnen kann und welcher zur Fabrikation von Nudeln verwandt wird. Die Campleute essen diesen Weizen auch an Stelle von Graupen oder Sago in der Suppe.

Mais ist ausser in den von den Heuschrecken verschonten Gegenden der Provinz Buenos Aires in den letzten Jahren von 1874 ab nur an einigen Stellen geerntet worden, weil die Heuschrecken alle Pflanzungen zerstörten. Sollte jedoch die Heuschreckenplage, wie früher geschehen und deshalb anzunehmen, auf einige Zeit wieder verschwinden, so werden ohne Zweifel auch grosse Flächen mit dieser Frucht bestellt werden, da die Unkosten dieser Kultur äusserst gering sind. Das zur Aussaat verwandte Quantum ist unbedeutend, die Erntearbeiten sind sehr einfach und billig, da Frauen und Kinder das Pflücken der Maiskolben besorgen können, und man sich nicht, wie beim Weizen, zu beeilen braucht. Der Maisbau lässt dem Kolonisten noch Rechnung, wenn derselbe für eine Fanega in Kolben, welche ca. 130 kg wiegt, und später ca. 90 kg ausgekörnten trockenen Mais liefert, 1½ bolivianische Thaler, also ca. 4½ Mark erhält. Das würde per 1000 kg ca. 50 Mark sein. Der Ernteertrag ist, wie beim Weizen, sehr verschieden. Man kann von einer Cuadra von 0 bis zu 40 Fanegas ernten; 15 bis zu 20 Fanegas dürfte ein befriedigender Mittelertrag sein. Solches würde ca. 850 bis 1100 kg ausgekörnten Mais per Hektar betragen. Jedoch könnte man bei sorgfältigem Bearbeiten, Behäufeln etc. wohl auf eine grössere Ernte rechnen. Die Aussaat geschieht vom Oktober bis Januar, die Ernte findet vom März bis Mai statt. Frost kann der Mais jedoch nicht vertragen. Vor Juli und August ist es nicht rathsam den Mais abzukörnen, weil er sich sonst sehr leicht erhitzt. Vor dem Erscheinen der Heuschrecken ist es vorgekommen, dass Mais in solchen Quantitäten gewachsen war, dass man ihn als Feuerungsmaterial verwandte, weil er billiger als Brennholz war. Der am La Plata gebaute Mais hat ein rundes Korn, und man unterscheidet hauptsächlich zwei Sorten, einen weissen und einen gelben Mais. Im Jahre 1882 hat man in der Provinz Buenos Aires eine äusserst reiche Maisernte gehabt, und sollen ca. 70,000 Tons (andere behaupten sogar 125,000 Tons, und der Standard 200,000) à 1000 kg verschifft worden sein, von welchem Quantum der grösste Theil nach England gesandt

worden ist. In Hamburg hat man denselben mit Mark 138 bis 140 per 1000 kg bezahlt.

Ein guter Markt für Mais sind auch die brasilianischen Häfen, besonders Rio de Janeiro, in solchen Jahren, in welchen die Ernte in Brasilien ungenügend ausgefallen ist.

Die am La Plata gebaute Gerste hat ein sehr langes, unserm Hafer ähnliches Korn, nur etwas grösser, und wird nur als Pferdefutter verwendet. Man gebraucht noch weniger Saatgut als für den Weizen und erntet im Durchschnitt mehr, ca. 900—1100 kg per Hektar, jedoch ist der Preis gewöhnlich ein geringer, so dass der Anbau nicht sehr lohnend ist. Man hat mehrfach versucht, englische Gerste zu säen, um Gerste für Brauereizwecke zu gewinnen. Bei der ersten Ernte erhält man ein der ursprünglichen Saat ähnliches Produkt; nach nochmals erfolgter Aussaat degenerirt sie jedoch schon vollkommen und das Produkt der zweiten Ernte gleicht schon fast ganz der einheimischen Gerste.

Kartoffeln kann man zweimal im Jahre pflanzen und wenn die Heuschrecken und der bicho moro etwas lassen, auch zweimal ernten. Die erste Aussaat findet im August und September und die zweite im Januar statt; die erste Ernte im Dezember und die zweite im April bis Mai. Sie galten früher oft einen Patacon per Arroba, und die Kolonisten in Baradero haben viel Geld mit Kartoffelbau gemacht. In neuerer Zeit sind sie jedoch, weil mehr angebaut, ausserordentlich billig geworden und in entfernt liegenden Kolonien der theuren Fracht wegen oft gar nicht zu verwerthen.

Die Kultur der Bataten, der Bohnen und Erbsen ist im Ganzen unbedeutend, obgleich es an Absatz für letztere beide nicht mangelt. Ebenso ist der Anbau des Mani, einer Erdnuss, sowie des Tabaks unbedeutend, und bin ich nicht im Stande auch nur annähernd richtige Angaben zu machen. Einzelne Kolonisten sollen mit Tabaksbau hin und wieder befriedigende Erträge erzielt haben.

Vor drei Jahren etwa nahm man auch die von Mr. Henley gefasste Idee des Flachsbaues mit grossem Enthusiasmus wieder auf und rechnete sich auf dem Papier grosse Erträge heraus. Der Flachs gedeiht oft sehr gut, da man jedoch nur die Leinsaat gewinnt und verschifft, die Faser aber noch unbenutzt lässt, der Flachs den Boden ziemlich erschöpft und auch hin und wieder missräth, so wird man mit dem Weizenbau vorläufig wahrscheinlich weiter oder eben so weit kommen; doch scheint diese Kultur, sobald man nur erst die Faser verwerthen kann, eine gute Zukunft zu haben und von Bedeutung

zu werden. Sie erlaubt wenigstens einen Fruchtwechsel, immerhin schon ein sehr wesentlicher Fortschritt.

Die ganze bis jetzt betriebene Koloniewirthschaft ist, da ja nie gedüngt wird, man sogar das Stroh auf dem Felde verbrennt, im Grunde genommen nichts Anderes als ein grossartiger Raubbau, welcher die Ertragsfähigkeit des Bodens herabsetzt. Rationell kann daher in diesem Lande die Koloniewirthschaft nur dann werden und sein, wenn mit dem Ackerbau zugleich eine **Viehhaltung** und **Viehzucht** in mehr intensivem Charakter zum Gegensatze zu den Estanzias betrieben wird. Es gehört zu einem solchen Betriebe natürlich ein grösseres Kapital, jedoch ist die Existenz eines Kolonisten dadurch eine viel gesichertere; denn erstens ist die Unterhaltung und Aufzucht von Vieh in diesem Lande und in diesem Klima, wo der Futterbau, wie gleich gezeigt werden wird, ein so überaus lohnender ist, eine ausnahmsweise leichte und mühelose, und zweitens reicht ein kleiner, aber gut gehaltener Viehstapel, vorzugsweise gute Milchkühe, hin, bei schlechter Ernte den Kolonisten vor Mangel und daraus entstehender Muthlosigkeit und Verzweifelung zu schützen, und endlich kann der Kolonist im Falle der Unverkäuflichkeit von Mais, Gerste, Kartoffeln etc. diese Produkte zur Fütterung seiner Milchkühe immer verwerthen. Ich habe in dieser Hinsicht zahlreiche Beispiele in sämmtlichen Kolonien beobachtet und gefunden, dass Kolonisten, deren Mittel es erlaubten, sich von Anfang an etwas Vieh, besonders gutes und gut gefüttertes Milchvieh zu halten, die schlechten Ernten überstanden, obgleich die unpraktische Anlage aller dieser Kolonien ohne grössere gemeinschaftliche Weideplätze, ein Hüten des Viehes sehr erschwert und, da das Vieh des Einen auf dem Acker und auch leider oft auf den Saaten des Anderen weidet, Grund zu zahlreichen Streitigkeiten der Kolonisten unter sich giebt.

Die dankbarste Kulturpflanze am La Plata, deren Bedeutung für einen rationellen Betrieb der Viehzucht heutzutage noch lange nicht gebührend genug erkannt ist und gewürdigt wird, die aber in Zukunft wahrscheinlich den Grund zu grossen Reichthümern legen wird, ist die Luzerne, dort zu Lande *alfalfa* genannt. Diese unvergleichliche Futterpflanze gedeiht auf das Ueppigste in den argentinischen Litoralprovinzen Buenos Aires und Santa Fé ohne künstliche Bewässerung, in den westlichen Provinzen jedoch nur auf künstlich bewässerten Feldern, widersteht bei ihren mehrere Meter langen Wurzeln anhaltenden Dürren, giebt auch bei solchen, wenn man sie nicht gerade auf hoch gelegenen Terrains angesäet hat, noch leidliche Erträge, und liefert in

jedem Jahre wenigstens drei, und sehr oft vier Schnitte. Ein gut gehaltenes, d. h. immer rechtzeitig und sorgfältig gemähtes Luzernefeld dauert 15 bis 20 Jahre. Der Ertrag eines solchen Feldes ist nun in den verschiedenen Gegenden natürlich ungleich und von der Bodenbeschaffenheit und Regenmenge abhängig; im Allgemeinen kann man sagen, dass je weiter nach Westen, der Ertrag geringer wird. Merkwürdig und noch nicht genügend aufgeklärt ist der Umstand, dass man in einigen Gegenden die Luzernefelder unbeschadet durch Vieh abweiden lassen kann, in anderen dagegen nicht, weil die Pflanze in einem solchen Falle sich allmählich verliert, besonders wenn der Boden etwas feucht und weich ist. Auf niedrig gelegenen Ländereien liefert sie einen bedeutend höheren Ertrag als auf hoch gelegenen, jedoch müssen erstere nicht allein frei von stehender Nässe sein, sondern das Grundwasser, sowie auch Felsen und tosca müssen mehr als vier Meter von der Erdoberfläche entfernt sein, weil die Luzerne, wie schon erwähnt, sehr lange Wurzeln treibt und daher eines tiefgründigen Bodens bedarf. In der Umgegend der Städte Buenos Aires und Rosario sind zur Zeit des Krieges mit Paraguay ausgedehnte Luzernefelder angelegt worden, da die während dieses skandalös in die Länge gezogenen Krieges, bei welchem die Herren Armeelieferanten und auch einige der Herren Feldherren ungeheure Summen verdient haben, in Paraguay stationirten brasilianischen und argentinischen Truppen grosse Vorräthe dieses Futters für ihre Pferde und Maulesel haben mussten. Nach schliesslicher Beendigung dieses Krieges, welcher den gänzlichen Ruin Paraguays zur Folge hatte, musste für die Luzerne ein anderer Markt gesucht werden, und wurden und werden noch heute grosse Quantitäten nach Rio de Janeiro, hauptsächlich von Rosario aus, verschifft. Sowohl zur Zeit des Krieges mit Paraguay als auch zu dem letzgenannten Zwecke habe ich während vieler Jahre Ankäufe in grossem Maassstabe gemacht, bin daher in der Lage, über die Ernteerträge genaue zuverlässige Angaben machen zu können.

Man erntet auf gut gelegenen und gut gepflegten Feldern, z. B. auf denen der Umgegend Rosario's bei jedem Schnitte an trockenem Luzerneheu per Hektar im Mittel *3000 kg*, macht also per Jahr in drei Schnitten per Hektar *9000 kg* aus, ein Ertrag, welcher meines Wissens in Deutschland und vielleicht in ganz Europa mit **keiner** Futterpflanze erreicht wird. Wenn man nun auf einem weniger günstigen Terrain auch nur den halben Ertrag rechnet, also ca. 4500 kg trockenes Futter per Hektar, und das in einem Lande, in welchem man den ganzen Hektar zum Preise von 20 bis 30 Mark kaufen kann,

und in welchem man des milden Klimas halber nicht nöthig hat, Ställe für das Vieh zu bauen, so wird es nicht schwer sein, sich auszurechnen, dass in diesem Lande Viehzucht das Hauptgeschäft der Landbevölkerung sein muss und demgemäss auch ist, und dass Nicolas Maria Alvarez mit seiner Behauptung wohl für alle Zeiten Recht behalten wird.

Ich kann daher nicht umhin, die deutschen Auswanderer und die deutschen Kapitalisten, welche in Folge der von Herrn R. Napp gemachten stellenweise wirklich äusserst phantastischen und marktschreierischen Schilderungen und ausgestossenen Locktöne, oder verleitet durch die Vorspiegelungen von Landspekulanten und deren eine fette Provision erwartenden Agenten, beabsichtigen, die La Plata-Länder zum Felde ihrer Thätigkeit zu machen, vor Phantastereien und Abenteuereien zu warnen. Ehe man sich entschliesst, in den für die in Buenos Aires in aller Bequemlichkeit lebenden Landspekulanten lieblichen, anderen Sterblichen aber fast noch gänzlich unbekannten Gefilden des Chaco oder Misiones zum besseren Gedeihen der Heuschrecken, Ameisen und Termiten Obstkulturen anzulegen, oder in dem öden vegetationslosen, fast in seiner ganzen Ausdehnung mit Kies und Steingeröll bedeckten Patagonien, oder in einer der inneren regenarmen Provinzen, welche sämmtlich nur der rührigen Hand des Bestellers harren, um sich in die ergiebigsten Getreidefelder umzuwandeln, wie Herr Napp sich so schön und schwungvoll ausdrückt, Ackerwirthschaft zu betreiben, oder gar in irgend einem schwer zugänglichen Gebirge Minen anzulegen, wird man wohl thun, sich vorher genau zu erkundigen, ob andere Leute schon ähnliche Unternehmungen gemacht haben, und wie es solchen Leuten mit diesen ähnlichen Unternehmungen ergangen ist. Haben andere Leute bei derartigen Unternehmungen keine Erfolge erzielt, sondern nur ihre Zeit und ihr schönes, baares Geld verloren, so wird man natürlich gut thun, seine Hand davon zu lassen; haben andere Leute sich bis dahin auch noch nicht an ähnliche Unternehmungen gewagt, so dass man selbst erst Experimente und Erfahrungen machen und zur Erlangung dieser Erfahrungen seine eigene Zeit und sein eigenes baares Geld riskiren will, so wird man darauf gefasst sein müssen, unter zehn Fällen wenigstens neun Mal seine Zeit und sein Geld zu verlieren. Nicht genug kann vor solchen Unternehmungen gewarnt werden, zu deren Betriebe kostspielige Anlagen nöthig sind, zumal in ganz entlegenen Gegenden z. B. Sägemühlen und Holzpappefabriken in irgend einem Urwalde und dergleichen; denn wenn solche Unternehmungen oder Gründungen dann, wie es in der Regel und fast ohne Ausnahme der Fall

ist, nicht rentabel auch gar keine Leute in der Einöde zu halten sind, und man die Geschichte gerne, aber sehr gerne verkaufen möchte, so ist für die ganzen Ländereien mit allen den kostspieligen Anlagen selbst für einen Spottpreis kein Käufer zu finden; sie gleichen einem auf einem öden Eilande festgelaufenen Dampfer, welcher Hunderttausende, auch wohl Millionen werth wäre, wenn er nicht unglücklicherweise da festgebannt sässe, wo er seinen Zweck verfehlt. Déjense de minas é historias.

Die Viehzucht bildet am La Plata die **Grundlage** aller Campunternehmungen und sind noch alle Leute, welche in erster Zeit es auf ihren Etablissements mit diesen und jenen Experimenten versuchten, aber noch etwas Geld überbehielten, hierauf zurückgekommen. Die Viehzucht hat, wenn man dieselbe nicht gerade in solchen Gegenden betreibt, in welchen man alle Augenblicke auf einen Besuch von Indianern oder sonstigem in der Pampa sich aufhaltenden Raubgesindel gefasst sein muss, vor allen anderen kulturerschliessenden Unternehmungen folgende Vortheile voraus:

1) Man hat für sein verausgabtes Geld stets Gegenstände, welche einen reellen Werth repräsentiren, und für welche man jederzeit, wenn man der Sache einst überdrüssig werden sollte, einen Käufer finden kann.

2) Man hat sehr wenig Geschäftsunkosten, denn seine Ernährung und Vermehrung, sowie auch seinen Transport nach dem Markte und Schlachtplatze besorgt das Vieh selber.

3) Man braucht keine kostspieligen und möglicherweise werthlose Bauten aufzuführen und kann sich die Anschaffung und Haltung von grossartigen reparaturbedürftigen, kohlenfressenden Maschinen und Cognac vertilgenden Maschinisten ersparen.

4) Man hat für seine Produkte jederzeit Käufer und verkauft alles nur gegen baares Geld.

5) Man kann ausser dem jährlichen, wenigstens zu 10 bis 12 pCt. zu veranschlagenden Nutzen sein das Kapital repräsentirende Vieh durch rationelle Züchtung veredeln und verbessern und dessen Werth im Laufe der Jahre bedeutend erhöhen.

Ferner kann man, wenn man sich nicht zu entfernt von den grossen Verkehrsstrassen befindet, nach und nach einen Theil seines Campes oder auch schliesslich den ganzen Camp mit nicht unbedeutendem Nutzen an fleissige Kolonistenfamilien, sei es pachtweise oder käuflich, überlassen, welche durch eine mehr intensive Wirthschaft, hauptsächlich durch Haltung von Milchkühen und durch Ackerban im Stande

sind, einen bedeutend höheren Nutzen aus dem Boden zu ziehen, als man selbst bei einer mehr extensiven Wirthschaft, selbst im Sinne einer rationell bewirthschafteten Estanzia nach Muster derjenigen des Herrn W. Nordenholz, erzielen kann. Bei einer derartigen Anlage eines Etablissements z. B. zur Hälfte Estanzia, zur Hälfte Kolonie, könnten beide Theile, der eine vorwiegend auf das Kapital, der andere vorwiegend auf die Arbeit basirt, aus ihren wechselseitigen Beziehungen Vortheile ziehen, welche bei der Existenz des einen Theiles ohne den anderen nicht geboten werden. Die Estanzia würde z. B. an den Kolonisten stets Käufer für junge halbgezähmte Ochsen und in der ersten Zeit des Bestehens der Kolonie auch für frisches Fleisch haben, und würde diese Ochsen besser verwerthen, als wenn sie dieselben an einen Schlachter verkaufte. Die Kolonisten könnten diese gekauften Ochsen ein oder zwei Jahre zum Arbeiten benutzen und dieselben, im Falle sie zur Winterszeit fett sind, für den doppelten Preis als grosse Ochsen dann an einen Schlachter verkaufen, auch würden die Kolonisten besser als die Estanzia im Stande sein, junge Hengste und junge Stiere mit Sorgfalt aufzuziehen und fänden an der Estanzia abermals einen Abnehmer für diese jungen Thiere, welche dann wiederum zur Verbesserung und Veredelung der grossen Heerden Kühe und Stuten der Estanzia beitrügen.

Für die Estanzia wird die Anlage einer gut eingerichteten Käserei resp. Molkerei ohne Zweifel ein rentables Geschäft sein. Sie würde von den Kolonisten die hierzu nöthige Milch billiger kaufen, als wenn sie selbst Milchkühe hielte und zum Hüten und Melken der Kühe eigene Leute besolden sollte, und die Kolonisten könnten durch den Verkauf ihrer Milch an die Käserei wieder einen höheren Ertrag erzielen, als wenn sie dieselbe zur Mastung von Schweinen benutzen, oder auch selbst auf eine primitive Art ordinären Käse von geringem Werthe fabriciren würden. Und so fände sich im Laufe der Zeit wohl noch mehrfach Gelegenheit, dass beide Theile, Estanzia und Kolonie, sich von gegenseitigem Nutzen und Vortheile sein könnten. Natürlich ist es, um einen Erfolg zu erzielen, durchaus nöthig, von vornherein die grossen, sich leider fast immer wiederholenden Fehler zu vermeiden, welche ich bei Beschreibung der verschiedenen Kolonien angeführt habe. Man gehe vor allen Dingen nicht in entlegene Gegenden, welche von allem und jedem Absatzgebiete weit entfernt sind und wenn man das Land dort auch fast umsonst erhalten könnte; denn dort, wo Ländereien als Weideland für Vieh, welches sich selbst sein Futter sucht und

sich selbst nach dem Markte befördert, gar nicht oder nur ungenügend verwerthet werden können, hat das Land als Ackerland erst recht keinen Werth. Auch gehe man nicht zu weit nach Westen und nach Süden, sondern halte sich in der von mir deutlich angegebenen regenreicheren Zone. Zu diesem Zwecke wird es dann freilich rathsam und vorzuziehen sein, die nöthigen Ländereien von Privaten zu kaufen (natürlich immer mit der erforderlichen und unerlässlichen Vorsicht wegen der fraglichen Besitztitel) als sich mit den Regierungen in *Kolonisations-Kontrakte* über denselben gehörende Ländereien einzulassen, ein Geschäft, welches man den Gründern überlassen muss, weil erstens die Regierungsländereien, die heutzutage noch disponibel sind, für Koloniezwecke **viel** zu entfernt vom Verkehr und Konsum liegen, und zweitens, weil man bei derartigen Kontrakten gewöhnlich drückende Verpflichtungen wegen Ansiedelung einer bestimmten Anzahl Familien in einer bestimmten Zeit übernehmen muss, welche die Gründer von Profession nicht halten, bei deren Erfüllung ehrliche Kontrahenten aber von Unterbeamten, Regierungskommissairen etc., oft rohen, unwissenden und meistens nur auf ihren eigenen Vortheil bedachten Leuten, auf das Ekelhafteste chikanirt und belästigt zu werden pflegen. Derjenige, welcher seinen Verpflichtungen gewissenhaft nachzukommen sucht, ist bei derartigen Kontrakten gewöhnlich am Ende der Dumme.

Was nun speciell die von der Regierung zu gründenden Kolonien, welchem System Herr Napp auf Seite 489 seines Werkes im allerstärksten Fortissimo lobsingt, anlangt, so sind die bisher gemachten Erfahrungen im Grossen und Ganzen nicht geeignet, in den Lobgesang des Herrn Napp mit einzustimmen. Im Winter 1875 hatte ich persönlich Gelegenheit, einen schwachen Begriff von der Art und Weise, wie eine solche Regierungs-Kolonie gegründet und mit Regierungsmitteln geleitet wird, zu bekommen. Ich befand mich um diese Zeit nach einer beschwerlichen und abenteuerlichen Exkursion nach dem Grenzstädtchen Mercedes in dem Orte Rio Cuarto in der Provinz Córdoba, als ein Zug Kolonisten, fast ausschliesslich Neapolitaner und Calabrier, an und für sich schon eine schöne Sorte und von den Lombarden himmelweit verschieden, anlangte, um unter Leitung eines Herrn Carballo auf Kosten und für Rechnung der Regierung eine Kolonie in der Nähe des ca. 10 Leguas entfernten früheren Grenzforts Santa Catalina auf Ländereien, welche man künstlich bewässern wollte, zu gründen. Das erste, was dieser Herr Carballo (anscheinend ein Verwandter irgend einer bei der Regierung einflussreichen Persönlich-

keit, welche für ihn diese Stellung da draussen im Campe wohl erwirkt hatte, um ihn aus der mit Theatern, Cafés und Tingeltangeln versehenen theuren Stadt zu entfernen) nach seiner Ankunft in Rio Cuarto that, war, dass er sich schon des Morgens früh in dem den stolzen Namen „Hotel de la Paix" führenden Wirthshause gehörig betrank, so dass ich aus diesem einen Umstande mir schon eine ungefähre Idee von der Leitung und dem späteren Gang dieser Regierungs-Kolonie machen konnte. Man macht in Argentinien, und es wird in allen schwach bevölkerten Ländern wohl ähnlich sein, nur zu oft die Erfahrung, dass viele der Herren Beamten und Angestellten der Regierung, welche die betreffenden Stellungen ja nicht in Folge eines Examens, in welchem sie ihre Fähigkeiten an den Tag legen sollen, sondern nur durch Gunst erhalten — hauptsächlich wird verlangt, dass sie für die Partei, die am Ruder ist, gewühlt und gearbeitet haben, um sie ans Ruder zu bringen —, mehr oder weniger denken, wie jener russische Beamte „Russland ist gross und der Czar ist weit." Bis zu einer Ernte hat es diese Regierungs-Kolonie unter der Leitung des Regierungsbeamten Carballo, trotz der von der Regierung verwandten beträchtlichen Geldmittel, ebenso wie die famose Flachs-Kolonie des Herrn Henley, so viel ich weiss, auch nicht gebracht.

In den sieben Jahren, die seit der Abfassung des erwähnten Buches von Herrn R. Napp verflossen sind, hätte man auch wohl schon etwas mehr von den wahrlich grossartigen Erfolgen der Regierungskolonien, wie er solche auf Seite 489, dem Kulminationspunkte und schliesslichen Knalleffekte des ganzen Buches, der stumpfsinnigen, tauben Welt mit Seherblick prophezeit, hören und sehen müssen. Es wimmelt in Buenos Aires freilich von Projektenmachern, meistens catilinarische Existenzen mit sehr elastischen Gewissen, welche bei der Regierung Projekte über Projekte einreichen, um in Patagonien, Chaco, Misiones, Pampa und, Gott weiss wo, Kolonien zu gründen, um auf diese Weise von der Regierung Koncessionen für Ländereien zu erlangen. Wenn nur der zehnte Theil von allen den gigantischen Projekten, mit welchen die Zeitungen in Buenos Aires ihre Riesenspalten füllen, und welche ein vernünftiger Mensch gar nicht beachtet, verwirklicht worden wäre, dann müssten jene Territorien, vor allen der Chaco, schon mit zu den dichtbevölkertsten Ländern unserer Erde gehören. Der „Standard" vom 28. Oktober 1882 bringt wieder ein märchenhaft klingendes Projekt zur Kolonisirung des Territorium Misiones vermittelst einer Anlage von 1400 Estanzias mit einem Kapital von 6.000,000 patacons, wobei die Ländereien selbst nur zu dem von der

Regierung geforderten Preise zu 600 patacons per Legua, angesetzt waren, jedoch ist der Unternehmer oder Gründer, sonst nach des „Standards" Ansicht unfehlbar stets „the right man in the right place", nicht genannt.

Es ist solchen Gründern mit ihren Kontrakten natürlich meistens nur darum zu thun, dieselben in Europa mit einem Gewinn — sie fordern für das Land, von dessen Werth man in Europa gewöhnlich keine Idee hat, das Fünf- und Sechsfache, bei welchen Geschäften die Unterhändler auch mehr wie ½ % Courtage verdienen — an unerfahrene Kolonisations-Enthusiasten oder an andere Gründergenossenschaften und Seelenverkäufer zu verkaufen. Auch ist das betreffende Land solchen Kontrahenten meistens eine terra incognita, es ist nur Börsenartikel, und ist es diesen Gründern auch ganz egal, ob das fragliche Stück der Erdoberfläche aus Steingeröll, Salzwüsten oder aus Sümpfen besteht, oder gar im Atlantischen Ocean liegt, wie letzteres bei vielen, auf der Karte als an der Küste liegend angegebenen, südlich von Bahia Blanca vermessenen Campen, Dank dem vortrefflichen Feldmesser, Herrn CASCALLARES, wirklich der Fall ist; ob ein Kolonist dort fortkommen kann oder verhungert, verdurstet, oder an Krankheiten zu Grunde geht: ihre Absicht ist nur, die erlangte Koncession an einen Andern mit Gewinn zu verkaufen. Erst den Letzten beissen bekanntlich die Hunde.

Auch ist die Idee der Regierungskolonien, in welchen die Kolonisten nicht ausgebeutet werden sollen, wenigstens nicht von Privatunternehmern und Spekulanten, wie Herr NAPP versichert, nicht neu. Schon zur Zeit der spanischen Herrschaft ums Jahr 1780 herum sind an vielen Stellen Patagoniens, z. B. San José, San Julian, Puerto Deseado, Santa Cruz etc. auf Kosten der Regierung Kolonien angelegt worden, welche jedoch sämmtlich nicht lebensfähig gewesen sind, ebenso wenig wie Privatunternehmungen an genannten Punkten Aussicht auf Erfolg haben dürften, weil sich in dem öden steinigen Patagonien kein Ackerbau und auch keine Viehzucht mit einigem Erfolg betreiben lässt; nur Fischerei und Robbenfang an der Küste sollen ergiebig sein. Nicht besser ist es der in neuerer Zeit am Rio Negro gegründeten Regierungskolonie Conesa ergangen, obgleich hier im schmalen Thale des Rio Negro kulturfähige Ländereien existiren und diese Kolonie der Regierung Unsummen gekostet hat. Im Jahre 1853 schloss die Regierung der Provinz Corrientes mit einem Franzosen, Herrn LE LONG, einen Vertrag ab, kraft dessen man ihm für je 400 von ihm zu bringende Einwanderer eine Quadratlegua Land und ihm und seinen

Associés, A. VAILLANT und E. PORTIER sechs Leguas Land als Eigenthum überweisen wollte. Die Herren sollten so viele Einwanderer bringen als möglich, in 10 Jahren 10—12,000, welchen von der dortigen Regierung alle möglichen Erleichterungen und Vergünstigungen gewährt werden sollten. Im Anfange des Jahres 1855 sind die ersten dieser Kolonisten in Corrientes angelangt, jedoch habe ich später nie von der Existenz einer solchen Kolonie gehört. Die Regierung, d. h. die Nationalregierung ist meistens und wohl eigentlich immer redlich bemüht, ihren Verpflichtungen nachzukommen, d. h. die Ländereien und Gelder zu diesen Zwecken anzuweisen; das Uebrige bleibt aber ihren Beamten überlassen und diese, welche ja meistens nur so lange im Amte sind als ihre Partei am Ruder, sorgen mit seltener Ausnahme in erster Linie für sich und denken dabei an die erwähnten Worte des russischen Beamten. Dieser unausrottbare Krebsschaden aller Republiken lässt von Regierungskolonien **Nichts** erwarten.

Eine von der Nationalregierung gegründete Kolonie ist die am Flusse Chupat in Patagonien belegene. Diese Kolonie ist aus politischen Gründen angelegt worden, da Chile früher Ansprüche auf Patagonien erhob und die Regierung eine Ansiedelung unter argentinischer Flagge als Gegensatz zu dem von den Chilenen an der Magelhaens-Strasse gegründeten Punta Arenas in diesem weiten Territorium aufweisen wollte. Die Kolonisten sind wohl funfzehn Jahre lang fast unaufhörlich von der Regierung buchstäblich gefüttert worden, da das Land ausser dem schmalen Flussthal gänzlich kulturunfähig ist. Man wollte jedoch, des schlechten Eindrucks halber, ein Auffliegen der Kolonie verhüten und deshalb hat man bis jetzt die grossen Opfer gebracht.

Im Chaco an den Ufern des Paraná und Paraguay existiren mehrere Regierungskolonien, zum Beispiel die Kolonien Formosa, Resistencia, Avellaneda, welche der Regierung schon Unsummen gekostet haben, deren Betrieb und Erträge mir jedoch unbekannt sind, da man Nichts davon hört. Nur liest man hin und wieder in den Zeitungen, dass abermals ein neuer Beamter, ein Inspektor, delegado und subdelegado und dergleichen nöthig geworden ist und N. N. mit dem und dem Gehalt dazu ernannt sei. Der Standard nennt ihn dann „*the right man in the right place.*"

In neuerer Zeit sind zwei Regierungskolonien mit Deutsch-Russen, den an der Wolga in der Gegend von Saratow ansässig gewesenen Mennoniten gegründet, eine zu Olavarria bei dem Städtchen Azul in der Provinz Buenos Aires, die andere, General Alvear genannt, bei Diamante am Flusse Paraná in der Provinz Entre Rios. In den dor-

tigen Zeitungen ist viel Gerede über diese Deutsch-Russen gewesen. Zuerst wurden sie als intelligente Ackerbauer mit Lob überschüttet — Herr NAPP nennt sie sogar Seite 305 „anerkannt die erfahrensten Ackerbauer“ und pries sie als das non plus ultra, — und später hörte man Nichts als Klagen. Sie seien, so hiess es, nicht mit den Anordnungen der Regierungsbeamten zufrieden, wollten nicht isolirt auf ihren Grundstücken wohnen, wie die Regierung es wünschte, sondern der Sicherheit wegen in kleinen Dörfern, was ihnen kein vernünftiger Mensch verdenken kann, sie sollten stets etwas auszusetzen haben und mit Nichts zufrieden sein, kurzum, man würde sich glücklich schätzen, wenn kein weiterer Zuzug stattfinde. Die bei Diamante angesiedelten Deutsch-Russen sollen beabsichtigen von dort fortzuziehen und sich anderweitig anzusiedeln, jedoch nicht wieder in Regierungskolonien; die Berichte über die Deutsch-Russen in Olavarria lauten bedeutend günstiger, besonders wurde die Verwaltung von den Regierungsblättern sehr herausgestrichen.

Denjenigen unternehmungslustigen Herren, welche dieses Buch bis hierher gelesen, sich aber immer noch für Gründungen von Kolonien auf zwar billigen, von Absatzgebieten aber weit entfernt liegenden Ländereien interessiren sollten, empfehle ich, sich ausser den von mir schon genannten noch vorher nach den Erfolgen der Kolonie Sunchales, von Herren Dr. CHRISTIANI und anderen Herren in Buenos Aires, und nach der Kolonie Alejandra im Chaco, von Herren THOMPSON, BONAR & Co. in London gegründet, zu erkundigen. Die Kolonie Sunchales flog bald nach ihrer Gründung wieder auf, da es sich herausstellte, dass nicht allein das Klima für Ackerbau schon viel zu trocken sei, sondern auch der kostspielige Transport den Werth der Produkte in der Kolonie selbst auf ein Minimum reduciren würde. Die Kolonie Alejandra am rechten Ufer des Flusses Paraná, der correntinischen Stadt Esquina gegenüber, hat eine verhältnissmässig günstige Lage, obgleich die Uferstrecken selbst niedrig, Ueberschwemmungen ausgesetzt und schwer passirbar sind; jedoch beschränkt sich der Betrieb nach einer Anzahl von kostspieligen Experimenten heutzutage hauptsächlich auf die Zucht von Rindvieh, die wirklich Rechnung lässt, und mit welcher landeskundige Leute auch gewöhnlich ein Campunternehmen beginnen. Den Sohn eines der beiden Chefs hat dasselbe Geschick ereilt wie den französischen Reisenden CREVAUX; er wurde von den Indianern des Chaco ermordet, welche nicht die argentinische Regierung, sondern sich selbst als die rechtmässigen Besitzer jener Gegend anerkennen.

Hat man einen wirklich kulturfähigen Camp in guter Lage,

und die Absicht, einen Theil desselben oder auch nach und nach den ganzen Camp zu kolonisiren, so gebe man vor allen Dingen keinem gänzlich unbemittelten Kolonisten, im Falle man solchen nicht persönlich ganz genau als arbeitsam, genügsam, sparsam, nüchtern, kurz als ganz geeignet kennt, und von dessen künftiger guter Führung fest überzeugt sein kann, ausser dem Lande durchaus keinen Kredit. Mit Zeugnissen und Empfehlungen wird ein abscheulicher Missbrauch getrieben; es ist mir persönlich, und das in einer Sache von der allergrössten Wichtigkeit, wo es sich nicht allein um Hunderttausende, sondern um Existenz und Lebensfragen handelte, ein Fall vorgekommen, dass ein in jeder Beziehung verabscheuungswürdiges Subjekt, falsch, verlogen, hinterlistig und von einer mehr als dunklen Vergangenheit, von einem Manne, von dem man in diesem Falle die äusserste Vorsicht erwartet haben sollte, mir auf das Allerwärmste empfohlen wurde. Später freilich, als es zu spät war, stellte sich heraus, dass es ein Mensch sei, welcher von der anständigen menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen war, und der Mann, welcher ihn mir empfohlen hatte, fühlte sich veranlasst, freiwillig mir zu bekennen, dass er jetzt eingesehen, dass der Betreffende ein abgefeimter Spitzbube und Hallunke sei. Viele Menschen, welche unter strenger Aufsicht im Tagelohn wohl tüchtig arbeiten, können es auch garnicht ertragen, wenn es ihnen besser ergeht und wenn sie nicht mehr von des Morgens bis Abends zur Arbeit angehalten und förmlich angetrieben werden. Ferner taugen in der Regel zu Kolonisten nur solche Leute, welche auf dem Lande gelebt und gearbeitet, wenige Bedürfnisse haben, geringe Anforderungen an das Leben stellen und die gewohnt sind, des Morgens in aller Frühe aufzustehen und den Tag im Freien, in Wind und jedem Wetter zuzubringen. Leute aus Städten, welche an ländliche Arbeit im Freien und an das ländliche Leben mit seinen unvermeidlichen Strapazen und Entbehrungen nicht gewöhnt sind, finden sich, selbst wenn sie tüchtige Arbeiter sind, doch meistens nur schwer in das einförmige Kolonistenleben, welches selten eine andere Abwechslung bietet, als vom Melken zum Pflügen und vom Pflügen dann wieder zum Melken. Nicht genug kann vollends vor solchen Leuten gewarnt werden, welche eine bessere Erziehung genossen haben, an gesellschaftliche Freuden und Genüsse gewöhnt sind und hier in Europa im Grunde genommen nur von der Arbeit Anderer gelebt haben, oder welche durch vieles Lesen etc. sich eine romantische fixe Idee von dem idyllischen Dasein und dem völlig sorglosen, von allem Ungemach verschonten Leben eines amerikanischen Farmers oder Schäfers

gebildet und welche hier in Europa wegen ihres unpraktischen, phantastischen Wesens sich stets festgerannt haben. Alle Menschen, welche voll von noblen Passionen und Bedürfnissen stecken, gerne auf dem Sopha gelegen, Romane gelesen, das Monocle ins Auge geklemmt und weisse Handschuhe getragen haben, und welche bei diesen ihren Lieblingsbeschäftigungen in Europa schliesslich in Schulden gekommen sind, von anderen Dingen gar nicht zu reden, und welchen der europäische Boden zu heiss geworden ist, passen nie und nimmer zu Kolonisten, überhaupt selten für Amerika; auch muss man deren blossen Aufenthalt auf einer jungen Kolonie ängstlich verhüten. Denn abgesehen davon, dass solche Leute keine Lust und kein Geschick haben selbst zu arbeiten, wiegeln sie stets, weil sie natürlich alles und jedes besser wissen wollen, und stets darauf pochen, welche hohe Stellung sie in Europa eingenommen, in welcher Schwadron sie gedient, und in welchen gewählten Gesellschaftskreisen sie verkehrt haben etc., noch die übrigen Kolonisten gegen die Unternehmer und Verwalter auf. Auf eine Kolonie, wenn sie wirklich gedeihen soll, passen nur praktisch arbeitende Menschen mit möglichst wenigen Bedürfnissen und wenig entwickelter Phantasie; alles Uebrige ist nicht allein unnützer, sondern sogar schädlicher Ballast. In fast allen Kolonien hat man Gelegenheit gehabt, in dieser Hinsicht **sehr** unliebsame Erfahrungen zu machen. Als wahre Ausgeburt eines abenteuerlichen schwindelhaften Kolonieunternehmens steht das des Mr. Henley bis jetzt unerreicht da, und bleibt es den Zukunftslandwirthen überlassen, das von Mr. Henley gegebene Beispiel durch Gründungen von Obstkulturen im Chaco und Misiones und ähnlicher Phantastereien noch zu verdunkeln.

Damit man gegen mich nun nicht den Vorwurf erhebe, dass ich mich nur bemühe die Anpreisungen und Schilderungen Anderer, welche ja mehr oder weniger darauf hinauslaufen, den La Plata als ein wahres Eldorado für europäische Auswanderer herauszustreichen, einer abfälligen Kritik zn unterwerfen, ohne im Stande zu sein etwas wirklich Empfehlenswerthes an deren Stelle zu setzen, will ich in der folgenden Abtheilung und im Anhange einen bis in die kleinsten Einzelnheiten sorgfältig ausgearbeiteten Entwurf zu einer Kolonie liefern. In allen mir zu Gesicht gekommenen Reklameschriften tritt merkwürdigerweise stets das Bestreben zu Tage, zu verschweigen, mit welcher Arbeit, mit welcher Kultur und wie hoch der Kolonist seine Arbeitskraft auf einem bestimmten Areal und in einer bestimmten Zeit mit **Sicherheit** verwerthen kann. Die Erwähnung dieser Faktoren scheint mir doch nicht unwichtig zu sein.

Zehnte Abtheilung.

Entwurf zu einer lebensfähigen Kolonie in Argentinien.

Im Nachstehenden will ich versuchen, ein Bild von dem muthmasslichen Gange eines von mir angedeuteten, im grösseren Maasstabe angelegten, von Abenteurereien und Phantastereien freien, den Verhältnissen des Landes gemäss vernünftig verwalteten und daher lebensfähigen Etablissements zu entwerfen, welches freilich nicht so verlockend ausfallen wird, wie die von Herrn R. Napp auf Seite 328 seines Buches gemachte Schilderung vom Betriebe einer Estanzia. Nach seiner Schilderung sind die Estanzieros in der glücklichen beneidenswerthen Lage, jährlich 15 % ihres Rindviehes als fett an den Schlachter zu verkaufen und können ausser den selbstgeschlachteten und durch Sterblichkeit etc. verlorenen Rindern, dann noch auf eine jährliche Vermehrung von 10 % rechnen, und von ihren Schafen sogar 25 % als fett verkaufen, bei ebenfalls noch 10 % Vermehrung, wobei deren Schafe pr. Kopf, mit Einschluss der Lämmer, vier Pfund Wolle geben. Meine Kalkulationen werden den Vortheil bieten, dass sie der Wahrheit etwas näher kommen. Man würde ein solches Etablissement am besten im pasto fuerte anlegen, wie man es mit fast allen Kolonien bis jetzt gethan hat, weil solche Campe ganz bedeutend billiger sind als die zur Schafzucht passenden Campe mit pasto tierno, also im Westen der Provinz Buenos Aires oder in der Provinz Santa Fé, oder, was vielleicht am allerrichtigsten wäre, in der Provinz Entre Rios.

Es ist mehrfach angeführt worden, dass die heutigen Preise solcher Campe in Entre Rios ca. 5000 bis 12,000 Patacons pr. Quadratlegua

seien. Nehmen wir an, dass man einen guten mit pasto fuerte bestandenen Camp möglichst nach Süden zu und möglichst in der Nähe eines der beiden grossen Flüsse gelegen kaufte, so würde man heute vielleicht 10,000 Patacons per Legua bezahlen. Mehr als 12,000 Pesos fuertes sollte man für gute und gutgelegene Campe mit pasto fuerte, auf welchen man ca. 2000 Kühe per Legua halten kann, nicht bezahlen, denn mehr ist ein Camp zum Betriebe von extensiver Rindviehzucht unter normalen Verhältnissen nicht werth, und unter normalen Verhältnissen ist der Preis von 10—11 Ps. fts. für 2½-jährige Ochsen und 5—6 Ps. fts. für Vieh al corte schon ein sehr günstiger gewesen und wird es für viele Jahre wohl auch noch sein. Die Anzahl der zu kaufenden Leguas hängt natürlich von der Höhe des disponiblen Kapitales ab. Bei einem Kapitale von einiger Bedeutung, ca. 300,000 Patacons, würde ein Camp von 12—14 Leguas genügen. Kalkulirt man 12 Leguas und zwar 2 Leguas Breite bei 6 Leguas Tiefe, so könnten, weil bei einer Massenansiedlung die Schwierigkeiten Einem über den Kopf wachsen, und vor einer zu raschen Kolonisation dringend gewarnt werden muss, vorläufig 7 Leguas als Estanzia und 5 Leguas als Kolonie bewirthschaftet werden.

Zur Anlage und Einrichtung der Estanzia würde ungefähr folgendes Kapital erforderlich sein:

7 Leguas Camp . . . . à Ps. 10,000	= Ps.	70,000.—
Errichtung der nöthigsten Gebäude, sowie zweier Corrales	= „	8,000.—
Errichtung verchiedener grosser Umzäunungen, um das Vieh des Nachts, bei Stürmen und bei Nebel einzuschliessen, als auch um Luzernefelder anzulegen, mit Pfählen von Ñandubey und fünf Drähten, 21 laufende Kilometer à Ps. 225.—	= „	4,725.—
6 Brunnen, Tröge, Schöpfapparate	= „	1,000.—
Pferde, Karren, Geschirre, Pflüge etc.	= „	1,961.28
	Ps.	85,686.28
Kommission für Ankauf, Einrichtung etc. 2 % .	= „	1,713.72
	Ps. fts.	87,400.—

9000 St. Hornvieh al corte à Ps. 8	= Ps. 72,000.—	
Kommission für Ankauf etc. 4 %	= „ 2,880.—	
Sonstige Unkosten	= „ 720.—	= „ 75,600.—
	Total . .	Ps. fts. 163,000.—

Augenblicklich ist freilich der Preis des Hornviehs ein so hoher, wie er noch nie gewesen, nämlich 10 Pesos fuertes und noch darüber per Kopf al corte, während bis vor ungefähr 5—6 Jahren 6 Pesos fuertes schon ein hoher Preis war. Es ist anzunehmen, dass Leute, welche zu diesen hohen Viehpreisen und heutigen ebenfalls abnormen hohen Landpreisen eine Estanzia begonnen haben, wenig Rechnung bei dem Geschäfte finden werden. Der Grund zu dieser enormen Preissteigerung ist ausser dem allgemeinen Spekulationsfieber, welches in den letzten Jahren am La Plata Platz gegriffen hat und von welchem weiter unten die Rede sein wird, nach meiner Ansicht folgender. Im Jahre 1879 unternahm es der jetzige Präsident, General Julio Roca, die Pampa von den in ihr lebenden Indianerstämmen, welche oft grosse Raubzüge in die Provinzen Buenos Aires, Santa Fé, Córdoba und San Luis machten und Tausende von Kühen und Stuten den Estanzieros stahlen (auch wenn sie konnten, junge Frauenzimmer, einerlei, ob verheirathet oder ledig, gerne mitnahmen), zu säubern, und diese Indianer nach Süden üher den Rio Negro zu drängen. Hierdurch wurden die weit entfernteren, nach der inneren Pampa zu gelegenen Campe vor den Raubzügen der Indianer sicher; dieselben bekamen plötzlich Werth und man fing seit 1880 an auf vielen solcher Campe Rindvieh zu setzen. Dies hatte zur Folge, dass für Kühe zur Zucht eine grosse Nachfrage entstand und für dieselben Preise erzielt wurden, welche die Inhaber der Saladeros nicht anlegen konnten; letztere schlachteten daher nur Ochsen. In Folge der geringen Schlachtungen wurde natürlich auch weniger carne tasajo gewonnen, und stieg dieser Artikel von 2¼ und 2½ Pesos allmählich bis auf 6½ und 7½ Pesos fuertes per spanischen Centner von 46 kg, so dass die Inhaber der Saladeros auch nach und nach bedeutend höhere Preise, 16—18 Patacons für schlachtbare Ochsen, anlegen konnten; daher der allmähliche grosse Preisaufschlag des Rindviehes in der letzten Zeit, und nicht etwa, weil Salzhäute und Talg in dieser Periode eine Preissteigerung erfahren hätten. Nun werden aber in nächster Zeit schon die Hälfte der auf den neuen Campen geborenen Kälber als schlachtbare Ochsen an den Markt getrieben werden, und wird ohne Zweifel, sowie die Schlachtungen wieder grösser werden, und die carne tasajo dann im Preise zurückgeht, besonders aber wenn die Estanzieros, um ihren Verpflichtungen nachzukommen, nothwendig verkaufen **müssen**, auch ein Preisrückgang des Rindviehes unvermeidlich sein. Ich habe deshalb in meinem Anschlage 8 Pesos per Kopf al corte angesetzt, welches sehr wahrscheinlich noch zu hoch gegriffen ist, denn einen Rück-

gang des Preises bis auf 6, selbst 5 Patacones halte ich für gar nicht unmöglich, sogar für sehr wahrscheinlich.

Ich habe bei Einrichtung der Estanzia nur einige geringe Umzäunungen in Anschlag gebracht, obgleich eine totale Einfriedigung, wenn sie auch eine grössere Kapitalanlage bedingt, jedenfalls praktischer sein würde, und auch jeder praktische Estanziero heutzutage dieses System, ohne welches eine rationelle Wirthschaft, wie ich auch mehrfach schon hervorgehoben, nicht auszuführen ist, anwendet, da solches ja den Besitz des Viehes garantirt, und einem Verlaufen desselben oder einem Verlust durch Diebstahl etc. vorbeugt. Der Unterschied springt aber um so mehr in die Augen, weil ich jetzt gezwungen gewesen bin, einen Verlust für Diebstahl und Verlaufen in Anschlag zu bringen.

Bei Etablirung des Betriebes resp. Ankauf des Rindviehes, welcher bei einer Zahl von 9000 Stück wahrscheinlich eine geraume Zeit in Anspruch nehmen würde, wird für nachfolgende Tabelle nun, um irgend ein Datum zu fixiren, der erste Juli eines Jahres angenommen, und ist die Klassificirung des Viehes im nicht allzu ungünstigem Falle etwa folgende:

120	grosse und alte Stiere,
30	junge Stiere von ca. 21 Monaten,
4000	grosse, darunter viele schon alte Kühe,
1100	junge Kühe von ca. 21 Monaten,
1150	junge Ochsen von ca. 21 Monaten,
300	alte Ochsen von ca. 33, 45 Monaten und darüber,
2300	Kälber,
9000	Stück.

Aussergewöhnliche grosse Verluste, verursacht durch Krieg, Revolutionen, grosse Epidemien etc., können hier natürlich nicht in Anschlag gebracht werden, es wird jedoch an Verlüsten angenommen:

In den ersten zwei Jahren ca. 5 % durch Sterblichkeit,
und ca. 2 % durch Diebstahl und Verlaufen,
In den folgenden Jahren ca. 3 % durch Sterblichkeit,
und ca. 1½ % durch Diebstahl und Verlaufen.

In den ersten fünf Wirthschaftsjahren würden sich dann ungefähr folgende Resultate ergeben:

Erstes Jahr.

Von	im Alter von	Sterben	Verlaufen	Werden ver-kauft	Werden ge-schlach-tet	Ab-gang Total	Bleiben am Ende des ersten Jahres	im Alter von	Werden Kälber geboren* und erhalten.
120 alten Stieren		15	8	—	—	23	97 alte Stiere		
30 jungen Stieren	21 Mt.	1	1	—	—	2	28 junge Stiere	33 Mt.	
4000 alten Kühen		280	80	200	80	640	3360 alte Kühe		2280, davon sind 1080 Kuh- und 1200 Stierkälber.
1100 jungen Kühen	21 „	35	22	—	—	57	1043 junge Kühe	33 „	
1150 jungen Ochsen	21 „	35	22	700	20	777	373 junge Ochsen	33 „	
300 alten Ochsen		15	6	75	50	146	154 alte Ochsen		
2300 Kälbern	9 „	90	45	—	—	135	1050 junge Kühe	21 „	
							1080 junge Ochsen	21 „	
							35 junge Stiere	21 „	
9000 Stück.		471	184	975	150	1780	7230 Stück		

Baare Bruttoeinnahme im ersten Jahre:

471 Häute von gefallenen Thieren	à Ps. 2.—	= Ps.	942.—
150 „ „ geschlachteten „	„ „ 3.—	= „	450.—
975 verkaufte Thiere	„ „ 11.—	= „	10,725.—
		Ps. fts.	12,117.—

* Am La Plata fällt die Geburtszeit des Rindviehes in die Frühlingsmonate, in die Zeit vom August bis November etwa; der Einfachheit halber habe ich den 1. Oktober als durchschnittliches Geburtsdatum angenommen.

Zweites Jahr.

Von	im Alter von	Sterben	Verlaufen	Werden ver-kauft	Werden ge-schlach-tet	Ab-gang Total	Bleiben am Ende des zweiten Jahres	im Alter von	Werden Kälber geboren und erhalten
97 u. 28 grossen Stieren		16	8	—	—	24	101		
3360 u. 1043 grossen Kühen		300	90	250	80	720	3683		
1050 jungen Kühen	21 Mt.	35	21	100	—	156	894 Kühe	33 Mt.	2400, davon sind 1150 Kuh- und 1250 Stierkälber.
1080 jungen Ochsen	21 „	35	21	650	30	736	344 Ochsen	33 „	
35 jungen Stieren	21 „	2	1	—	—	3	32 Stiere	33 „	
373 u. 154 alten Ochsen		20	10	150	50	230	297 alte Ochsen		
1080 Kuhkälbern	9 „	35	20	—	—	55	1025 junge Kühe	21 „	
1200 Stierkälbern	9 „	45	25	—	—	70	1100 junge Ochsen 30 junge Stiere	21 „ 21 „	
9500 Stück		488	196	1150	160	1994	7506 Stück		

Baare Bruttoeinnahme im zweiten Jahre:

488	Häute von gefallenen Thieren	à Ps. 2.—	= Ps.	976.—
160	„ „ geschlachteten „	„ „ 3.—	= „	480.—
1150	verkaufte Thiere	„ „ 11.—	= „	12,650.—
			Ps. fts.	14,106.—

Drittes Jahr.

Von	im Alter von	Sterben	Verlaufen	Werden verkauft	Werden geschlachtet	Abgang Total	Bleiben am Ende des dritten Jahres	im Alter von	Werden Kälber geboren und erhalten
101 u. 32 grossen Stieren		13	7	—	—	20	113		
3683 u. 894 grossen Kühen		180	70	300	90	640	3937		
1025 jungen Kühen	21 Mt.	20	15	100	—	135	890 Kühe	33 Mt.	2600,
1100 jungen Ochsen	21 „	22	16	700	30	768	332 Ochsen	33 „	davon sind
30 jungen Stieren	21 „	2	1	—	—	3	27 Stiere	33 „	1250 Kuh- und
297 u. 344 alten Ochsen		25	10	150	40	225	416 alte Ochsen		1350 Stierkälber.
1150 Kuhkälbern	9 „	20	20	—	—	40	1110 junge Kühe	21 „	
1250 Stierkälbern	9 „	25	20	—	—	45	1180 junge Ochsen 25 junge Stiere	21 „ 21 „	
9906 Stück		307	159	1250	160	1876	8030 Stück		

Baare Bruttoeinnahme im dritten Jahre:

307 Häute von gefallenen Thieren	à Ps. 2.—	= Ps.	614.—
160 „ „ geschlachteten „	„ „ 3.—	= „	480.—
1250 verkaufte Thiere	„ „ 11.—	= „	13,750.—
		Ps. fts.	14,844.—

Viertes Jahr.

Von	im Alter von	Sterben	Verlaufen	Werden verkauft	Werden geschlachtet	Abgang Total	Bleiben am Ende des vierten Jahres	im Alter von	Werden Kälber geboren und erhalten
113 u. 27 grossen Stieren		15	10	—	—	25	115		
3937 u. 890 grossen Kühen		190	75	325	90	680	4147		
1110 jungen Kühen	21 Mt.	20	16	100	—	136	974 Kühe	33 Mt.	2800,
1180 jungen Ochsen	21 „	20	16	700	35	771	409 Ochsen	33 „	davon sind
25 jungen Stieren	21 „	1	1	—	—	2	23 Stiere	33 „	1350 Kuh- und
416 u. 332 alten Ochsen		25	15	350	35	425	323 alte Ochsen		1450 Stierkälber.
1250 Kuhkälbern	9 „	20	20	—	—	40	1210 junge Kühe	21 „	
1350 Stierkälbern	9 „	25	20	—	—	45	35 junge Stiere 1270 junge Ochsen	21 „ 21 „	
10,630 Stück		316	173	1475	160	2124	8506 Stück		

Baare Bruttoeinnahme im vierten Jahre.

316 Häute von gefallenen Thieren	à Ps. 2.—	= Ps.	632.—
160 „ „ geschlachteten „	„ „ 3.—	= „	480.—
1475 verkaufte Thiere	„ „ 11.—	= „	16,225.—
		Ps. fts.	17,337.—

Fünftes Jahr.

Von	im Alter von	Sterben	Verlaufen	Werden ver-kauft	Werden ge-schlach-tet	Ab-gang Total	Bleiben am Ende des fünften Jahres	im Alter von	Werden Kälber geboren und erhalten
115 u. 23 grossen Stieren		15	10	—	—	25	113		
4147 u. 974 grossen Kühen		200	80	350	90	720	4401		
1210 jungen Kühen	21 Mt.	25	18	100		143	1067 Kühe	33 Mt.	2940,
35 jungen Stieren	21 „	2	1	—	—	3	32 Stiere	33 „	davon sind
1270 jungen Ochsen	21 „	25	20	750	35	830	440 Ochsen	33 „	1440 Kuh- und
409 u. 323 alten Ochsen		30	15	350	35	430	302 alte Ochsen		1500 Stierkälber.
1350 Kuhkälbern	9 „	25	20	—	—	45	1305 junge Kühe	21 „	
1450 Stierkälbern	9 „	30	20	—	—	50	40 junge Stiere 1360 junge Ochsen	21 „ 21 „	
11,306 Stück		352	184	1550	160	2246	9060 Stück		

Baare Bruttoeinnahme im fünften Jahre:

352 Häute von gefallenen Thieren	à Ps. 2.—	= Ps.	704.—
160 „ „ geschlachteten „	„ „ 3.—	= „	480.—
1550 verkaufte Thiere	„ „ 11.—	= „	17,050.—
		Ps. fts.	18,234.—

Von den angeführten baaren Brutto-Einnahmen sind natürlich die laufenden Unkosten in Abzug zu bringen; diese sind jedoch ausser dem dem Verwalter zukommenden Antheile nicht bedeutend. Ein Verwalter eines solchen Etablissements, welcher in diesem speciellen Falle auch Verwalter der Kolonie sein würde, ist fast immer am Gewinn interessirt, entweder erhält er ein Fixum und 10 bis 12½ % Antheil am Nutzen einschliesslich der Vermehrung des Viehes oder 15 bis 25% Antheil am Nutzen etc. ohne Fixum, je nach Betrieb, Grösse und Lage des Etablissements, oder auch 50 % vom Nutzen nach Abzug einer Zinse von 5, 6 oder 7% des angelegten Kapitals, je nach Uebereinkommen. Dann ist Grundsteuer zu bezahlen, welche in den verschiedenen Provinzen verschieden ist; in der Provinz Santa Fé sind es 6 ‰, jedoch erlässt die Regierung bei Anlage einer Kolonie gewöhnlich diese Grundsteuer sowie andere direkte Abgaben für den Zeitraum von einigen Jahren. Die übrigen Unkosten richten sich nach der Lage, Anlage und Betrieb der Estanzia. Ist dieselbe ganz eingefriedigt, welches für einen rationellen Betrieb, wie mehrfach erwähnt, heutzutage unerlässlich und nothwendig ist, und von einem fliessenden Bache durchzogen, so dass man nicht nöthig hat immer Wasser zu ziehen, so genügen, ausser in den Zeiten, in welchen die Arbeiten des Markens etc. vorgenommen werden, zum Hüten des Viehes und Instandhaltung der Einfriedigungen ein Vogt (capataz) und vier bis fünf Leute vollkommen; ist die Estanzia jedoch nicht eingefriedigt und muss viel Wasser gezogen werden, so muss man natürlich mehr Leute haben, ebenso wenn man etwas ackern will und grössere Luzernefelder angelegt sind, eine Wirthschaftsweise, die für einen einigermassen rationellen Betrieb ebenfalls nothwendig ist, und in welchem Falle dann natürlich die Einnahmen sich auch grösser gestalten würden. Einem Vogt bezahlt man 16 bis 20 Pesos und den Knechten 8 bis 12 Pesos per Monat. Man würde natürlich auch genöthigt sein, in jedem Jahre einige Racethiere, Stiere, und vielleicht auch, wenn man, wie wahrscheinlich, eine Anzahl ausgesuchter Stuten hält, einen oder den anderen Hengst zu kaufen, dafür würde man auch mit der Zeit den Werth seines Viehstapels bedeutend erhöhen. Der von mir angenommenen grossen Sterblichkeit unter den Kühen würde man bei einem rationellen Betriebe auch vorbeugen können, indem man die Kühe im zehnten bis zwölften Lebensjahre etwa nicht wieder trächtig werden lässt, dieselben absondert und verkauft, ehe sie zu alt werden, keinen Nutzen mehr gewähren und schliesslich an Altersschwäche und Entkräftung sterben. Als Vermehrung habe ich nur 25 bis 26 % gerechnet und ca. 33 %

der grossen Kühe entweder als nicht tragend angenommen, oder die Kälber dieser 33 % als todtgeboren oder alsbald nach der Geburt gestorben, während die Estanzieros 30 % vom ganzen Viehstapel als eine durchschnittliche Vermehrung rechnen. Ferner habe ich angenommen, dass die Kühe erst bei Vollendung des dritten Lebensjahres zum ersten Male kalben, auch habe ich fast alle zwei Tage ein Thier für den eigenen Konsum geschlachtet gerechnet, welches nur bei einer grösseren Personenzahl nöthig sein würde; ferner die älteren Stiere als gestorben angenommen, obgleich man solche noch verkaufen kann, und auch für die Häute nur einen geringen Werth angesetzt. Kurzum, ich habe sämmtliche Erträge weit eher pessimistisch als optimistisch veranschlagt, um ja nicht in die grossen Fehler des Herrn Napp zu verfallen, dem Leser lauter verlockende, aber möglicherweise nicht zutreffende Truggebilde vorzugaukeln.

Wir kommen jetzt zu dem schwierigeren Theile des Unternehmens, der Kolonie. Eine solche Kolonie nur auf Ackerbau, oder besser gesagt, auf den von den Italienern betriebenen Raubbau zu basiren, würde, wenn man im Anfange auch lediglich auf Raubbau angewiesen wäre, für ein späteres anhaltendes Gedeihen doch gewiss unrationell sein, sich daher später rächen und würde man wahrscheinlich dieselben Erfahrungen machen, wie ich solche als in den anderen Kolonien gemacht, geschildert habe. Der Kolonist muss, wie ich oft gebührend betont, in allererster Linie **Viehzüchter** sein; die ganzen klimatischen wirthschaftlichen und sonstigen Verhältnisse des Landes drängen darauf hin, und zwar muss der Kolonist Viehzucht in mehr intensiver Weise betreiben, vorwiegend Milchwirthschaft. Die beste Verwendung der Milch würde die Bereitung von Käse sein, da frische Milch und Butter nur in der Nähe grösserer Ortschaften leicht verkäuflich sind und die Butter auf weitere Strecken schlecht zu transportiren sein würde, so dass ihre Herstellung nur in den Wintermonaten zu empfehlen wäre. Der Kolonist erreicht hiedurch die Einnahme eines *täglichen Groschens* und ist nicht allein auf die einmalige Einnahme im ganzen Jahre durch die Ernte, welche so wie so wegen der vielen Plagen oft leider nur sehr mager ausfällt, angewiesen. Dann ist Futterbau für den Kolonisten viel leichter, einfacher und sicherer als Körnerbau, weil er ersteren ohne fremde Arbeitskräfte betreiben kann, also ohne Unkosten, wohingegen die Ernte der Halmfrüchte etc. noch mit ziemlich bedeutenden Unkosten verbunden ist. Ferner hat er den Nutzen der für ihn mühelosen Vermehrung und auch der möglichen Veredelung seines Viehstapels, welcher stets hinreicht, und darauf muss

grosses Gewicht gelegt werden, *den Kolonisten im Falle des Verlustes einer oder sogar zweier Ernten vor Mangel, Schulden, äusserster Noth und schliesslicher Verzweiflung zu schützen.* Durch Haltung und Pflege des Viehstapels würde auch der Ackerbau eines solchen Kolonisten kein immerwährender Raubbau sein, da er das ausgedroschene Stroh nicht wie der Raubbauer auf dem Felde verfaulen lässt oder gar verbrennt, sondern nach und nach dieses Stroh in seinen Viehcorral streuen, auf diese Weise Dünger gewinnen kann und im Stande ist, die dem Ackerlande entzogenen Bestandtheile demselben durch Düngung wieder zu ersetzen.

Die Anlagekosten der erwähnten Kolonie würden ungefähr folgende sein:

5 Leguas Camp . . . . à Ps. 10,000	=	Ps.	50,000.—
Einfriedigung dieses Terrains, zwei Leguas Breite, bei zwei und einer halben Leguas Tiefe, mit Drathzaun, fünf Dräthe und Ñandubey Pfähle, ca. 47 laufende km à Ps. 225 per laufenden km	=	„	10,575.—
Unkosten für Vermessungen etc.	=	„	1,435.—
Errichtung eines kleinen Kornspeichers (um wenistens Saatkorn bergen zu können), eines Schuppens für Geräthe und Maschinen, eines Schulhauses und einer gut und modern eingerichteten Käserei	=	„	12,000.—
Materialien zur Erbauung von 96 provisorischen Kolonistenhütten . . . . à Ps. 30	=	„	2,880.—
Materialien zur Anlage von 96 Corrales für das Vieh der Kolonisten (per Kolonist 80 bis 100 laufende Meter Zaun mit 7 bis 8 Drähten) und einer Schweinebucht . . . . à Ps. 35	=	„	3,360.—
Material für anfänglich 16 Brunnen, Tröge, 16 Backöfen	=	„	800.—
		Ps.	81,040.—
Kommission für Ankäufe, Einrichtung etc. . . .	=	„	1,580.80
		Ps. fts.	82,620.80

Zum Ankauf des beweglichen und lebenden Inventares würden weiter unten stehende Summen verausgabt werden müssen, jedoch ist hierbei zu bemerken, dass man wahrscheinlich nicht 96 Familien auf einmal ansiedelt, sondern erst nach und nach, vielleicht in drei Jahren, und dass man auf die den Kolonisten gelieferten Gegenstände, sei es nun Vieh oder Geräthschaften, welche man billiger einkäuft, als wenn

ein des Landes unkundiger Kolonist sich solche kaufen würde, wenn auch nicht viel, so immerhin doch etwas verdient. Dann muss man berücksichtigen, dass die Kolonisten einen Theil genannter Gegenstände baar bezahlen, denn, wie früher angeführt, ist es nur in Ausnahmefällen angebracht, gänzlich mittellose Personen als Kolonisten zu engagiren. Unbemittelte Leute, welche es noch nie verstanden, auch keinen Trieb gefühlt haben, sich etwas zu verdienen und zu ersparen, sind auch in der Regel nicht fähig, selbstständig zu wirthschaften und auch gar nicht werth, dass man ihnen Kredit und Mittel zum Vorwärtskommen giebt. Besonders kann nicht genug vor dem System der Lebensmittelaustheilung bis zur ersten Ernte gewarnt werden, wie man solches zu Zeiten des Kolonisationsfiebers im Anfange der siebziger Jahre that, bis man eines Besseren belehrt wurde. Es giebt kein wirksameres Mittel als dieses, um der Faulheit, Sorglosigkeit und undankbaren Unverschämtheit der Kolonisten Vorschub zu leisten. Man muss, kurzgefasst, es sich zum Prinzip machen, dem Kolonisten so wenig wie möglich zu schenken, denn was er geschenkt erhält, achtet er nicht; man muss aber dafür sorgen, dass er unausgesetzt arbeitet, dass seine Arbeit nicht zwecklos ist, sondern ihn zu erneuter Thätigkeit anspornt, dann wird man ihn vor Müssiggang und Korruption bewahren. Die Mäh- und Dreschmaschinen braucht man ja auch erst später anzuschaffen, so dass das erste Anlagekapital, selbst, wenn andere Ausgaben nothwendig sein sollten, in Wirklichkeit wahrscheinlich kleiner sein könnte, als hier angegeben.

Die Ausgaben zur Anschaffung des sämmtlichen lebenden und beweglichen Inventares würden annähernd folgende sein:

Per Kolonist:	Macht Total:			
7 Milchkühe	672 Kühe	à Ps. 22	=	Ps. 14,784.—
2 Arbeitsochsen	192 Ochsen . . .	„ „ 25	=	„ 4,800.—
2 Arbeitspferde	192 Pferde . . .	„ „ 20	=	„ 3,840.—
4 zahme Stuten	384 Stuten . . .	„ „ 12	=	„ 4,608.—
4 magere Schweine	384 Schweine . .	„ „ 4	=	„ 1,536.—
Geflügel etc.	. . . .	„ „ 10	=	„ 960.—
	16 Mestizostiere . .	„ „ 40	=	„ 640.—
	8 Hengste	„ „ 60	=	„ 480.—
				Ps. 31,648.—
Kommission für Ankauf und sonstige Unkosten 6 pCt			=	„ 1,898.88
				Ps. fts. 33,546.88

Ferner:				Transport Ps. 33,546,88
100 Pflüge . . .	à Ps. 20.—	= Ps.	2,000.—	
100 Eggen . . .	„ „ 10.—	= „	1,000.—	
200 Spaten . . .	„ „ 2.—	= „	400.—	
100 Rechen . . .	„ „ 1.—	= „	100.—	
100 Schubkarren .	„ „ 6.—	= „	600.—	
100 Pflugketten .	„ „ 4.—	= „	400.—	
100 Sensen m. Stiel	„ „ 5.—	= „	500.—	
200 Heu- und Mistgabeln . . .	„ „ 3.—	= „	600.—	
32 Pferdekarren .	„ „ 70.—	= „	2,240.—	
200 Pferdegeschirre	„ „ 15.—	= „	3,000.—	
100 Ochsenjoche .	„ „ 3.—	= „	300.—	
200 Eimer . . .	„ „ 2.—	= „	400.—	
100 blecherne Milchbehälter . .	„ „ 4.—	= „	400.—	
Einige Walzen etc.	. . . . .	„	500.—	
32 Mähmaschinen, möglichst mit Automatenbinder	„ „ 400.—	= „	12,800.—	
2 Dampf-Dreschmaschinen . .	„ „ 4000.—	= „	8,000.—	
Einige Putzmaschinen sogenannte Rummeln etc		„	1,200.—	
1000 leere Säcke		„	300.—	
		Ps.	34,740.—	
Kommissionen, Fracht sonst. Unkosten		„	2,092.32	= „ 36,832.32
				Ps. fts. 70,379.20

Die Gesammtausgaben zur Einrichtung einer aus 96 Familien bestehenden Kolonie würden also betragen, d. h. annähernd, denn Abweichungen von den von mir angeführten Preisen würden ja nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich sein:

Für unbewegliches Eigenthum	Ps.	82,620.80
„ bewegliches Eigenthum	„	70,379,20
Total . .	Ps. fts.	153,000.—

Man hat in den Kolonien der Provinz Santa Fé das System befolgt, jeder Koncession von 20 Quadratcuadras die Form eines Vierecks

zu geben, und zwar 4 Cuadras bei 5 Cuadras als Seitenmaass, und den Kolonisten mit seinem Häuschen in die Mitte seines Landes mutterseelen allein hinzusetzen. Genanntes Verfahren hat, wie ich beobachtet, den grossen Nachtheil, dass diese Kolonisten — zum grössten Theil doch Leute, welche nie selbstständig gearbeitet haben, sondern zu einer ihnen vorgeschriebenen und bezeichneten Arbeit angehalten worden sind, auch meistens gewohnt gewesen sind als Knechte oder Tagelöhner in Gemeinschaft und Geselligkeit zu arbeiten — nun plötzlich sich ganz allein überlassen, es nicht verstanden, sich ihre Arbeit einzurichten, dieselbe auch, weil sie den ganzen Tag nur auf sich allein mit ihren beiden Ochsen angewiesen waren, zu langweilig und monoton fanden, so dass sie schliesslich gar nicht mehr darüber sein mochten, oft im höchsten Grade nachlässig wurden, und förmlich in Schmutz und Faulheit verkamen. Es würde sich daher sehr empfehlen, die Kolonisten in kleinen Gruppen oder Dörfern anzusiedeln, welches System, obgleich bei dem nähern Zusammenwohnen der Familien die Weiber öfter Gelegenheit haben, sich zu zanken, doch sonst viele Vortheile voraus hat. Die Leute fühlen sich in dem ihnen fremden Lande mit fremden Pflanzen, fremdem Klima, überhaupt ganz fremden und ungewohnten Verhältnissen nicht so vereinsamt; sie geben sich gegenseitig Anregung und können sich nöthigenfalls gegenseitig Hülfe und Schutz gewähren. Sie können ihre gewöhnlichen Arbeiten, das Pflügen etc. stets gemeinschaftlich betreiben, was ein Faulwerden und ein Sichgehenlassen des Einzelnen verhindert, da auf diese Weise der Langsamere von dem Eifrigen mit angetrieben und vorwärts geschoben wird. Auch lässt sich durch die Ernennung des fleissigsten und intelligentesten der Gruppe zum Gruppenvorsteher, welchem die Aufgabe zukäme, über die Erfüllung der im Kontrakte vereinbarten Bedingungen zu wachen, stets eine Kontrole und ein gewisser Druck ausüben, dessen die meisten Menschen bedürfen, wie auch wohl jeder erfahren haben wird, welcher in der Lage gewesen ist oder sich befindet, eine grössere Anzahl Menschen zu beschäftigen.

Rechnet man zu jeder Gruppe oder Dorf 6 Familien, und für jede Familie ein Areal von mindestens 60 Quadratcuadras, also ca. 100 Hektaren, so würde auf jedes Dorf eine Fläche von 360 Cuadras, also ca. 600 Hektare fallen, und zwar 240 Cuadras Ackerland auf der einen und 120 Cuadras Weideland auf der andern Seite. Das Hüten des Viehes der ganzen Dorfschaft könnte auf diese Weise von zwei, höchstens drei Hirten, alten Leuten oder Knaben, besorgt werden, wobei natürlich für jeden Kolonisten ein Maximum an Vieh festgestellt

werden müsste. Treibt ein Kolonist dann mehr Vieh als das einem jedem zugestandene Maximum auf die gemeinschaftliche Dorfweide, so muss er für jedes überzählige Thier eine bestimmte Summe zahlen. Diese Beiträge würden zur Bildung einer Gemeinde- oder Krankenkasse etc. bestimmt werden können.

Auf dem für die Kolonie gerechneten Terrain von 5 Quadratleguas könnte man eigentlich ca. 125 Familien ansiedeln; ich rechne jedoch vorläufig nur 96 Familien in 16 Gruppen vertheilt, da möglicherweise ein Theil des Terrains, im Falle man sich in Entre Rios etablirt, mit Busch und Wald bestanden ist, es auch rathsam sein dürfte, einen Theil mit Baumpflanzungen zu lassen, und dann ein Bruchtheil mit Anlage von Wegen, des Schulhauses, Speichers, Schuppen, Käserei etc. und eines Begräbnissplatzes in Anspruch genommen werden würde. Wahrscheinlich würden auch einzelne Familien es vorziehen, ihre Koncession noch grösser bemessen zu sehen 90, 100 oder 120 Cuadras; ich rechne eine Fläche von 60 Cuadras hier als Minimalsatz, denn weniger darf ein Kolonist nicht haben, wie die Erfahrung gelehrt hat. Geben die mit Düngung anzustellenden Versuche ein befriedigendes Resultat, so sind 60 Cuadras hinreichend. Der Werth einer solchen Koncession von 60 Cuadras oder ca. 100 Hektaren, deren Saaten ja durch den äussern grossen Zaun vor jeder Zerstörung durch fremdes Vieh geschützt wären, würde man wohl zu 1500 Pesos fuertes annehmen können. Dies würde ergeben als Verkaufspreis der 96 Koncessionen à 60 Cuadras Ps. 144,000.—

Rechnet man nun, dass trotz aller Vorsicht bei der Auswahl der Kolonisten doch schliesslich 15 % derselben verkommen, nicht bezahlen können und von der Kolonie ausgewiesen werden müssen etc., so würde man freilich sein Land behalten, jedoch von demselben keinen Nutzen haben; ich rechne deshalb 15 % ab, also	„ 21,600.—
Bleiben . . .	Ps. 122,400.—
Der Kostenpreis des Landes inklusive der Einfriedigung, Vermessens etc. war . . . . , ...	„ 62,000.—
Verbleibt der Unternehmung ein baarer Gewinn von	Ps. fts. 60,400.—

Der Kolonist kann sein Land natürlich erst allmählich im Laufe mehrerer Jahre bezahlen und würde ein tüchtiger Kolonist, welcher die Hälfte seiner Geräthschaften und seines Viehes baar bezahlt, in spätestens 10 Jahren das Land bezahlen können. Für die auf seine Koncession sowie für die auf sein Vieh etc. schuldigen Gelder müsste

er freilich der Gesellschaft Zinsen bezahlen und zwar für letztere vielleicht 8 oder 10 %, und für erstere

5 % in den ersten drei Jahren
6 „ „ „ folgenden drei „ und
7 „ „ „ letzten vier „

Hat ein Kolonist in zehn Jahren seine Koncession noch immer nicht bezahlt, so werden ihm für die Folge noch höhere Zinsen berechnet, um ihn bei Zeiten anzuspornen, so bald als möglich von seinen Schulden sich frei zu arbeiten.

Eine Kolonistenfamilie würde nun zum Beginn ihrer Wirthschaft sich folgende Gegenstände erwerben, resp. schuldig bleiben müssen, bei welcher Aufstellung ich bemerken muss, dass zum ersten Aufbrechen des Landes der Kolonist mehr als zwei Ochsen bedarf; dafür werden auch die zahmen Pferde, Stuten und Schweine erst dann angeschafft, wenn die erste und härteste Zeit vorüber ist.

I.	Die durch den allgemeinen Drathzaun vor Zerstörung durch fremdes Vieh geschützte Koncesssion			Ps. 1,500.—
II.	Materialien zum Bau einer Hütte . . .	=	Ps. 35.—	
	do. zur Anlage eines Corrales und einer Schweinebucht . . .	=	„ 40.—	
	$1/6$ Antheil am Brunnen, Backofen etc. .	=	„ 10.—	
III.	Geräthschaften,			
	1 Pflug Ps. 24.— 1 Egge Ps. 12.— . .	=	„ 36.—	
	2 Spaten à Ps. $2^1/_2$.— 1 Rechen Ps. $1^1/_4$	=	„ 6.25	
	1 Schubkarren Ps. 7, 1 Pflugkette Ps. 5 .	=	„ 12.—	
	1 Sense Ps. 6.— 2 Gabeln Ps. 8.— . .	=	„ 14.—	
	1 Ochsenjoch	=	„ 3.75	
	$1/3$ Antheil an einem Pferdekarren . . .	=	„ 27.—	
	2 Pferdegeschirre	=	„ 35.—	
	1 Milchbehälter, 2 Eimer	=	„ 9.50	
	Antheil an Walzen etc.	=	„ 7.50	
IV.	Vieh,			
	7 Milchkühe mit Kälbern à Ps. 27.— .	=	„ 189.—	
	2 Arbeitsochsen à Ps. 30.—	=	„ 60.—	
	2 Arbeitspferde à Ps. 24.—	=	„ 48.—	
	4 zahme Stuten à Ps. 15.—	=	„ 60.—	
	4 magere Schweine à Ps. 5.—	=	„ 20.—	
	Ziegen, Geflügel etc.	=	„ 12.—	„ 625.—
			Total	Ps. fts. 2,125.—

Stier und Hengst würden von der Verwaltung oder dem Dorfvorsteher gehalten werden, und empfiehlt es sich natürlich, solche Typen zu wählen, die in erster Linie den Anforderungen entsprechen, welche der Kolonist für seine Zwecke an die Thiere stellen muss. Wenngleich im Anfang das Ackern mit Ochsen für den Kolonisten vortheilhafter ist, als mit den einheimischen kleinen Pferden, so muss doch darauf hingearbeitet werden, dass der Kolonist möglichst bald alle Arbeiten mit den bedeutend rascher gehenden Pferden besorgt, und zu diesem Zwecke eine geeignete Race züchtet.

Die ersten zwei Jahre sind natürlich die schwersten für den Kolonisten, weil er sich erst in die neuen ungewohnten Verhältnisse finden soll, auch mit der Einrichtung seiner Hütte, des Corral, sowie sonstiger Anlagen und mit Ausrottung der Biscachas und der Ameisen viele Zeit verloren geht, und dann je nach der Zeit, in welcher er seine Wirthschaft beginnt, vielleicht 1½ Jahre verfliessen, ehe er die erste Weizenernte hat. Eine der ersten Sorgen des Kolonisten muss die sein, für sein Vieh hinreichendes Futter zu schaffen und gehört die Anlage eines mehrere Hektare umfassenden Luzernefeldes zu den **nothwendigsten Arbeiten.** Er kann daher in den ersten Jahren, wenn er auf obige für das bewegliche Eigenthum angesetzte Summe von Ps. 625.— ungefähr die Hälfte, sagen wir Ps. 325.— hat gleich bezahlen können, vielleicht nur die noch bleibenden Ps. 300.— bezahlen, auch würde er natürlich darnach trachten, sich bald ein steinernes Häuschen zu bauen, um nicht länger in einer Lehmhütte leben zu müssen.

Die Kosten des Unterhaltes einer Kolonistenfamilie von ca. 5 bis 7 Köpfen in den ersten anderthalb Jahren sind ungefähr folgende:

100 Arrobas (à 11½ kg) Fleisch à Ps. 1 . . .	=	Ps.	100.—
90 do. Mais à Ps. —.30	=	„	27.—
8 do. Reis à Ps. 1.75.	=	„	14.—
60 do. zweites Mehl à Ps. 1.—	=	„	60.—
Salz, Speck, Yerba, Seife, Petroleum etc. . . .	=	„	60.—
		Ps. fts.	261.—

Die Kosten würden also in einem Jahre betragen . .	=	Ps.	174.—
Rechnet man für Abnutzung und Reparaturen an seinem Arbeitsgeschirr noch per Jahr.	=	„	26.—
so ergiebt sich als Gesammtsumme per Jahr . .		Pesos fuertes	200.—

Seine Einnahmen erzielt der Kolonist durch seinen Ackerbau und seine Viehzucht und würden sich solche ungefähr folgendermassen gestalten, wenn man der Vorsicht halber Minimalsätze zu Grunde legt.

I.

Ertrag des Ackerbaues von 30 Cuadras.

Ich rechne hierbei, um möglichst sicher zu gehen, von der Ernte dieser 30 bestellten Cuadras, ca. 50 Hektaren — die übrigen 10 Cuadras seines Ackerlandes nehmê ich als noch unbestellt und später als Brache, oder Weide, oder Kleefelder etc. an — ein volles Drittel, also 10 Cuadras, nur für den Konsum der Familie und zur Fütterung und Mastung ihrer Thiere, oder auch als durch Dürre, Frost, Heuschrecken oder andere Plagen, welche ja leider selten ausbleiben, ganz oder theilweise verloren. Es bleibt also nur der Ertrag von 20 Cuadras, voraussichtlich Weizen, allenfalls Flachs. Wie wir weiter oben Seite 92 gesehen haben, kann man bei dem jetzt herrschenden Raubbausystem im Durchschnitt nicht mehr als 6 bis 7 Fanegas Weizen à 170 kg als Ernteertrag per Cuadra mit Sicherheit rechnen, was eine Gesammtmenge von ca. 130 Fanegas Weizen als jährlichen Ernteertrag ergeben würde. Der Preis des Weizens ist nun meistens während oder kurz nach der Ernte 7 bis 9 bolivianische Silberthaler gewesen, auch zuweilen nur $5^1/_2$ bis $6^1/_2$, zuweilen auch schon 9 bis 10, und ist später im Winter und Frühjahr oft noch gestiegen; ich nehme jedoch den Fall einer zukünftigen grösseren Produktion an, welche bei der starken Einwanderung nicht mehr wie wahrscheinlich ist und welche das Land zwingen würde, zu exportiren, so dass der Kolonist sich laut umstehender Kalkulation mit einem Preise von durchschnittlich $6^1/_4$ bolivianische Silberthaler per Fanega von 170 kg wohl begnügen müsste. In Kolonien, welche von einem Verschiffungshafen sehr entfernt liegen, würde obiger Preis von $6^1/_4$ bolivianischen Silberthalern per Fanega sicher noch zu hoch sein, und ist daher, wie auch schon früher und wiederholt erwähnt, auf eine günstige Lage und Leichtigkeit und Billigkeit der Verschiffung der Produkte bei der Wahl des Landes ein Hauptaugenmerk zu richten. Im Uebrigen verweise ich auf die im Anhange verzeichneten Kalkulationen über Karrenfrachten und Verschiffungen von Weizen und Mais.

Conto Finto
über
Verschiffung von Weizen von einer Kolonie in der Provinz Entre Rios.

2000 Fanegas à 170 kg Weizen = 340,000 kg gekauft vom Kolonisten à 6¼ bolivianische Silberthaler per Fanega		= Thaler 12,500.—
Unkosten.		
Fuhrlohn zum Koloniespeicher, Lagermiethe etc.	Thlr. 500.—	
Verbrauch und Zerreissen von 400 zum Transport dienenden Säcken à 35 Cents	„ 140.—	
Fuhrlohn zum Fluss Paraná oder Uruguay per Fanega à 50 Cents	„ 1000.—	
Leichterfracht oder Brückengeld, per Fanega à 20 Cents	„ 400.—	
Arbeitslohn, Courtagen, Kommissionen etc. und kleine Unkosten	„ 355.—	„ 2,395.—
		Silberthaler 14,895.—
umgesetzt zu Goldthalern — Pesos fuertes — zum Satze von Ps. fts. 16 für 21 Silberthaler mit 10 % Prämie von Gold auf Silber ergiebt	Ps.	10,316.88
Dazu kommen Verschiffungskommission 1½ %	„	154.75
Zollpapiere etc.	„	20.—
	Ps. fts.	10,491.63
Umgesetzt in Reichsmark à Mark 4.25 per 1 Ps. macht	Mark	44,589.43
Dazu kommen Seeassekuranz von Mark 50,000.— à 2 %	„	1,000.—
Seefracht von Mark 30.— pr. Ton von 1000 kg	„	10,200.—
Total:	Mark	55,789.43

Bei der Ausschiffung ergiebt sich ein Gewichtsverlust von 4 %, mithin ein Gewicht von 326,400 kg.

Kosten demnach die 1000 kg im Hafen von Hamburg, Bremen, Antwerpen, England etc. . . . . ca. Mark 171.—

Der Kolonist verkauft also seine 130 Fanegas Weizen
à Silberthaler $6^1/_4$ = ... Silberthaler 812.25

macht ungefähr Ps. fts. 565.—

Davon gehen ab für Unkosten:

Für Saatkorn . . . . Ps. 80.—
(im ersten Jahre vielleicht etwas mehr, in den folgenden weniger.)

Für Mählohn von 20 Cuadras Weizen
2 Cuadras Roggen
zusammen 22 Cuadras à Ps. $3^1/_4$ . . . „ 71.50

Für Dreschlohn von 130 Fanegas Weizen
14 Fanegas Roggen
zusammen 144 Fanegas à Ps. 0,75 „ 108.—

Für sonstige Arbeitslöhne . . . . „ 55.50 „ 315.—

Bleibt als Nettoprodukt des Ackerbaues: Ps. fts. 250.—

II.

Ertrag der Viehzucht eines Kolonisten.

Der Kolonist kann aus seinem obenangeführten Viehstande folgenden Ertrag erzielen:

In jedem der ersten drei Jahre:

Für an die Käserei abzuliefernde Milch per Tag
à $^3/_8$ Ps. macht . . . . Ps. 135.—

Für anfänglich zwei, später vielleicht drei bis vier
fette Schweine, für Küken, Eier etc. . . . . . . „ 55.—

Ps. fts. 190.—

Vom vierten, wenn nicht schon vom dritten Jahre ab, würden sich die Einnahmen aus der Viehzucht schon erheblich vermehren durch den Verkauf der Milch der jungen herangewachsenen Kühe und durch den Verkauf der jungen Stiere oder Ochsen, und junger sorgfältig gezähmter Pferde. Man kann rechnen an Mehreinnahmen:

für Milch etc. . . . . Ps. 50.—

für zwei zahme Pferde und drei junge Stiere oder
Zugochsen . . . . „ 120.—

Zusammen: Ps. fts. 170.—

Rechnet man nun auch den Verlust einer oder der anderen Kuh durch Tod, und nimmt man an, dass der Kolonist die älteren Kühe absetzt und schlachtet, so wird der Milchertrag doch jährlich, gelinde gerechnet, um ca. 15 % zunehmen, ebenso der Verkauf der jungen männlichen Thiere, man kann daher rechnen:

als Mehrertrag für das fünfte Jahr	Ps. fts.	195.—
„ „ sechste „	„	224.—
„ „ siebente „	„	257.—
„ „ achte „	„	295.—
„ „ neunte „	„	339.—
„ „ zehnte „	„	390.—

Die Unkosten des Haushaltes einer Kolonistenfamilie habe ich oben für die erste Zeit, in welcher der Kolonist mit seinem Ackerbau noch Nichts produzirt, auf rund 200 Pesos fuertes per Jahr veranschlagt. In den nächstfolgenden Jahren würde der Posten für Fleisch wohl erheblich geringer werden und für Mais und Mehl vielleicht ganz wegfallen, jedoch würden beim Heranwachsen der Familie, Anschaffen von Kleidungsstücken, ferner durch Schulgeld, Lohn eines Knechtes oder einer Magd, wahrscheinlich auch Geldsendungen nach Europa, um Verwandten Mittel zur Reise und zur Auswanderung zukommen zu lassen, etc. neue Kosten und Ausgaben entstehen, und veranschlage ich deshalb, damit die Rechnung auf dem Papiere nicht allzu günstig ausfallen möge, die Unterhaltungskosten einer Familie in baarem Gelde lieber etwas hoch und zwar:

im ersten, zweiten und dritten Jahre zu je	Ps. fts.	200.—
„ vierten Jahre	„ „	230.—
„ fünften „	„ „	260.—
„ sechsten „	„ „	290.—
„ siebenten „	„ „	320.—
„ achten „	„ „	360.—
„ neunten „	„ „	400.—
„ zehnten „	„ „	450.—

Bei Zugrundelegung der oben ermittelten Resultate des Ackerbaues und der Viehzucht, sowie der jährlich erwachsenden Unkosten würde das Fortkommen einer Kolonistenfamilie, resp. Abtragung deren Schulden im Verlaufe der angenommenen zehn Jahre sich ungefähr laut folgender Tabelle gestalten können:

Betriebsjahr	Einnahme des Kolonisten abzüglich der Ernteunkosten			Haushaltungsunkosten des Kolonisten	Verbleibt dem Kolonisten an **Nettoüberschüssen**	Nebenstehende Nettoüberschüsse seiner Einnahmen kann der Kolonist verwenden zur Verzinsung und Abtragung seiner Schulden, welche bestehen aus Ps. 300 für Vieh etc. und Ps. 1500 für das Land, zusammen Ps. 1800						Verbleiben dem Kolonisten zur Erbauung eines steinernen Häuschens, Erwerbung eines eigenen Karrens und sonstiger kleiner Verbesserungen, z. B. Anlage einer Stallung etc.
	Nettoertrag seines Ackerbaues	Nettoertrag seiner Viehzucht und seines Milchverkaufes	Totaleinnahmen			Beträge des mit 8 % zu verzinsenden Kapitals von anfänglich Ps. fts. 300	Beträge der 8 %tigen Zinsen von dem anfänglich Ps. 300 betragendem Kapital	Abschlagszahlungen auf das Kapital von Ps. fts. 300	Betrag der Zinsen von dem auf das Land schuldige Kapital		Abschlagszahlungen auf das Kapital von Ps. fts. 1500	
										von anfänglich Ps. fts. 1500.—		
	Ps.	Ps.	Ps.	Ps.	Ps.	Ps.	Ps.	Ps.	Ps. %	Ps.	Ps.	Ps.
1.	250	190	440	200	240	300	24 —	140	75 = 5	Von 1500	—	1 —
2.	250	190	440	200	240	160	12.80	150	75 = 5	" 1500	—	2.20
3.	250	190	440	200	240	10	0.80	10	75 = 5	" 1500	150	4.20
4.	250	360	610	230	380	—	—	—	81 = 6	" 1350	250	49 —
5.	250	385	635	260	375	—	—	—	66 = 6	" 1100	100	209 —
6.	250	414	664	290	374	—	—	—	60 = 6	" 1000	—	314 —
7.	250	447	697	320	377	—	—	—	70 = 7	" 1000	150	157 —
8.	250	485	735	360	375	—	—	—	59.50 = 7	" 850	250	65.50
9.	250	529	779	400	379	—	—	—	42 = 7	" 600	300	37 —
10.	250	580	830	450	380	—	—	—	21 = 7	" 300	300	59 —
	Ps. 2500	3770	6270	2910	3360	—	37.60	300	624.50		1500	897.90

Die Erbauung des steinernen Häuschens habe ich im fünften und sechsten Jahre angenommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird jedoch ein fleissiger nüchterner sparsamer und etwas intelligenter Kolonist keine zehn Jahre gebrauchen, um aus seinen Schulden gänzlich herauszukommen, weil er voraussichtlich aus der Milch seiner sieben Kühe mehr löst als 3/8 Peso fuerte (ungefähr nach deutschem Gelde nur Mark 1.60), hin und wieder auch wohl eine etwas bessere Ernte erzielt als das von mir der Sicherheit wegen angenommene äusserste Minimum, und schliesslich weil er seinen Haushalt, ohne sich sehr einzuschränken, mit bedeutend weniger Mitteln bestreiten kann, als von mir angegeben.

Für die unternehmende Gesellschaft ist es, wie zur Genüge angeführt, ein Haupterforderniss, wenn es sich um etwas Besseres handeln soll als um eine der sogenannten Gründungen, passende Personen, sei es für die Leitung, sei es für die verschiedenen Arbeiten, zu gewinnen. Mit Theoretikern, nur auf landwirthschaftlichen Akademien gebildeten Landwirthen oder gar Gelehrten, welche von Musterfarmen und Modellkolonien träumen und welche mit den dortigen Verhältnissen nicht durch und durch vertraut sind, wird man wahrscheinlich denselben Erfolg haben, mit welchen der von Herrn R. Napp mit Lob überschüttete Musterfarmer Herr Ernst Oldendorff (Seite 300) die Aktionäre der von ihm verwalteten Musterfarm und Modellkolonie Santa Maria in der Provinz Buenos Aires beglückt und erfreut hat. Das, was gesagter Herr wirklich praktisch verstanden zu haben scheint, ist der Ankauf von Racethieren in Europa für Rechnung seiner Aktionäre gewesen, wenn man den nicht unwahrscheinlich klingenden Aussagen einiger mecklenburgischer Züchter Glauben schenken darf. Ueber die zu Kolonisten passenden und nicht passenden Persönlichkeiten habe ich mich, wie ich glaube, ausführlich genug ausgesprochen, ebenso über die eines Verwalters. Landesunkundige Leute, welche mit den Verhältnissen des Landes keine Fühlung haben und bei ihren Anordnungen garnicht berechnen können, was das mögliche Resultat derselben sein könnte, ferner solche, welche sich unter einer südamerikanischen Kolonie hauptsächlich nur einen Jagdgrund für *big game* und eine grosse Rennbahn vorstellen und den Respekt und die Ordnung bei den Kolonisten nur mit der Reitpeitsche erzwingen wollen, dürften theure Verwalter werden. Auf eine Kolonie, wenn sie wirklich gedeihen soll, gehören nur sparsame, genügsame, unverdrossene, ausdauernde Arbeiter, nichts als Arbeiter; sobald man anfängt, eine Kolonie nur als Asyl und Versorgungsanstalt für arbeitsscheue und

pflichtvergessene Leute, welche man gerne aus Europa los sein möchte, wess Standes und welcher Herkunft sie auch seien, zu benutzen, ist eine allgemeine Korruption und ein Krach sicher, wie Dutzende von Beispielen gelehrt haben. Man denke nur an die Flachskolonie von Mr. HENLEY.

Ueber die Rentabilität einer Molkerei resp. Käserei, kann bei der Billigkeit der Milch, deren Kaufpreis für das von sieben Kühen täglich zu erwartende Quantum ich zu nur $^3/_8$ Peso fuerte, also Mark 1.60 angenommen habe, wohl so leicht kein Zweifel sein. Voraussichtlich wird die Käserei dem Kolonisten für dessen Milch mehr als diese geringfügige Summe bezahlen können und denselben gleichzeitig in den Stand setzen, schon etwas früher als in zehn Jahren seine sämmtlichen Schulden abzutragen. Ich halte eine Molkerei für einen Hauptfaktor zum Gedeihen einer in dortigen Gegenden angelegten Kolonie, deren Betriebe sich gar keine Schwierigkeiten entgegenstellen; denn das Produkt, welches der Kolonist mit der absolut grössten Sicherheit erzielen kann, ist die Milch, und ein geübter Käser wird in Argentinien, wenn ihm ein guter den Reifungsprocess begünstigender Raum zur Verfügung steht, ebenso guten und haltbaren Käse herstellen können, wie in Deutschland, Holland, Italien, Nordamerika etc. Der Verkaufspreis des Käses hängt natürlich ganz von der Güte des gewonnenen Produktes ab, und wird es einer mit Umsicht und Sachkenntniss geleiteten Molkerei nicht schwer halten, für ihre Käse höhere Preise zu erzielen als für die von einzelnen Kolonisten auf eine ganz primitive Art und Weise hergestellten Käse bezahlt werden. Derartiger, ohne die geringste Sorgfalt im Campe hergestellter weicher Käse wird in Buenos Aires mit $2^1/_2$—3 Papierpesos, also ca. 40—50 Pf. pr. Pfund bezahlt; besserer dort im Lande, hauptsächlich in der Provinz Corrientes gemachter harter Käse mit 4—5 Papierpesos, also ca. 65—80 Pf.; feinere Fett-Käse, welche in grossen Mengen aus Europa, aus England, Holland und der Schweiz importirt werden, bezahlt man im Grosshandel mit 7—9 Papierpesos, ca. Mark 1.15 bis Mark 1.50 per Pfund. Sollten die Preise für Käse auch in Buenos Aires und anderen Städten Argentiniens mit der Zeit sehr billig werden, so müssten die grossen brasilianischen Städte oder England, welches ja ganz enorme Quantitäten nordamerikanischer Käse importirt (über 60,000 Tons per Jahr), als Absatzgebiete ins Auge gefasst werden. Soviel mir bekannt, ist das System der Sammelmolkereien auch in Nordamerika sehr verbreitet und liefert befriedigende Resultate.

Folgende Daten und Berechnungen werden über den Ertrag und

Betrieb einer Milchwirthschaft und Molkerei näheren Aufschluss geben und solche besser und deutlicher veranschaulichen.

Ich rechne von jeder Kuh, in der Voraussetzung, dass solche vom Kolonisten ausser der Weide und hauptsächlich bei ungenügender natürlicher Weide mit Luzerne oder grünem Mais, grüner Gerste etc. oder auch mit Mais, Gerste etc. in Körnern, Kartoffeln u. s. w. ausreichend gefüttert werden, einen durchschnittlichen Ertrag von 1500 Liter Milch per Jahr. Den Preis der Milch, welchen die Molkerei den Kolonisten bezahlt, rechne ich zu $1^{1}/_{4}$ Cent fuerte (= $5^{1}/_{3}$ Pfennige) per Liter, welches für jede Kuh einen Ertrag von rund Ps. fts. 19 (ca. 80 Mark) und für 7 Kühe rund Ps. fts. 135 (ca. 575 Mark) pr. Jahr ergeben würde. Mit Zuschlag der Transportkosten bis zur Molkerei würde die Milch dann nahe an $1^{1}/_{2}$ Cent fuerte oder 6 Pfennige in die Molkerei geliefert kosten. Die Verarbeitungskosten der Milch in der Molkerei selbst rechne ich zu dem denkbar höchsten Satze von 4 Pfennigen per Liter.

Fettkäse und zwar harte Fettkäse würden wahrscheinlich das hauptsächlichste Produkt der Molkerei sein, doch könnte man vielleicht in den Wintermonaten, weil dann die Butter einen hohen Preis hat und sich auch leichter transportiren lässt, mit Vortheil Butter und Magerkäse machen, im Falle man für die Butter eine passende Verpackung ausfindig machen könnte.

Bei Zugrundelegung der denkbar niedrigsten Verkaufspreise würde die Molkerei die eingelieferte Milch folgendermassen verwerthen:

Bei Herstellung von fetten Hartkäsen ergeben **1000 *l*** ganze Milch

ca. 160 span. Pfund ausgereiften Käse à 4 Papierthaler oder 16 Cents fuertes . . . . =	Ps.	25.60
ca. 850 bis 900 Liter Molken (als Schweinefutter) . . =	„	1.—
	Ps.	26.60
Verarbeitungskosten pr. Liter à 4 Pf. macht 40 Mark od. ca. =	„	9.60
Bleibt Netto	Ps. fts.	17.—

Bei Herstellung von Butter u. Magerkäsen ergeben **1000 *l*** ganze Milch

ca. 68 span. Pfund Butter à 7 Papierthaler oder 28 Cents fts. =	Ps.	19.04
ca. 110 span. Pfund Magerkäse à $1^{1}/_{2}$ Papierthaler oder 6 Cents fts. . . . . =	„	6.60
Molken und Buttermilch. . . . . =	„	1.—
	Ps.	26.64
Verarbeitungskosten wie oben . . . . =	„	9.60
Bleibt Netto:	Ps. fts.	17.04

Es würde sich also der Liter Milch zu $1^7/_{10}$ Cents fuertes oder nach deutschem Gelde zu $7^1/_5$ Pfennigen Netto verwerthen.

Die Mäh- und Dreschmaschinen der Gesellschaft würden sich voraussichtlich schon nach der zweiten Ernte total frei gearbeitet haben; überhaupt würde der unternehmenden Gesellschaft ja auf mancherlei Art und Weise Gelegenheit gegeben werden zu verdienen (hauptsächlich durch Vermittlung des Verkaufes der Produkte) und zugleich zu verhüten, dass die Kolonisten durch Blutsauger und Wucherer ausgebeutet und um den Lohn ihrer Thätigkeit gebracht werden. Die „Aber“, an welchen so viele Kolonie- und andere Unternehmungen kranken oder auch zu Grunde gegangen sind, bereiten sich, wie gesagt, die Unternehmer meistens selber. Man will irgend ein Unternehmen lebensfähig machen, welches von vorneherein verkehrt ist, blos weil solches in Europa, wo die Verhältnisse des Absatzgebietes, der Arbeiter, der Anlagen, des Verkehres etc. ganz anders liegen, rentabel ist, statt den Betrieb den verschiedenen Verhältnissen des Landes anzupassen und die Vortheile zu benutzen, welche das Land gewissermassen umsonst bietet; oder man will um irgend eines Ideales willen in einer entlegenen, vorläufig noch nicht kulturfähigen Gegend Ansiedelungen schaffen, welche es zu keiner Blüthe bringen können, und welche daher von dem Zeitpunkte an, an welchem die Zuschüsse schliesslich aufhören, nothwendig rasch zerfallen; oder man will aus Elementen, welche unter keiner Bedingung sich zu Kolonisten eignen, tüchtige Kolonisten zaubern, welches stets ein vergebliches und sehr kostspieliges Bemühen ist. Dann wird auch vielfach gesündigt durch Anstellung von unfähigen oder wohl gar korrumpirten Menschen, welche weiter kein Verdienst haben, als dass sie Verwandte, Günstlinge etc. sind, welche man von der Tasche und aus der Nähe los sein möchte und welche für die verschaffte Stellung regelmässig dadurch danken, dass sie das verhältnissmässig leicht Erreichbare noch gründlich vernachlässigen und ein Gedeihen des Unternehmens zur Unmöglichkeit machen. Je unfähiger und verlogener ein Mensch, je geringer sein Eifer und seine Leistungen, desto wärmer wird er ja gewöhnlich empfohlen, wie ich wenigstens erfahren habe. Ohne einen gewissen Spartanercharakter lässt sich aber in einem neuen Lande selten etwas Gediegenes erreichen.

Elfte Abtheilung.

Kulturen in den westlichen Provinzen, Minen und Fabriken.

In den westlichen Provinzen, welche sich, wie zur Genüge angeführt, fast sämmtlich mehr oder weniger durch Mangel an Regen und Wasser auszeichnen, ist die Bodenkultur und der Ackerbau nur auf geringe Gebiete beschränkt. Wenn es Herrn Napp mit seiner Propaganda gelänge, in diesen ungemessenen Gefilden sämmtliche deutsche Sozialdemokraten und Umstürzler anzusiedeln, würde er zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Er würde Deutschland von diesen Umsturzelementen befreien und letzteren den grossen Dienst erzeigen, ihnen ein Land angewiesen zu haben, welches sich der als Ideal gedachten republikanischen Staatsform erfreut, und in welchem sie von dem ihnen so grundverhassten Kapital nur ein Minimum antreffen, auch schwerlich selbst in die Lage kommen würden, von diesem verabscheuten Artikel persönlich übermässig belästigt zu werden. Mit anderen Worten, die westlichen Provinzen sind, weil dürre und öde, im Durchschnitt arm, und ist unter den dortigen wenigen Kulturen, welche möglicherweise einer grösseren Entwicklung fähig sind, vorwiegend die des Weinstockes zu bezeichnen. Derselbe wird in Mendoza, San Juan, Rioja und Catamarca angebaut, und zwar oft in Gemeinschaft mit der schon früher erwähnten Luzerne und mit Obstbäumen auf Feldern, welche mit Benutzung der von den Anden herabkommenden Flüsse künstlich bewässert werden. Höchstwahrscheinlich bieten auch die östlichen Abhänge der Gebirge von Córdoba und San Luis eine Anzahl Punkte, an welchen die Kultur des Weinstockes mit Erfolg betrieben werden könnte. Die ganze Industrie liegt jedoch heutzutage noch sehr im Argen, da es ausser dem freilich sehr billigen Rohmaterial, den Trauben, meistens noch an Allem fehlt, was zu einer einigermassen rationellen Weinfabrikation nothwendig ist. Denn abgesehen davon, dass die Trauben zum grössten Theile Tafeltrauben sind, — erst in neuester Zeit sind eine Anzahl verschiedener in Europa

für die Weinfabrikation kultivirter Rebsorten angepflanzt worden — ist von einer wirklichen Gährung des Mostes aus Mangel an Fässern und Gährlokalen, in welchen eine gleichmässige Temperatur gehalten werden könnte, einzelne grössere Besitzer ausgenommen, gar nicht die Rede. Die grosse Menge der kleinen Besitzer hat kein anderes Lokal als den landesüblichen „*rancho*“, eine Lehmhütte, und ist der Unterschied der Temperatur in diesem Gährlokal zwischen Tag und Nacht nicht selten 12 bis 15 Grad Celsius. Die Weine sind daher grösstentheils weiter Nichts, als ein durch Zusatz mit Sprit nothdürftig haltbar gemachter, kaum halbvergohrener Most ohne Gehalt an Gerbsäure und ohne irgend welchen ausgesprochenen Charakter noch Farbe, weder roth noch weiss, stets trübe, stets zu Gährungen geneigt, daher sehr schlecht transportfähig und äusserst schwer zu konserviren. Die Kenner des Herrn Napp, deren Zunge wahrscheinlich nicht sehr verwöhnt ist, stellen den Mendozawein freilich den besseren Burgunderklassen, also etwa dem Pommard und Chambertin nahe. Siehe Napp Seite 464. Bei der Billigkeit des Rohmaterials und bei den immerhin noch ziemlich beträchtlichen Flächen, welche man noch mit Reben bepflanzen kann, — möglicherweise ist das ganze Andengebiet, südlich von Mendoza bis zum Flusse Limay, vielleicht auch noch südlicher, und sind auch sonstige Strecken des nördlichen Patagoniens zur Kultur des Weinstockes geeignet, eine Fläche, welche ganz Europa mit Wein versorgen könnte, — unterliegt es keinem Zweifel, dass nach Vollendung der Bahn bis Mendoza die Weinfabrikation einen ganz bedeutenden Aufschwung nehmen, auch allmählich rationeller betrieben werden wird. Der Konsum von ordinärem Wein in den La Plata-Ländern ist wirklich enorm, und wird von keinem Lande ausser vielleicht Frankreich, im Verhältniss zu seiner Einwohnerzahl übertroffen. Argentinien allein importirt jährlich zwischen 250,000 und 300,000 Oxhoft Wein, zum grössten Theile französische und spanische sogenannte Cargaisonweine.

In den nordwestlichen subtropischen und regenreicheren Provinzen, hauptsächlich in Tucuman wird ausser etwas Tabak und etwas Reis Zuckerrohr angebaut und hat die Kultur des letzteren seit Eröffnung der Bahn von Córdoba nach Tucuman einen ganz bedeutenden Aufschwung genommen. Schon sind mehrere grosse Sendungen Zucker, ein Artikel, welcher in den La Plata-Ländern ebenfalls enorm konsumirt wird — man kalkulirt in Argentinien ca. 20 Kilogramm per Kopf der Bevölkerung und per Jahr, — bis Buenos Aires gelangt, welcher trotz der hohen Eisenbahnfracht mit dem auf dem billigen

Wasserwege aus Brasilien von Bahia und Pernambuco eingeführten Zucker hat mit Erfolg konkurriren können. Auch in einigen Gegenden der Provinz Santiago del Estero, und zwar in solchen, welche man mit Benutzung des Rio Dulce künstlich bewässern kann, sind in letzter Zeit ausgedehnte Pflanzungen von Zuckerrohr angelegt worden, und sind die Grundstücke dieser Gegenden ganz bedeutend im Werthe gestiegen. Einer wie grossen Ausdehnung diese Kultur fähig ist, hängt zum grossen Theile mit von der Beschaffung der nöthigen Arbeitskräfte zur Ernte ab. Bis jetzt ist diese Arbeit für ein Billiges von den in den angrenzenden Gebieten des Chaco lebenden Indianern besorgt worden; sobald man jedoch gezwungen sein wird, diese Arbeitskräfte theurer zu bezahlen, werden vielleicht Schwierigkeiten entstehen, da Europäer in diesen Gegenden sehr leicht vom *chuchu*, einem Wechselfieber, geplagt werden. Das Fehlen von Arbeitskräften ist auch der Grund, weshalb die Kultur des Zuckerrohrs und der Baumwolle in der Provinz Corrientes sowie in Paraguay, wo freilich der Mangel eines genügenden Absatzgebietes ein zweites sehr bedeutendes Hinderniss ist, bis jetzt nicht ernsthaft hat betrieben werden können. Bei der günstigeren Verkehrslage dieser Länder müsste sonst eher ein Erfolg zu erzielen sein, als in dem tief im Inlande liegenden Tucuman. Versuche mit Baumwollplantagen, zur Zeit des amerikanischen Secessionskrieges in Corrientes begonnen, haben es zu keiner Entwicklung gebracht.

Noch ein Gebiet des argentinischen Reichthums, von welchem viel Aufhebens gemacht wird, verdient einer näheren Erwähnung, nämlich die Minenindustrie. Derjenige, welcher Gegenheit gehabt hat, den Gang und Verlauf verschiedener Minenunternehmungen in Argentinien zu verfolgen, oder welcher auch nur die in Herrn Napp's Buch enthaltenen Aufsätze des Herrn Professor Dr. A. Stelzner, Seite 208 bis 214, und des Herrn Minen-Ingenieur Emil Hünicke, Seite 214 bis 234, mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird sich schon ein ziemlich getreues Bild von dem Stande und der durchschnittlichen Rentabilität des argentinischen Bergbaues machen können. Es ist wahr und erwiesen, dass die argentinischen Gebirge theilweise sehr erzreich sind, (hauptsächlich finden sich Blei, Kupfer und Silbererze); der Rechnung lassenden und Gewinn bringenden Ausbeutung dieser Erzlager stellen sich jedoch leider sehr viele Hindernisse entgegen, von denen die hauptsächlichsten die enormen Schwierigkeiten des Transportes, das Fehlen von Wasser und von Holz, letzteres sowohl als Bauholz zum Stützen der Gänge etc. als auch als Brennmaterial, sind. Selbst der weitere Ausbau des Eisenbahnnetzes wird diese Schwierigkeiten nur

um ein Geringes vermindern. Merkwürdig ist das gänzliche Fehlen von Eisen und Steinkohlen, der beiden grössten Schätze der Erde, ohne welche ein Land heutzutage immer nur eine von anderen Ländern sehr abhängige Stellung einnehmen kann. Von der Nationalregierung sind namhafte Belohnungen für die Entdeckung von betriebsfähigen Eisen- und Kohlenminen ausgesetzt, jedoch bis jetzt vergebens. Auch würde, im Falle weit im Westen ein Kohlenlager aufgefunden würde, die dort gewonnene Kohle nur dort Werth haben, denn bis an den La Plata geschafft, würde sie doppelt so theuer kommen, als die von England auf dem Wasserwege importirte. Beim Bau der Eisenbahn von Rio Cuarto nach Mercedes vermuthete man in einem Hügel bei der Station Sampacho, in welchem man einen ein sehr schönes Baumaterial liefernden Sandstein fand, unter letzterem das Vorhandensein von Steinkohlen, und liess der Unternehmer des Bahnbaues, Herr RODGERS dort kostspielige Bohrversuche anstellen, jedoch ohne den mindesten Erfolg. Ein bei diesen Bohrversuchen erhaltenes cylinderförmiges Stück Sandstein befindet sich im Museum in Buenos Aires. Im Jahre 1879 wollte man in der Provinz Catamarca auch eine Eisenmine entdeckt haben „La Romay". Schön litographirte Pläne der Gegend mit darauf verzeichneten Flüssen und üppigen Waldungen, sowie Proben des reichhaltigen Erzes, wurden in Buenos Aires an der Börse gezeigt, und es bildete sich eine Gesellschaft auf Aktien, um diese neue Quelle des unermesslichen nationalen Reichthums, wie die argentinischen Zeitungen sich gewöhnlich ausdrücken, auszubeuten. Der Verlauf der Ausbeutung dieser Quelle des nationalen Reichthums wird wohl der bekannte oft erprobte gewesen sein, denn vor nicht gar langer Zeit las ich im „Standard" *„that works in the famous iron mine of Romay had been brought to a standstill, for want of capital,"* und dass man sich nach London gewandt habe um englische Kapitalisten für das Unternehmen zu gewinnen und *„to enlarge the enterprise"*. Die Engländer sind ja bekanntlich reich genug, um hin und wieder einmal für den Ruf ihres Reichthums etwas bezahlen zu können. Einzig und allein wegen dieses Mangels an Eisen und Kohlen wird sich der Traum der Argentiner, dass ihr Vaterland einst für Südamerika dieselbe Stellung einnehmen werde, wie die Vereinigten Staaten für Nordamerika, nie und nimmer erfüllen können, wenngleich ja einzelne, aber auch immer nur einzelne Theile des Landes, wie in den früheren Kapiteln erklärt, noch einer grossen Entwicklung fähig sind und noch Platz für viele Millionen Menschen haben. Bei der nur kurzen Blokade der Stadt Buenos Aires im Jahre 1880 haben wir

einen kleinen Beweis gehabt, wie abhängig das Land von der Aussenwelt ist. Hätte die Blokade einige Tage länger gedauert, so hätten die Gasanstalten der Stadt keine Kohlen mehr gehabt, und die Stadt wäre gezwungen gewesen, sich in Finsterniss zu hüllen. Man denke sich das Land in einen Krieg mit einer Macht verwickelt, welche über eine den Argentinern überlegene Seemacht gebietet und im Stande ist, das *einzige Eingangsthor* des ganzen Landes — die Bahnen nach Chile und Bahia Blanca sind noch nicht vollendet — zu sperren, so werden den Argentinern in kurzer Zeit schon die Mittel zur Vertheidigung, Kohlen, Pulver und Geschosse ausgehen. Das Fehlen von Eisen und Steinkohlen wird das Land stets verhindern, den Charakter eines abhängigen Koloniallandes abzustreifen.

Was nun den Betrieb der verschiedenen bestehenden kleineren Minen, deshalb dort zu Lande treffend „*minitas*“ genannt, anbetrifft, so ist solcher, wie so vieles in jenem Lande, grösstentheils ein sehr primitives Verfahren; man wühlt eine Anzahl Höhlen von geringer Tiefe, eine neben der anderen in den Berg hinein; die gewonnenen Erze werden auf Maulthieren oft eine Tagereise weit transportirt, ehe sie nach den ebenfalls höchst primitiven Hüttenwerken gelangen. Die grossen Kapitalisten in Buenos Aires, welche das Land kennen, wagen sich auch nie an Minenunternehmungen, sondern denken wie Nicolas Maria Alvarez „*no hay mejor mina que las vacas*“ und legen ihr Geld lieber in Campen und Kühen an..

Ich will versuchen im Nachstehenden ein Bild von dem gewöhnlichen Verlauf eines auf Aktien unternommenen Minenbetriebes, welches auch auf andere in einer entfernten, schwer zugänglichen Gegend gegründete Etablissements passt, zu entwerfen.

Irgend ein spekulativer Kopf in den Provinzen entdeckt ein Erzlager. Ein von diesem Lager abgeschlagenes Stück, welches natürlich enorm gehaltreich ist, wird mit nach Buenos Aires genommen und an der Börse gezeigt. Mehrere Zeitungen, besonders der mehrfach erwähnte „Standard“ bringen grosse Artikel über den fabelhaften Profit, welchen das fragliche Unternehmen für die glücklichen Aktionaire abwerfen wird, ungefähr in derselben überzeugenden Weise, in welcher Herr R. Napp seinen Lesern die Anlage der Kulturen von feinem Obst, Konservenfabriken etc. in den lieblichen Gefilden des Chaco und Misiones ans Herz legt. Der oder die Gründer des Unternehmens gehen zum Lithographen und lassen einen Plan über die Lage, nächste Umgegend etc. des Erzlagers anfertigen. Letzteres ist auf dem Plane natürlich inmitten eines Waldes belegen und dieser Wald ist gewöhn-

lich von Flüssen und Gebirgsbächen durchzogen, welche sich auf dem Plane als dicke blaue Linien stark bemerkbar machen. Dann verfertigt man den unvermeidlichen Prospectus, welcher bei der durch das mitgebrachte Muster bewiesenen Reichhaltigkeit des Erzes und der Unermesslichkeit des vorhandenen Materials einen enormen Gewinn ausser allem Zweifel lässt. „Wir haben,“ so heisst es dann gewöhnlich, „in unseren noch leider so wenig gekannten Provinzen des Innern, die noch ungehobenen unermesslichen Schätze, mit welchen die Vorsehung dieses privilegirte Land bedacht hat, wir haben Wasserkräfte und Holz im Ueberfluss, wir haben Alles bis auf das Kapital, um Schätze auszubeuten, welche uns den reichsten Nationen an die Seite stellen werden.“ Jeder Landeskundige weiss nun freilich zur Genüge, was an diesem schön abgefassten Prospectus Wahrheit und was Dichtung ist. Dass die Provinzen von der Natur mit grossen Bergen bedacht sind und dass in diesen Bergen auch Erze stecken, bezweifelt keiner, und dass die „*Provincianos*“ kein Geld haben, weiss auch jeder, dass jedoch die auf dem lithographirten Plane angegebenen Wälder, dort „*montes*“ genannt, Nichts weiter sind, als ein ca. 2 bis 3 m hohes Dornengestrüpp, und dass die meisten kleinen Flüsse und Bäche der inneren Provinzen ebenso wie die meisten des stolzen Spaniens die Eigenthümlichkeit haben, den grössten Theil des Jahres ohne Wasser zu sein, trotz der besonders dicken blauen Linien, mit welchen sie auf dem geduldigen Papier figuriren, weiss nicht Jeder. Giebt es doch in Buenos Aires eine Menge Fremde und selbst Einheimische, welche ausser der Stadt Buenos Aires und nächster Umgegend Nichts vom Lande kennen und sich nach Herrn Napp's malerischen und phantastischen Schilderungen und nach dem vorgelegten schön lithographirten Plane von der Gegend eine Vorstellung machen, wie z. B. von einer Harzer Landschaft mit ihren Tannen und Buchenwäldern und nie versiegenden Bode. Von solchen Leuten findet sich schliesslich eine Anzahl, welche als Aktionaire anbeissen, zumal da nach dem Prospectus nur ein geringes Kapital genügt, um das ausnahmsweise brillante und lukrative Geschäft zu beginnen. An ein Hinaufreisen denkt so leicht keiner, da eine Reise mit sehr viel Beschwerden und Kosten verknüpft ist. Die Arbeiten nehmen ihren Anfang, die Berichte lauten äusserst günstig. Der „Standard“ bringt verschiedene Artikel, welche stets in der rosigsten couleur de rose gehalten sind, der Minendirektor ist nach seiner Meinung wieder *the right man in the right place.* Da plötzlich tritt ein Hinderniss ein. Das Wasser, welches in den inneren Provinzen auf der Oberfläche des Erdbodens, wo man es so gerne

sähe und wo es Millionen werth wäre, meistens fehlt, stellt sich mehr und mehr in den Gruben ein. Es muss also ein Pumpwerk angelegt werden. Da die Wassermengen jedoch nicht beträchtlich sind, so genügt ein von Maulthieren getriebenes Pumpwerk, um solche fortzuschaffen. Nach kurzer Zeit werden die Wassermengen jedoch so bedeutend, dass die Maulthiere die Arbeit nicht mehr bewältigen können. Die Aktionaire halten Generalversammlung. Man beschliesst, die glücklicherweise vorhandenen Wasserkräfte der auf dem Plane verzeichneten Flüsse und Bäche, welche ja den dicken blauen Linien nach zu urtheilen, mehr als zehnfach ausreichen, als Triebkraft für ein grösseres Pumpwerk zu benutzen. Leider stellt sich bei dieser Gelegenheit heraus, dass in diesen Flüssen und in diesen Bächen nur ausnahmsweise nach Gewittern überhaupt Wasser anzutreffen ist und dann gewöhnlich in solchen Mengen, dass alle und jede Anlage fortgerissen werden würde. Es muss also eine Dampfmaschine angeschafft werden. Der „Standard" bringt wieder einen Artikel, in welchem er auf das oder jenes Unternehmen in Old Dublin hinweist, welches auch auf Schwierigkeiten gestossen, aber mit irländischer Beharrlichkeit und Energie dieselben überwunden habe und jetzt gross dastehe. Die Aktionäre müssen aufs Neue einschiessen und eine Maschine und Pumpwerk in England kaufen. Die Arbeiten liegen natürlich so lange still, die Salaire aber laufen weiter. Nach Verlauf von so und so vielen Monaten kommen die Maschinerien, gehen per Schiff nach Rosario und von da per Bahn ins Innere. Bis dahin geht alles gut; nun kommen aber die Schwierigkeiten des Transportes bis zur Mine selbst. Zuerst müssen für die Kessel und grossen Eisentheile eigene Karren gebaut werden, und dann muss, um überhaupt zur Mine gelangen zu können, noch ein extra breiter Weg im Gebirge angelegt werden. Die Aktionäre müssen also, um die Maschinerien nicht unten in der Wüste auf den Karren stehen zu lassen, wieder nachschiessen, um Felsen zu sprengen und mit ungeheuren, vorher nicht im Mindesten geahnten Kosten einen Weg herzustellen. Endlich, wenn sie wirklich der Gefahr entgeht, in einen Abgrund zu fallen, langt die Maschine an dem Orte der Bestimmung an. Bei der Aufstellung stellt sich dann heraus, dass dieser oder jener Theil nicht passt oder gar zerbrochen ist, und ist man gezwungen, die Bruchstücke nach Buenos Aires oder gar nach England zu senden, um andere Stücke anfertigen zu lassen. Die Arbeiten liegen für eine weitere Zeit still, die Salaire laufen weiter. Der „Standard" schweigt. Endlich nach abermaligem Verlaufe von so und so vielen Monaten langen die neuen Maschinentheile an, die Maschine

wird aufgesetzt, man fängt an das Wasser auszupumpen. Man bedarf natürlich einer bedeutenden Anzahl Leute, welche das als Feuerungsmaterial dienende Dornengestrüpp abschlagen und nach der Mine schaffen. Ehe man sich's versieht, ist das Bischen Gestrüpp, welches die Aktionäre sich als unermessliche und unerschöpfliche Wälder vorgestellt haben, verbraucht und man hat kein Brennmaterial mehr. Es gilt jetzt, entweder Holz aus weit entfernten Gegenden mit Karren zu holen oder englische Steinkohlen zu benutzen. Man überzeugt sich jedoch bald, dass die Steinkohlen, bis zur Mine geschafft, wohl das zwanzigfache und dreissigfache ihres Preises in England kosten würden, und so beschliesst man denn endlich die Sache aufzugeben, da man zuletzt doch einsieht, dass diese vermeintliche Mine ein nicht zu sättigendes Ungeheuer ist, und dass, je länger man fortarbeitet, je mehr und kostspieligere „Aber“ sich einstellen, welche immer neue Kapitalien verschlingen. Der „Standard“ bringt einen letzten Artikel, nach welchem die Ursache des Misslingens und des Zusammenbruches des Minenunternehmens einfach und allein in der notorischen Unfähigkeit des Direktors liegt, worauf er, d. h. der „Standard“, auch von Anfang an aufmerksam gemacht hätte. Unmittelbar darauf preist er dann eine neue Gründung in irgend einem entlegenen unzugänglichen Winkel des Landes, als Sägemühlen oder Holzpappefabriken im Chaco und Misiones und dergleichen mit den schwülstigsten Worten an und nennt den Gründer oder Leiter des Unternehmens nach gewohnter Weise *„the right man in the right place.“* Die unglücklichen Aktionäre, vielleicht sämmtlich Abonnenten des „Standard“, welche vielleicht nach und nach mehr als den zehnfachen Betrag des ursprünglich für den Betrieb berechneten Kapitals eingeschossen haben, haben für all ihr schönes baares Geld schliesslich weiter keine Werthgegenstände, als ein grosses Loch in der Erde, welches voller Wasser steht, Maschinerien, für welche ihnen kein Mensch, weder Christ noch Jude, dort oben in der Wildniss nicht einmal den Werth von altem Eisen bezahlt, eine Anzahl Baulichkeiten, in welchen kein Mensch umsonst wohnen will, und einen mit enormen Kosten durch oder an den Felsen entlang gesprengten Weg, welchen kein Mensch benutzt. Summa summarum: Totalverlust. Hätten die Herren Aktionäre nach dem derben, aber wohl zu beherzigenden Rathe von N. M. Alvarez sich für ihr werthvolles baares Geld Kühe gekauft und die nöthige Anzahl Bullen, so hätten sie ausser diesen und jenen noch eine Anzahl Kälber, ohne irgend welche persönliche Mühe, Unkosten, Kopfschmerzen und Verdruss zur Erlangung dieses Resultates gehabt zu haben.

Aehnlich wie der Verlauf des von mir geschilderten Minenunternehmens, welches keine Phantasieschilderung ist, sondern welcher Thatsachen zu Grunde liegen, ist derjenige anderer Etablissements gewesen, welche sich in Gegenden gewagt haben, in denen wegen ihrer Abgelegenheit und wegen der geringen Kenntnisse, die man von ihnen hatte, die sich dem Unternehmen entgegenstellenden Hindernisse im Voraus auch nicht annähernd berechnet werden konnten, z. B. verschiedene Holzschlägereien im Chaco, eine von einem Franzosen Herrn Rouquaud am Flusse Santa Cruz in Patagonien angelegte Fabrik zur Gewinnung von Fischöl und andere mehr. Diese sich entgegenstellenden Hindernisse beruhen fast sämmtlich auf den völlig gewohnheitswidrigen Verhältnissen, unter welchen sowohl Arbeitgeber als auch Arbeiter in einer gänzlich unbevölkerten Gegend leben und arbeiten müssen, und welche fast immer zu grossen Unzuträglichkeiten führen. Das Absatzgebiet der gewonnenen Produkte ist weit entfernt, der Absatz daher langsam und ungewiss, ebenso der mühselige und kostspielige Transport der Produkte, dessen Kosten meistens den Verdienst auf ein Minimum herabdrücken, ferner die Beschaffung der Lebensmittel mangelhaft und unregelmässig. Die Wohnungen oder Hütten sind miserabel, da man begreiflicherweise in der Wildniss keine kostspieligen Gebäude aufführen will; in Krankheitsfällen ist keine ärztliche Hülfe zu erlangen, das von der ganzen Aussenwelt und der übrigen Menschheit abgeschlossene jeder Anregung entbehrende Leben höchst einförmig und ermüdend; daher die immer wiederkehrende Schwierigkeit, Arbeiter auf die Dauer halten zu können, da solche nur gegen hohen Lohn und auch nur auf kurze Zeit in einer Wildniss arbeiten mögen. Wenn man glaubt, man hat mit grossen Kosten ein „Aber“ beseitigt, stellt sich gleich ein noch grösseres wieder ein, bis man schliesslich, der ewigen Hindernisse und Verlüste müde, die Sache aufgiebt.

Ein Unternehmen von wahrhaft erhabener Schwindeltendenz und skandalösem Ausgange, welches alle Gründungen der letzten deutschen Gründerepoche in Schatten stellt, und bei welchem der Standard den traurigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen kann, mit Reklamen und Anpreisungen sein Möglichstes gethan zu haben, waren die Goldminen von Amambay und Maracaya in Paraguay. Als Gründer dieser Gründung figurirten vor dem Publikum der argentinische Oberst Lucio Mansilla und ein gewisser Meyer, jeder für sich in jeder Beziehung das Prädikat „*the right man in the right place*“ verdienend. Seit dem Momente, dass diese beiden unübertroffenen Gründer in Buenos Aires

das Dampfschiff bestiegen, stiegen die Aktien in dem Maasse, in welchem das Dampfschiff sich dem gelobten Lande Paraguay näherte. Jeden Tag wusste der „Standard“ seinen Abonnenten neue Geschichten von den unermesslichen Reichthümern der Amambay Minen aufzutischen und als er gar die Nachricht brachte, dass die erste Schachtel oder Kiste mit Goldstaub schon unterwegs sein sollte, notirte die Börse diese Glücksaktien mit 420. Ich bezweifle sehr, dass Mr. MULHALL, der Eigenthümer des „Standard“, zu diesem Preise noch Käufer gewesen ist, denn Mr. MULHALL weiss als *smart fellow* und gewiegter Börsenmann nur zu gut, dass den Letzten immer unfehlbar die Hunde beissen. Das Endresultat dieses Urtypus einer Gründung war, dass weder LUCIO MANSILLA noch der Gründer MEYER, noch Mr. MULHALL überhaupt sagen konnten, wo diese Minen eigentlich zu finden seien, dieselben hatten nur in der Phantasie der Aktionäre existirt und sind auch heutigen Tags noch nicht aufgefunden worden.

Ueber grösseren Unternehmungen industriellen Charakters in den La Plata-Ländern schwebt überhaupt im Grossen und Ganzen ein eigener Unstern. Es hapert immer an Etwas, ein „Aber“ folgt dem anderen. Die Anlage- und Betriebskosten sind fast immer zu hoch, dann fehlt es entweder an sachverständiger Leitung oder an geschickten Arbeitern, in der Regel auch an beiden. Mit der Anlage von nicht rentablen Fabriken etc. sind Unsummen Geldes in den La Plata-Ländern festgelegt resp. verloren worden. Es soll eine Anzahl auch deutscher Herren in Buenos Aires geben, welche als Aktionäre sowohl von Minen als auch von industriellen Unternehmungen unliebsame Erfahrungen gemacht haben. Wer sich sehr für Anlage von Fabriken etc. in den La Plata-Ländern begeistert, blos weil gewisse Rohprodukte dort billig sind, als solche nach Europa verschifft werden, und dann als fertige Fabrikate wieder nach dem La Plata zurückkehren trotz des hohen Eingangszolles, welchem sie unterworfen sind, empfehle ich, sich nach dem Geschick verschiedener derartiger Unternehmungen vorher zu erkundigen; z. B. Tuchfabriken, Papierfabriken, Aktienbrauereien, Pressziegelfabriken, ehe er zur Anlage ähnlicher Unternehmungen schreitet. Wer gerne am La Plata Etwas unternehmen möchte, aber nicht speciell mit einem Geschäftszweige bekannt und vertraut ist, der kaufe sich, wie nicht oft genug betont werden kann, guten Camp und Kühe, freilich nicht zu Schwindelpreisen, dann hat er für sein Geld etwas Reelles, welches keine grossen Unkosten verursacht, seinen Werth nicht verliert und stets wieder gegen baares Geld zu verkaufen ist.

Zwölfte Abtheilung.

Schlussbetrachtungen.

Zum Schlusse will ich noch Einiges über diejenigen Verhältnisse, Zustände und staatliche Einrichtungen der argentinischen Republik, welche für den Ausländer von besonderem Interesse sind, sowie meine bescheidenen, aber vielleicht doch beachtenswerthen Ansichten über die nächste Zukunft des Landes sagen. Ich bemerke hierzu nochmals ausdrücklich, dass ich nicht im Mindesten beabsichtige, das Land, in dem ich fünfzehn Jahre gelebt, gearbeitet, verdient und verloren habe, in Misskredit zu bringen. Ich lasse demselben ja alle Gerechtigkeit widerfahren, nur bezwecke ich, wenn ich einige Schattenseiten und Uebelstände etwas grell beleuchte und hervorhebe, dem durch mannigfache Reklameschriften in Deutschland hervorgerufenen Optimismus und Leichtsinn etwas die Flügel zu beschneiden, und die nöthige Vorsicht, bekanntlich die Mutter aller Weisheit, bei allen Unternehmungen anzurathen, wie ich es in meinem Vorworte besonders betont habe. Denn wo Licht ist, da ist auch Schatten.

Die Staatsform ist, wie im Anfange dieses Buches schon erwähnt, die einer förderativen Republik, welche aus 14 verschiedenen, theils reichen, theils nur äusserst schwach bevölkerten und armen, und für sich wieder ganz selbstständigen Staaten, hier Provinzen genannt, zusammengefügt ist. Dieser lockere Zusammenhang der einzelnen Staaten unter sich, mit ihren eigenen selbstgewählten Regierungen, ihrer eigenen Gerichtsbarkeit und auch bis 1880 theilweise noch mit ihrem eigenen Militair, hat die Entstehung der vielen Revolutionen und Revolutiönchen sehr begünstigt. Seit der Befreiung vom spanischen Joche bis zum Jahre 1828 bildete die jetzige Republik Banda Oriental, welche in Folge eines eben ihretwegen zwischen Argentinien und Brasilien stattgehabten Krieges selbstständiger Staat wurde, ihre Lebens-

fähigkeit als solcher aber bisjetzt noch nie bewiesen hat, einen Theil des argentinischen Staates.

Die jetzige im Jahre 1862 endgültig angenommene argentinische Verfassung lässt an idealer Vollkommenheit Nichts zu wünschen übrig, und die Argentiner müssten, wenn es einer Regierung möglich wäre, mit einer solchen Verfassung in derem Sinne zu regieren, die am vollkommensten regierte Nation sein.

Allen zu gefallen ist aber unmöglich und mit der Ausrottung eines Uebels wird in dieser unvollkommenen Welt meistens leider sofort der Grundstein zu einem andern gelegt und so auch hier. Die Argentiner, bis zu Anfang des Jahrhunderts von den Spaniern materiell und moralisch auf das Empörendste niedergehalten, und an jeder Entwickelung und jedem Aufschwung verhindert, glaubten nach Erlangung ihrer Unabhängigkeit in einer politisch möglichst schrankenlosen Freiheit, in welcher sich die Intelligenz und die Bürgertugenden auf das Ungehindertste entwickeln könnten, und welche der menschlichen Betriebsamkeit einen möglichst weiten Spielraum gewährte, die grösste unanfechtbarste Garantie nicht allein zur Erreichung von Macht und Grösse, sondern auch aller irdischen persönlichen Wohlfahrt und Glückseligkeit erlangt zu haben; in religiöser Beziehung freilich liessen sie sich die Tyrannei eines unfehlbaren Papstes ruhig weiter gefallen. Wenn sämmtliche Bürger eines Staates gross und edel dächten, aufrichtig und frei von selbstsüchtigen Hintergedanken und religiöser Heuchelei wären, so wären eine mit der menschlichen Vernunft und menschlichen Erfahrung nicht in Widerspruch stehende Religion, ohne einen mehr oder weniger doch nur auf Aeusserlichkeiten berechneten Kultus, und eine auf unumschränkter Freiheit basirte Verfassung am Platze, und eine aus solchen Bürgern bestehende Nation allerdings auch derselben würdig. Da aber eine solche nicht existirt, und auch die eben dem spanischen Kolonialjoche entronnene zum grossen Theile aus Halbblutindianern, Mulatten und Negern bestehende argentinische Nation im Grossen und Ganzen schwerlich behaupten konnte, eine derartige zu sein, so bewahrheitete sich auch an ihr der Erfahrungssatz, dass jede Nation die Regierung hat, welche sie verdient. Auf einen groben Klotz gehört bekanntlich ein grober Keil; je roher, ungebildeter und der Selbstbeherrschung entbehrender ein Volk ist, desto roher und gewaltthätiger wird nothgedrungen die Form der Regierung sein; ebenso wird jedes Volk eine Religion und eine Vorstellung von Gott haben, welche seiner Bildungsstufe entsprechen und seine Phantasie befriedigen; je roher das einzelne Individuum und je beschränkter dessen Gesichtskreis, desto roher, beschränkter

und sinnlicher naturgemäss seine Ideen von der Gottheit, desto roher und sinnlicher die äussere Form des Kultus, desto intoleranter wird es selbst gegen Andersdenkende sein, denn es versteht deren Beweggründe zu einer anderen Auffassung der Gottheit und zu einem weniger sinnlichen und weniger rohen Kultus nicht. Daraus resultirt die Unmöglichkeit, auf die grossen Massen sowohl mit einer rein philosophischen, eines äusseren Kultus entbehrenden Religion, den Hypothesen sogenannter ungläubiger Professoren je einzuwirken, als auch sie ohne Bajonette zu regieren. Und so hat sich in Argentinien trotz der freisinnigen glückverheissenden Verfassung bis zum Jahre 1852 die empörende Tyrannei eines Juan Manuel Rosas halten können, weil die argentinische Bevölkerung in ihrer buntscheckigen Zusammensetzung hinreichende Elemente barg, um eine solche Tyrannei zu begünstigen und zu stützen, und weil die in ihr befindlichen brutalen Elemente eben nur durch eine brutale Regierung im Zaume gehalten werden konnten.

Das Freiheitsgefühl treibt bei dem Argentiner auch heute noch, obgleich der Bildungsgrad ein ganz anderer geworden ist und viel höher steht, als man in Europa gemeinhin glaubt, seine sonderbaren Blüthen. Jeder pocht stets auf seine Rechte als Bürger einer freien Nation; an die damit verbundenen Pflichten mag er aber gewöhnlich nicht gerne erinnert werden; er sieht es lieber, wenn andere Leute, seine Mitmenschen, gewissenhaft und gut genug sind, ihre Pflichten gegen den Staat und gegen die Gemeinde zu erfüllen. Ein allzu ausgebildetes strenges Pflichtgefühl kann man dem Argentiner, trotz vieler lobenswerther Eigenschaften, im Grossen und Ganzen nicht nachrühmen. Einen pflichttreuen, uneigennützigen, höheren Staatsbeamten, welcher nach so und so vielen Jahren Dienst es zu keinem Vermögen gebracht hat, nennt man „*un hombre zonzo*“, d. h. einen einfältigen Menschen; einen weniger skrupulösen Mann, welcher es verstanden hat, die Spanne Zeit zu benutzen, nennt man, wenn er es nicht gerade allzu unverschämt getrieben hat, „*un hombre vivo*“ d. h. einen aufgeweckten Menschen. Bezeichnend für die allgemeine Auffassung von der Sache ist der Ausspruch eines Argentiners bei einem Gespräch, welches die verschiedenen Staatsformen und die durchschnittliche Moralität der Beamten der verschiedenen Länder zum Gegenstande hatte, und in welchem ich die Behauptung aufstellte, dass es in letzterem Punkte mit sämmtlichen Republiken im Gegensatze zu den Monarchien, im Ganzen genommen, doch eigentlich etwas schlecht bestellt sei: „Reden Sie doch nicht“, sagte er, „in Spanien verschwinden Realen, in der Türkei Piaster, in Russland Rubel, in England gar Pfunde,

und bei uns begnügt man sich mit lumpigen Papierpesos.“ Möglicherweise hatte der Mann so ganz Unrecht nicht.

Ein junger, talentvoller, ehrgeiziger, aber sehr pessimistisch veranlagter Argentiner, D. M., von unbemittelten Eltern, welcher als thätiger Kaufmann es in kurzer Zeit zu einem ansehnlichen Vermögen und bedeutenden Kredite gebracht hatte und als eifriger Patriot gern in politischen und sonstigen Versammlungen redete (aber stets als Opponent der Regierung), welcher sonst aber als echter Pessimist von aller Gesellschaft äusserst zurückgezogen lebte, erwiderte mir, als ich ihm meine Verwunderung über sein zurückgezogenes Leben gestand, trotz seiner nicht unbedeutenden geschäftlichen Stellung und trotz des unverkennbar lebhaften Interesses, welches er an allen Sachen nähme, die auf das Gedeihen des Landes und auf die gesellschaftlichen Zustände Bezug hätten, wörtlich: „Ich lebe hier in meinem Geburtsorte wie der Fremdeste der Fremden; ich arbeite, esse, trinke, schlafe und beobachte; die sogenannte gute Gesellschaft fliehe ich und das aus folgenden Gründen: Ich würde gezwungen sein, mit diesen und jenen Leuten zusammenzukommen, mit ihnen selbst und mit ihren elegant ausstaffirten Frauen und Töchtern, welche sich über ihr wirkliches gelbes Gesicht ein falsches weisses pinseln, schöne Worte zu wechseln, von deren Unaufrichtigkeit kein Mensch mehr überzeugt sein würde als ich selbst etc. etc. und doch weiss ich, der ich hier aufgewachsen bin, dass eine Anzahl dieser Leute arm gewesen sind wie ich, aber nie gearbeitet haben und doch Luxus treiben oder gar wirklich wohlhabend sind. Woher nehmen und woher haben sie es? Schauen Sie sich um in allen Verwaltungszweigen, sehen Sie etwas anderes als Korruption? Müssen wir nicht, wenn das so fort geht, schliesslich auf das Niveau von Venezuela, Ecuador und der Banda Oriental etc. hinabsinken? Schauen Sie nach der Polizei; erblicken Sie etwas Anderes als konfiscirte Mulattengesichter, welche einem eher Alles andere, nur kein Sicherheitsgefühl einflössen?“ Und nun ergoss er sich, wie die meisten Argentiner, mit Ausnahme der von der Regierung angestellten, es fast regelmässig thun, in Anschuldigungen gegen die miserable Regierung der Provinz, welche einzig und allein an allen Uebelständen Schuld sei und mit jedem Gouverneur schlechter würde. Auf meine Einwendung, dass die Argentiner selbst doch die eigentliche Schuld an diesen Uebelständen trügen, da sie doch als wahlberechtigte Bürger nicht allein das Recht, auf welches sie als freie Republikaner stets so stolz seien, sondern auch die Pflicht hätten, sich eine gute Regierung und den besten der Bürger zum Gouverneur zu wählen, und

daher sehr Unrecht thäten, stets schlechte Elemente zu nehmen, fragte er mich, ob ich denn gar keine Idee hätte, wie solche freie Wahlen betrieben würden. Ich musste ihm gestehen, dass ich in dieser Beziehung ziemlich unwissend sei, weil man seine Neugierde, einem Wahlakte persönlich beizuwohnen, leicht theuer bezahlen könnte wegen der grossen Haufen oder richtiger Heerden von Gauchos, welche oft in nicht übermässig nüchternem Zustande von ihrem Commandante, d. h. dem Chef des betreffenden Milizbataillons, welchem sie zugetheilt sind, zur Stadt getrieben, die Strassen erfüllen und, um ihren republikanischen Freiheitsgefühlen einen kräftigeren Ausdruck zu geben, hin und wieder einige effektvolle Revolverschüsse in die Luft feuern. Die verschiedenen Provinzialregierungen bieten zur Zeit der Wahlen, wie auch leicht begreiflich, ihren ganzen Einfluss auf, um durch Versprechungen oder durch irgend welche Vorspiegelungen, oder auch durch direktes Zusammentreiben der Gauchos im Campe vermittelst des unvermeidlichen Commandante, der Gegenpartei, welche auch gerne einmal ans Ruder und in den Besitz der Staatsämter gelangen möchte, die Wähler bei Zeiten wegzufangen, damit die Macht und der Einfluss möglichst in der Verwandtschaft und unter den Gevattern bleibe. In jedem Staat giebt es ja Parteien, welche sich oft auf das Erbittertste befehden und wird es immer geben; der Unterschied zwischen hüben und drüben ist nur der, dass es drüben nicht die verschiedenen Prinzipien sind, welche die Parteien als ultramontane, konservative, klerikale, liberale etc. schaffen, sondern die zum Idol erhobenen Personen, welche man in den Besitz der Gewalt bringen möchte, um eigener materieller Vortheile halber. Es ist trotz aller schönklingenden Reden von Freiheit, unveräusserlichen Menschenrechten, Patriotismus etc. etc., mit welchen die Ohren des Volkes gekitzelt werden, stets die alte Geschichte; es handelt sich immer und immer einzig und allein um den lieben Groschen, um die „spoils“, wie es die Yankees nennen.

Und so hat mein Freund D. M. fortwährend gegen die Regierung opponirt, weil er alle Uebelstände als von ihr allein ausgehend betrachtete, bis er vor einigen Jahren, wahrscheinlich die Nutzlosigkeit seines Widerstandes und seines Pessimismus einsehend, plötzlich umschwenkte und ins Lager der Regierung zog. Augenblicklich bekleidet er einen ziemlich bedeutenden Posten in der Verwaltung und hat auch schon verschiedene Unterschleife seines Vorgängers ans Licht gezogen. Vielleicht bringt er es bis zum Gouverneur; ob aber bis dahin sein reformatorischer Eifer nicht erkaltet und er nicht, wie Emilio Castelar einsieht,

dass es leichter ist eine Regierung zu kritisiren, als selbst zu regieren, muss die Zukunft lehren.

Dass auch die Rechtspflege, wenigstens zwischen den Bewohnern der verschiedenen Provinzen, noch mannigfache „Aber“ hat, mögen folgende Fälle lehren. Ein Argentiner, Ezequiel N. Paz, ein sehr unternehmender Mann, zu gleicher Zeit Produktenhändler, Estanziero, Inhaber eines Fuhrgeschäftes und einer Zeitung, der „Reforma“, und endlich eifriger unermüdlicher Verfechter der Rechte des Volkes, welcher als solcher keine Gelegenheit vorübergehen liess, um seinen Gefühlen in den gewohnten schwulstigen Reden Ausdruck zu geben, unternahm es, ausser anderen Sachen auch das Bankwesen der Stadt Rosario zu reformiren und zwar durch Gründung einer Bank, welche auch dem Unbemittelten helfen und unter die Arme greifen sollte, eine Art patriotischer Volksbank. Das Unternehmen kam wirklich zu Stande, es fanden sich in der That Aktionäre, und Don Ezequiel wurde Bankdirektor. Seine Hauptsorge war, eine möglichst grosse Menge Papiergeld in Umlauf zu setzen, sich selbst, seinem Bruder und Verwandten grosse Kredite zu eröffnen, seine Estanzia, seine Karren, kurz Alles, was ihm gehörte, bei Zeiten zu veräussern und eines Tages, als das von ihm so geliebte Volk schliesslich misstrauisch wurde und die Bank stürmte, um die Banknoten des Propheten und Freiheitsapostels Ezequiel gegen Metall einzulösen, zu verschwinden, indem er sich in einem grossen Koffer an Bord eines nach Buenos Aires gehenden Dampfers bringen liess. Nicht allein, dass er und seine Verwandten der Bank bedeutende Summen schuldeten, es fehlten auch in der Kasse noch an baarem Gelde 52,000 bolivianische Silberthaler. Mit dem Betreten der Provinz Buenos Aires fühlte dieser Vorkämpfer für Volksrechte sich vor aller Verfolgung durch die Gerichte sicher, denn in dem freien Argentinien kann man keinen Bürger wegen Schulden verhaften lassen, und die Aktionäre wollten sich wohl hüten, einen Process anzufangen, um nicht ausser den schon gehabten Verlüsten noch grössere zu erleiden. War doch die Rechnung des Advokaten, welcher auf Ansuchen der unglücklichen Aktionäre den Status der Bank feststellte, um eine Liquidation anzubahnen, zwei Tausend Unzen Gold, ca. 135,000 Reichsmark. Don Ezequiel gründete in Buenos Aires eine neue Zeitung die „Pampa“, zog, seinem Charakter als Reformator und Volkstribun treu, gegen die Immoralität der Verwaltung zu Felde und bewirkte es, dass man nicht umhin konnte, einen hohen Justizbeamten, Agrelo, wegen bedeutender Unterschleife zu mehreren Jahren Verbannung nach Patagones zu verurtheilen. Durch diese That

war Don Ezequiel mit einem Schlage in Buenos Aires populär; das dankbare Volk machte ihm ausser der Darbringung von Adressen etc. ein Geschenk in Gestalt einer vollständig eingerichteten Druckerei, und Don Ezequiel wäre vielleicht noch einmal Gouverneur geworden, wenn nicht das böse Witzblatt, der „Mosquito“, ihn hin und wieder als Schwein abgebildet hätte, mit einer Kette und Kugel am Bein, auf welcher Kugel das Wort „Rosario“ geschrieben stand.

Ein ganz ähnlicher Fall ereignete sich mit einem Martin Monasterio, welcher eine Sparkasse gründete und mit dem Inhalte derselben nach der Provinz Buenos Aires verschwand, ohne dass ihm ein Haar gekrümmt wäre.. Besser noch als durch Thatsachen werden diese Schäden der allzugrossen Freiheit durch den gelegentlichen Ausspruch eines argentinischen Richters, Fonrouge, charakterisirt, als ich von ihm einen Befehl erwirken wollte, um einen Schuldner, welcher zu Schiff ausser Landes fliehen wollte, festzuhalten. Da er mir die Unmöglichkeit eines solchen Schrittes auseinandersetzte und ich nicht umhin konnte, mein Erstaunen hierüber auszudrücken, sagte er mir wörtlich: „Aber wissen Sie, der Sie schon so lange im Lande sind, denn noch nicht, dass die allzu liberalen Gesetze dieses Landes leider mehr den Spitzbuben begünstigen, als den redlichen Mann?“ Wie sehr der Mann Recht hatte, habe ich später nochmals hinreichend Gelegenheit gehabt, einzusehen.

Allen Leuten in Deutschland und Europa, welche für Republiken und republikanische Einrichtungen schwärmen und in dieser Staatsform ihr höchstes Ideal erblicken und dieselbe praktisch angewandt sehen möchten, ist es zu empfehlen, die Sache in Amerika in ihrer praktischen Anwendung einige Jahre lang zu studiren; sie werden sich überzeugen, dass, so schön die Sache sich auch im Princip und auf dem Papier ausnimmt, mindestens 90 % der Menschen bestrebt sind, ihre Freiheit, und solche, welche im Besitze der Macht sind, ihre Macht, auf Kosten der Uebrigen zu ihrem eigenen Besten nach Kräften zu missbrauchen, trotz all der schönen Reden, welche stets nach derselben Schablone verfertigt sind und schliesslich auf den Erfahrenen keinen Eindruck mehr machen. Alle wünschen zu befehlen, keiner in seiner Eigenschaft als freier Republikaner wünscht zu gehorchen. Es ist und bleibt eine Gevatterwirthschaft. Aber trotz alledem geht das Land vermöge seines natürlichen Reichthums unaufhaltsam vorwärts; die Staatseinnahmen haben sich in 20 Jahren mehr als vervierfacht.

Man findet unter den Argentinern sehr viele Menschen von grosser äusserer Liebenswürdigkeit, lebhaftem sanguinischem Temperamente und

schneller leichter Auffassung; dafür fehlt ihnen Ausdauer und eine ernste planmässige Beharrlichkeit. Sie haben durchschnittlich viel Talent zur Musik, wissen sich sehr geschickt in ihren Reden auszudrücken und legen grossen Werth auf das Aeusserliche. Der vermögende Argentiner ist Estanziero, Hauseigenthümer, Rechtsgelehrter; von den nicht begüterten, welche freilich die Mehrzahl bilden, suchen diejenigen, welche eine nothdürftige Bildung haben, gewöhnlich eine Staatsanstellung zu erlangen, am liebsten auf irgend einem Bureau, auf welchem sie erst um 10 Uhr Vormittags sich einzufinden brauchen, nicht gezwungen sind, angestrengt zu arbeiten, sondern hinreichend Zeit finden, über Politik, Wahlumtriebe, Skandalgeschichten etc. etc. zu schwatzen und wo sie um 3, höchstens um 4 Uhr Nachmittags frei sind und spazieren gehen können. Diejenigen wenig Bemittelten, welche eine bessere Bildung haben, sind, theils Staatsangestellte, theils Advokaten, Zeitungsschreiber, Aerzte etc. Der gewöhnliche ungebildete Mann endlich, welcher natürlich den grössten Prozentsatz bildet, ist Viehhirte, Ochsentreiber, Fuhrmann, Arbeitsmann und Vagabund. Er war bisher trotz der freien Verfassung, welche er, weil des Lesens unkundig, freilich nicht kennt, dem indischen Paria und ägyptischen Fellah vergleichbar; für ihn existirten blitzwenig Rechte, sondern nur Pflichten. Man erinnerte sich seiner nur, wenn es galt ihn als Wähler zu benutzen; er musste dem Kandidaten seine Stimme geben, welcher ihm von seinem Commandante bezeichnet ward, er musste auch jeden Augenblick bereit sein, seinem Commandante zu folgen, wenn es hiess, Peter gewaltsam vom Throne herunter zu stossen und Hans darauf zu setzen, oder Paul zu halten; für ihn gab es nur Pflichten gegen die Regierung, gegen deren Gegenpartei, gegen seinen Commandante, gegen jeden Machthaber, welcher ihn zuerst aufgriff und ihm zurief „marche.“ Selten ist ein Argentiner Kaufmann und nie Handwerker; es scheint fast, als ob letzterer Stand für ihn etwas Entehrendes hat; die erbärmlichste miserabel besoldete Staatsanstellung dünkt ihm erhaben dagegen. So ist es nicht zu verwundern, dass der betriebsame Fremde sich nach und nach aller Gebiete der wirklichen Arbeit bemächtigt. Die Stellung, welche die Verfassung dem Fremden in Argentinien einräumt, ist eine äusserst günstige. Der Fremde hat, mit Ausschluss der Berechtigung zu den höchsten Aemtern, sämmtliche einem Bürger zustehenden Rechte, natürlich mit Ausnahme des Wahlrechtes, ohne an dessen sämmtliche Pflichten gebunden zu sein. Eine Hauptvergünstigung ist die, dass auch jeder Fremde Grundeigenthum erwerben kann, und dass ein Fremder, selbst wenn er argentinischer Bürger wird,

während der Dauer von zehn Jahren, vom Datum seines Bürgerwerdens an, zu keiner Waffenleistung herangezogen werden kann.

Unter den Fremden habe ich der Italiener und deren Stellung am La Plata anderweitig schon speciell gedacht. Nächst den Italienern sind die Spanier und Franzosen am meisten vertreten und unter den Spaniern sind die Basken und die Gallegos (Bewohner der spanischen Provinz Galicia) wieder am stärksten vertreten. Die Basken, ein kerniger, muskulöser Menschenschlag, suchen mit Vorliebe schwere Arbeit; sie sind vorzugsweise Schmiede, Arbeiter in den Saladeros, und in den Waarenlägern, Ziegelbrenner, Milchhändler etc. Franzosen sind vorwiegend Hôteliers, Restaurateure, Friseure, Schneider, Händler von Mode- und Galanteriewaaren etc. Engländer und Deutsche sind vertreten als Grosskaufleute, sowohl im Import als Export. Im Maklergewerbe ist an Deutschen kein Mangel. Irländer sind vorwiegend Schafzüchter; ein grosser Theil der Grundstücke des Nordens der Provinz Buenos Aires ist in deren Händen. Unter allen Fremden, mit Ausnahme der Engländer, findet man Handwerker aller Art, deren Arbeiten sich durchweg dadurch auszeichnen, dass sie theuer und dabei nur höchst mittelmässig sind.

Für unbemittelte Einwanderer sorgt die Nationalregierung bei deren Ankunft in anerkennenswerther Weise insofern, dass sie dieselben auf ihre Kosten vom Schiffe ans Land schafft, ihnen in den Hafenstädten fünf Tage lang freie Wohnung und Kost gewährt oder sie auch per Dampfer und per Bahn kostenfrei nach irgend einem von den Einwanderern selbst bezeichneten Punkte des Landes spedirt. Die beste Zeit der Ankunft für einen Einwanderer, welcher auf gut Glück nach dem La Plata geht, ist im Oktober, weil in den folgenden Monaten die Hauptgeschäftszeit ist, die Schafschur, die Ernte und die grossen Schlachtungen stattfinden. Während der auf die jetzige fieberhaft unternehmungslustige Periode folgenden Jahre wird wohl keine starke Nachfrage nach Arbeitern sein; man darf im Gegentheil erwarten, dass ein Theil der jetzt in grossen Massen Eingewanderten das Land wieder verlässt. Am wenigsten Aussicht auf Arbeit ist in den Monaten März bis September. Die Arbeit ist im Ganzen lohnender und das Klima ja bedeutend milder wie in Deutschland, dafür muss man aber auch wieder vieles entbehren. Wer viel auf gute Wohnung, Bequemlichkeiten und geselliges Leben giebt, bleibe lieber in Europa. Derjenige jedoch, welcher in Deutschland so wie so keine besonderen Aussichten hat, sich nicht vor der Arbeit scheut, sparsam und genügsam ist, wird es in Argentinien wohl eher zu etwas Tüchtigem

bringen, als in Deutschland, und ist das Land solchen Leuten zu empfehlen.

Was die Sicherheit des Lebens und des Eigenthums anlangt, so hört und liest man in den dortigen Zeitungen freilich häufig von Diebstählen, Streitereien, Messeraffairen, auch Mordthaten etc., ungefähr geradeso, als wenn man Berliner und Hamburger Zeitungen zur Hand nimmt. Diebstähle mit Einbruch in den Städten werden gewöhnlich von Fremden, Viehdiebstähle und Raubanfälle im Camp jedoch fast ausschliesslich von Dortigen verübt. Mordthaten sind grösstentheils Racheakte oder Folgen von Streit unter Leuten der niederen Klassen, nachdem solche Leute sich in den *pulperias* betrunken haben. Wer sich von derartiger Gesellschaft fern hält, hat so leicht Nichts zu befürchten. Ich bin Jahre lang allein im Campe umhergeritten, habe oft ziemlich beträchtliche Summen, bis über zweitausend Patacones in Banknoten bei mir geführt, habe oft bei wildfremden Menschen in einem erbärmlichen *rancho*, unter einem Karren und auch im Camp á la belle étoile übernachtet, doch ist mir, hin und wieder eine unheimlich scheinende Begegnung abgerechnet, nie etwas Ernsthaftes passirt. Man führt natürlich als steten Begleiter einen Revolver an der Seite und ein Messer; ein schnelles, dabei ausdauerndes Pferd trägt viel zum Gefühle der Sicherheit bei. Wenn man im Campe einsam in seinem *rancho* wohnt, thut man freilich gut, den Erlös seiner verkauften Wolle oder anderer Produkte nicht allzu lange bei sich zu behalten, denn wo Beute ist, sammeln sich die Wölfe. Ziemlich unsicher ist es stets in den äussersten an die unbewohnte Pampa grenzenden Distrikten, denn wenn auch die Indianerstämme als solche über den Rio Negro gedrängt sind, so treibt sich doch zahlreiches aus Indianern, Verbrechern und desertirten Soldaten bestehendes Raubgesindel in der Pampa umher, welche die äussersten Ansiedelungen häufig überfallen, wobei es ohne Mordthaten selten abläuft. In einem so schwach bevölkerten Lande würde es selbst der besten Regierung unmöglich sein, eine genügende Landpolizei zu unterhalten. Im Allgemeinen sind die Campbewohner selbst die Aermsten, sehr gastfrei, und findet man unter ihnen viele biedere Leute.

Was nun schliesslich die nächste Zukunft des Landes anlangt, so halte ich davon Folgendes. Das Land hat seit der Vertreibung der Pampasindianer im Jahre 1879 und seit der Niederwerfung der letzten grossen Revolution im Jahre 1880 einen plötzlichen ungeahnten Aufschwung genommen. Die Ländereien und Grundstücke sind enorm im Preise getrieben und gestiegen; der Kredit des Landes hat sich sehr

gehoben, und ist man redlich bemüht, diesen nach besten Kräften auszunutzen. Der Spekulation sind auf's Neue Thüren und Thore geöffnet; alle wollen wieder schnell, und zwar möglichst mühelos, reich werden. Man stürzt sich in gewagte Unternehmungen und Gründungen, bezahlt unverhältnissmässig hohe Arbeitslöhne, käuft und verkäuft unablässig an der Börse und in Auktionen Ländereien am Rio Negro, im Chaco und in der Pampa etc. etc., von deren Lage und Beschaffenheit man weiter keine Kenntnisse hat, als dass bei jedem Verkaufe das vielerwähnte Börsenblatt, der „Standard", solches Land allemal als *„the best camp in the whole country" „a splendid property"* anpreist. Für Rechnung englischer Kapitalisten sind Landkäufe in grossem Maassstabe gemacht worden. Besiedelt werden die wenigsten dieser Campe, jeder Käufer hofft, dass der Nachbar mit dem Besiedeln den Anfang machen werde, damit sein eigener Camp dann im Werthe steige und ein anderer Spekulant ihm einen noch höheren Preis für denselben zahle. So werden Millionen und abermals Millionen in unproduktiven Campen festgelegt. Wehe dem, welcher mit denselben schliesslich sitzen bleibt. Die 6 procentigen argentinischen Fonds, welche im Jahre 1876 an der Londoner Börse mit 37 notirt standen, sind bis auf 97/98 gestiegen. Eine im Jahre 1881 in Frankreich aufgelegte neue 6 procentige Anleihe von 12.000,000 Patacones soll, den Zeitungsberichten zufolge, achtzehn mal überzeichnet worden sein. Diese Thatsachen machen die Leute, sowohl Regierung als auch Private, am La Plata zu sanguinisch und veranlassen dieselben, zu toll in's Geschirr zu gehen. Nationalregierung und Provinzialregierungen überbieten sich in Anleihen, im Bau von Staatseisenbahnen oder Verleihung von Koncessionen zum Bau von Privateisenbahnen etc. In Folge der Anleihen ist der Zinsfuss sehr gesunken, da Gold und Kredit im Ueberfluss vorhanden. Man verbraucht enorm, plant Anlagen ganzer Städte, und zwar kostspieliger Luxusstädte wie La Plata und macht Schulden über Schulden. Es giebt an Staatsschulden nun sowohl Nationalschulden als auch Provinzialschulden. Ueber die gesammte Höhe der letzteren herrscht ein ziemliches Dunkel; sie mögen zusammen vielleicht 40.000,000 Patacones betragen, von welchen der bei weitem grösste Theil auf die Provinz Buenos Aires fällt. Die gesammten Schulden der Nationalregierung betrugen Ende des Jahres 1881 ungefähr 123.000,000 Patacones, welche grösstentheils mit 6 % zu verzinsen sind. Nun sind neuerdings vom Nationalkongress der Regierung für Hafenbauten, Bankreformen, Kanalisationen, Regulirung der schwebenden Schulden etc. etc. Mittel bewilligt, welche neue An-

leihen zum Betrage von ca. 60.000,000 Patacones erheischen. Auch einzelne Provinzen z. B. Santa Fé und Entre Rios sind im Begriffe Anleihen zum Betrage von ca. 10.000,000 Patacones abzuschliessen. Sollte das Land wirklich sich eine solche Schuldenlast aufbürden, so ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass die Verzinsung und Amortisation dieser Schulden später auf grosse Schwierigkeiten stossen werden. Man weiss aus Erfahrung nur zu gut, dass in Argentinien, wie auch in anderen nicht blos südamerikanischen Ländern, bei einem momentanen Ueberfluss und Entwerthung des Geldes etwas leichtsinnig damit umgegangen wird, wie man im Anfange der siebziger Jahre ja Gelegenheit gehabt hat zu beobachten. Ein grosser Theil der Gelder wird nicht so angelegt, wie ursprünglich beschlossen, ausserdem verkrümelt sich unter den zahlreichen Gevattern zu viel in Spesen und sonstigen Unkosten, welche gewöhnlichen, mit solchen komplicirten Finanzgeschäften nicht vertrauten Sterblichen meistens sehr hoch vorkommen. Dann wird man möglicherweise gezwungen sein, die angefangenen grossen Anlagen halbfertig, und in Folge dessen nutzlos und unproduktiv liegen zu lassen, wie man es im Anfange der siebziger Jahre ebenfalls machte. Spätestens im Jahre 1884 werden die Umtriebe und Hetzereien wegen der in 1886 stattfindenden Präsidentenwahl ihren Anfang nehmen, welche unzweifelhaft, sobald nur Mittel dazu zu erlangen sind, ganz bedeutende Summen verschlingen werden, und wird die Regierung, welche natürlich ebenfalls Alles aufbieten wird, um einen Kandidaten ihrer Partei durchzubringen, wahrscheinlich, ausser anderen kostspieligen Maassnahmen, wieder gezwungen werden, Truppen in die grösseren Städte zu legen und die Indianergrenzen zu entblössen. Ereignen sich dann einer oder vielleicht sogar mehrere grössere Indianereinfälle in den neubesiedelten südlichen und westlichen Distrikten und rechnet man dann gleichzeitig oder vielleicht schon früher einen nicht unmöglichen Rückgang im Preise des Rindviehes und obendrein gar der Wolle, so ist eine Krisis ganz unvermeidlich, wie solche ja in allen Staaten von Zeit zu Zeit, in jenen Ländern aber doppelt oft eintritt. Hiermit soll nicht gesagt sein, dass in kurzer Zeit dort Alles drunter und drüber gehen wird, nur wird ein Rückschlag und zwar ein sehr fühlbarer nach dem jetzigen scheinbaren Aufschwunge, welcher die Leute am La Plata zu unvernünftig macht, gewiss nicht ausbleiben. Im Allgemeinen wird und muss das Land trotz aller menschlichen Leichtfertigkeit und der durch dieselbe hervorgerufenen periodischen Krisen doch stets vorangehen und zwar aus einer sehr einfachen Ursache, welche das Land gewissermassen gewaltsam verhindert, stille zu stehen oder

gar auf das Niveau von Venezuela, Ecuador etc. hinabzusinken und diese Ursache ist folgende:

Jedes Jahr liefern die vielen Millionen unvernünftiger Schafe wieder Lämmer und die der Kühe wieder Kälber; solche wachsen schnell heran, vermehren sich abermals, sind sämmtlich stets wieder Geld werth und helfen mit dem aus ihren Häuten, Fellen, Wolle, Haaren, Fleisch, Fett und Knochen erlösten Gelde dem mit Vernunft begabten Menschen über dessen Thorheiten und daraus entspringende Verlegenheiten und Geldklemmen schliesslich immer wieder hinweg. Deshalb beherzige man, ehe man sein Geld in Minen steckt, oder mit solchem Obstkulturen und Konservenfabriken in den lieblichen Gefilden des Chaco oder Holzpappefabriken in Misiones oder ähnliche Unternehmungen beginnt, die Worte von Nicolas Maria Alvarez, welche das Motto dieses Buches bilden und unternehmungslustigen aber landesunkundigen Herren nicht oft genug wiederholt werden können:

„Vacas, Vacas,
Déjense de minas è historias."

Die Kühe waren, sind und bleiben am La Plata die treuesten, sichersten und billigsten Pioniere der Kultur; sie verhelfen dem Menschen zu einer Existenz und zum Wohlstande. *Quod erat demonstrandum.*

Anhang.

Kalkulation

über

Karrenfrachten in der argentinischen Provinz Entre Rios.

Die Direktion einer in Entre Rios belegenen Kolonie wird, um über genügende Transportmittel zu verfügen, genöthigt sein, sich eine mehr oder minder bedeutende Anzahl Karren anzuschaffen und würden mit Ochsen bespannte Karren vorläufig den Vorzug verdienen. Die in der Provinz Santa Fé gebräuchlichen vierräderigen Ochsenkarren kosten in der mit allen Mitteln der modernen Technik arbeitenden grossen Fabrik von LASSUS & LABORDE in Rosario 180 bolivianische Silberthaler, in Entre Rios würden solche wahrscheinlich 200 Thaler kosten.

Angenommen, die Direktion lässt 15 solcher Karren anfertigen,

so kosten diese	Ps.	3000.—
16 Persennige à Ps. 50.— kosten	„	800.—
Um eine Ladung von 6000 Pfund fortzuschaffen, sind wenigstens 4 Ochsen erforderlich, um ferner wochenlang ohne wesentliche Unterbrechung arbeiten zu können, sind mindestens zwei Gespanne à 4 Ochsen und 2 Ochsen zur Reserve nöthig, macht für jeden Karren 10 Ochsen und zusammen also 150 Ochsen. Solche würden den Heerden der Estanzias entnommen werden und rechne ich für dieselben nur den geringen Werth von 20 bolivianische Thaler per Kopf, macht . . .	„	3000.—
Zu verzinsendes Kapital	Boliv. Ps.	6800.—

Durch die Haltung der Karren erwachsen folgende feste, laufende Unkosten:

6 % Zinsen von Ps. 6800	Ps.	408.—
10 % Abnutzung und Reparaturen von Ps. 3800.—	„	380.—
Patente für die Karren à Ps. 20.—	„	300.—
Kleine Unkosten	„	12.—
	Boliv. Ps.	1100.—

Angenommen, die Karren arbeiten im Jahre durchschnittlich 120 Tage, so kommen von diesen Kosten auf jeden Arbeitstag Ps. 9.17 und auf jeden einzelnen Karren per Arbeitstag . . . . Boliv. Ps. 0.61

Beim Arbeiten mit den Karren entstehen nun folgende tägliche Unkosten:

Für feste, laufende Unkosten, wie oben gezeigt	Ps.	0.61
Arbeitslohn eines Karrenknechtes	„	1.—
Antheil für jeden Karren an dem Lohn des die ganze Truppe führenden Vogtes (Capataz)	„	—.20
Futter, event. zu kaufendes Wasser für die 4 Ochsen	„	—.94
	Boliv. Ps.	2.75

Es sind also, wenn man vom Verdienst ganz absehen will, mit Boliv. Ps. 2.75 die täglichen Unkosten eines Karrens gedeckt. Will man jedoch etwas verdienen, so muss man wenigstens Boliv. Ps. 3.50 als Fracht eines Karrens per Tag berechnen. Fremde Karren würde man, je nach der Jahreszeit, dem Zustande der Ochsen und der Wege etc. nicht unter Boliv. Ps. 4.— bis Ps. 6.— haben können. Mit einem beladenen Karren kann man per Tag, je nach den Umständen, 4 bis 6 Leguas (ca. 20 bis 30 km) zurücklegen. Sobald man auf der Estanzia oder Kolonie eine tüchtige zweckentsprechende Pferderace gezüchtet hat, werden Pferdekarren vorzuziehen sein, weil man mit solchen die Fuhren viel schneller beschafft.

Kalkulation

über

Verwerthung resp. Verschiffung von auf einer in der argentinischen Provinz Entre Rios belegenen Kolonie gewonnenem Mais.

Es lässt dem Kolonisten noch Rechnung, Mais zu bauen, wenn derselbe für solchen in Kolben nur den Preis von $1^1/_2$ bolivianischer Silberthaler = Pesos fuertes 1.05 pr. Fanega erhält. Solche Fanega Mais in Kolben wiegt ca. 130—135 kg und liefert später ca. 8 @ (Arroba) = 90—92 kg abgekörnten Mais. (Siehe pag. 93).

Angenommen, die Koloniedirektion käuft von verschiedenen Kolonisten zu obigem Preise, am Koloniespeicher abgeliefert:

2000 Fanegas Mais, so beträgt solches		Boliv. Ps. 3000.—
Darauf kommen folgende Unkosten:		
Empfangen, Messen oder Wiegen	Ps. 135.—	
Assekuranz u. Lagermiethe 4 Mt. à 15 Cts. per Fanega	„ 300.—	
Zinsen 4 Mt. à $^1/_2$ % pr. Mt.	„ 60.—	
Abkörnen, Reinigen und Einsacken des Mais, welcher im Ganzen ca. 16,000 @ abgekörnten Mais liefert und welcher à circa 6 @ pr. Sck. ca. 2670 Säcke füllt, à $2^1/_2$ Real per Fanega	„ 625.—	
2700 Säcke à 22 Cents	„ 594.—	„ 1714.—
		Boliv. Ps. 4714.—

Nota.

Es kostet also der abgekörnte Mais incl. Sack circa $29^1/_2$ Cents boliv. Silbergeld per Arroba = $11^1/_2$ kg und Ps. 2.56 boliv. Silber = Ps. fts. 1.77 pr. 100 kg.

Fingirte Faktura

über

2670 Sack Mais in der Provinz Entre Rios am Flusse Paraná oder Uruguay per Segelschiff nach Antwerpen resp. Liverpool verladen.

2670 Sack Mais wiegend **16,000 Arr.** = 183,785 kg
à 30 Cents boliv. Silber per Arr. von 25 ℔ . . . . . Ps. 4800.—

Unkosten:

Fuhrlohn von der Kolonie zum Flusse, 67 Fuhren pr. Ochsenkarren à 240 Arr. = 6000 ℔ à Ps. 7.— per Fuhre von zweitägiger Reisedauer hin und zurück	Ps. 469.—	
Leichterfracht ans Schiff à $^1/_2$ Real pr. Sack . .	„ 160.20	
Abliefern, Reparatur v. Säcken, kleine Unkosten	„ 111.—	„ 740.20
		Boliv. Ps. 5540.20

Umgesetzt in Goldthaler (Pesos fuertes) zum Satze von Boliv. Ps. 21.— zu Ps. fts. 16.— mit 10% Prämie von Gold auf Silber . . . . Ps. fts. 3837.36

Dazu kommen:

Verschiffungskommission und Wechselcourtage 2 % . .	„	76.75
Zollpapiere und kleine Spesen	„	20.—
		Ps. fts. 3934.11

Nota.

Es kostet also der Mais incl. Sack an Bord gelegt per Arroba von 25 ℔ spanisch = $11^1/_2$ kg . . . . Ps. fts. 0.246

Per 100 kg . . . . Ps. fts. 2.142

NB. **Ps. fts. 2.142** sind nach deutschem Gelde à Mark 4.25 per Peso fuerte . . . . Mark 9.10

Fingirte Verkauf-Rechnung

über

2670 Sack Mais per Segelschiff in Antwerpen vom La Plata empfangen und verkauft wie folgt.

2670 Sack Mais, enth. **2042 Hectol.**, wiegend **174,600 Kilo** (Gewichtsverlust 5 %) à $17^1/_2$ Francs per 100 kg . . . . Frcs. 30,555.—

Unkosten:

Von Bord verkauft.	Fracht à $27^1/_2$ sh und 5 % per 1015 kg macht £ 248,7.— à 25,45 . . .	Frcs.	6320.51	
	Assekuranz à Frcs. 32,000. à $2^1/_2$ %	„	800. —	
	Police	„	3.50	
	6 % Zinsen à Fracht und Assekuranz 2 Mt.	„	71.20	
	Deklaration, Stempel etc.	„	40.—	
	Ablieferungsspesen 25 Cents per 100 kg.	„	436.50	
	Kleine Spesen	„	10.—	
	Courtage 10 Cts. per Hectol. . . .	„	204.20	
	Kommission und Delcredere 3 % . .	„	916.65	„ 8,802.56
		Netto-Provenue . .		Frcs. 21,752.44
		à 5,25 =		Ps. fts. 4,143.32

Nota.

Netto-Provenue	. Ps. fts.	4,143.32
Fakturabetrag	. „	3,934.11
Ueberschuss	. Ps. fts.	209.21 = ca. $5^1/_2$ %

Ein Verkaufspreis von $17^1/_2$ Frcs. per 100 kg von Bord in Antwerpen verkauft, gewährt also bei einem Fakturapreise von 30 Cents boliv. Silber, einer Fracht von $27^1/_2$ sh. und 5 %, einer Assekuranzprämie von $2^1/_2$ %, einem Gewichtsverlust von 5 % und einem Kurse von Francs 5,25 per Peso fuerte eine Kommission von ca. $5^1/_2$ %.

Der Preisunterschied von einem Franken per 100 kg in Antwerpen macht einen Preisunterschied von

ca. 19½ Milésimos eines Peso fuerte für jede Arroba
und „ 170—172 „ „ „ „ 100 kg
ausgekörnten Mais incl. Sack drüben am La Plata an Bord gelegt*).

Es decken

bei der von mir angenommenen Fracht von 27½ sh und 5 %
do. do. do. Assekuranzprämie von . 2½ „
do. dem do. do. Gewichtsverluste von . . 5 „
do. do. do. Kurse von 5,25
die folgenden Verkaufspreise von abgekörntem Mais incl. Sack von Bord in Antwerpen verkauft von

Francs	per	100 kg	den Preis	von	Ps. fts.		per	
Francs 14.—	per	100 kg	den Preis	von	Ps. fts.	0,190	per	Arroba
			do.	do.	„	1,658	„	100 kg
„ 15.—	„	„	do.	do.	„	0,210	„	Arroba
			do.	do.	„	1,827	„	100 kg
„ 16.—	„	„	do.	do,	„	0,229	„	Arroba
			do.	do.	„	1,996	„	100 kg
„ 17.—	„	„	do.	do.	„	0,249	„	Arroba
			do.	do.	„	2,168	„	100 kg
„ 18.—	„	„	do.	do.	„	0,268	„	Arroba
			do.	do.	„	2,340	„	100 kg
„ 19.—	„	„	do.	do.	„	0,288	„	Arroba
			do.	do.	„	2,512	„	100 kg
„ 20.—	„	„	do.	do.	„	0,308	„	Arroba
			do.	do.	„	2,684	„	100 kg
„ 21.—	„	„	do.	do.	„	0,328	„	Arroba
			do.	do.	„	2,855	„	100 kg
„ 22.—	„	„	do.	do.	„	0,347	„	Arroba
			do.	do.	„	3,024	„	100 kg

abgekörnten Mais incl. Sack drüben an Bord gelegt.

*) Jeder Unterschied von 5 sh in der Fracht verursacht einen Preisunterschied von ca. 125 Milésimos eines peso fuerte, nach deutschem Gelde ca. 53 Pfennige, für jede 100 kg.

Fingirte Verkauf-Rechnung

über

2670 Sack Mais per Segelschiff in Liverpool vom La Plata empfangen und verkauft wie folgt.

2670 Sack Mais (Gewichtsverlust 5 %) wiegend 384,115 Pfd. (engl.)
= $800^{115}/_{480}$ Quarters à 30 sh . . . . . . £ 1200. 7, 3
weniger $2^1/_2$ % „ 30.—, 3
£ 1170. 7 sh. —d.

Unkosten:

Von Bord verkauft.

Fracht 172 Tons à 27 sh. 6 d. . . .	£ 236.10,—	
Primage 5 %	„ 11.16, 6	
Assekuranz frei von 10% Beschädigung von £ 1250.—,— à $2^1/_2$ % . . .	„ 31. 5,—	
Police und Stempel.	„ 1.—,—	
Probenahme etc..	„ 5.—,—	
Abliefern, Wiegen etc. à 6 d pr. Quarter	„ 20.—,—	
Telegramme, Portos etc.	„ 3.—,—	
Courtage und Delcredere $1^1/_2$% . .	„ 17.11,—	
Kommission 2 %	„ 23. 8,—	£ 349.10, 6
	Netto-Provenue . .	£ 820.16 sh. 6 d.
	à $49^1/_2$ d. pr. Ps. fte.	Ps. fts. 3979.77

Nota.

Netto-Provenue. .	Ps. fts.	3.979,77
Fakturabetrag . .	„	3.934,11
Ueberschuss . .	Ps. fts.	45,66 = ca. $1^1/_8$ %.

Wie aus Vorstehendem ersichtlich, erzielt man bei Sendungen von Mais nach Liverpool, obgleich der Preis von 30 sh. per Quarter und der Kurs von $49^1/_2$ d. einem Preise von $17^1/_2$ Frcs. per 100 kg und einem Kurse von 5,25 nahezu gleicht, ein geringeres Resultat, als in Antwerpen.

Der Preisunterschied von einem Shilling per Quarter von 480 Pfd. in Liverpool macht einen Preisunterschied von

ca. 11 Milésimos eines Peso fuerte für jede Arroba
und „ 96 „ „ „ „ 100 kg

ausgekörnten Mais incl. Sack drüben am La Plata an Bord gelegt.

Es decken

bei der von mir angenommenen Fracht von $27\frac{1}{2}$ sh. und 5 %
do. do. do. Assekuranzprämie von $2\frac{1}{2}$ „
do. dem do. do. Kurse von . . . . $49\frac{1}{2}$ d.
do. do. do. Gewichtsverluste von . 5 %

die Verkaufspreise von ausgekörntem Mais von Bord in Liverpool verkauft von:

28 Shilling	per	480 Pfd.	den Preis	von	Ps. fts.	0,227	per	Arroba
			do.	do.	„	1,973	„	100 kg
29 „	„	„	do.	do.	„	0,238	„	Arroba
			do.	do.	„	2,069	„	100 kg
30 „	„	„	do	do.	„	0,249	„	Arroba
			do.	do.	„	2,165	„	100 kg
31 „	„	„	do.	do.	„	0,260	„	Arroba
			do.	do.	„	2,261	„	100 kg
32 „	„	„	do.	do.	„	0,271	„	Arroba
			do.	do.	„	2,358	„	100 kg
33 „	„	„	do.	do.	„	0,282	„	Arroba
			do.	do.	„	2,454	„	100 kg
34 „	„	„	do.	do.	„	0,293	„	Arroba
			do.	do.	„	2,550	„	100 kg

ausgekörntem Mais incl. Sack drüben an Bord gelegt.

Fingirte Verkauf-Rechnung

über

3106 Sack Weizen in Antwerpen per Segelschiff vom La Plata empfangen und verkauft wie folgt.

3106 Sack Weizen (1 Hectol. = 74 kg, verschifft drüben 24,000 Arr. = 600,000 Pfd. span. = 275,640 kg, Gewichtsverlust ca. 5 %) lieferten aus **264,000 Kilo = 3568 Hectol.**
à 23 Frcs. per 100 kg Bto. . . . . Frcs. 60,720.—

Unkosten:

Von Bord verkauft.				
	Fracht von 264,000 kg. à 27½ sh. u. 5 % per 1015 kg. = £ 375.8 sh. 4 d. à 25,45.	Frcs.	9554.44	
	Assekuranz f. Fcs. 62,000.— à 2½ %	„	1550.—	
	Police	„	3.50	
	Einfuhr-Deklaration	„	50.—	
	6% Zinsen auf Fracht und Assekuranz 2 Mt.	„	111.04	
	Ablieferungsspesen 25 Cts. pr. 100 kg	„	660.—	
	Kleine Spesen	„	25.—	
	Courtage 10 Cts. pr. Hectol.	„	356.80	
	Kommission und Delcredere 3 % .	„	1821.60	„ 14,132.38

Netto-Provenue. . Frcs. 46,587.62

à 5,25 . . Ps. fts. 8,873.83

Nota.

Verschifft sind drüben **24,000 Arr.**,
giebt also drüben an Bord geliefert
per Arr. incl. Sack . . . . Ps. fts. 0,370.
pr. Fanega von 15 Arr. incl. Sack . „ 5,546.
„ 100 kg incl. Sack . . . . . . „ 3,220. = ℳ. 13.70.

Der Preisunterschied von einem Franken pr. 100 kg in Antwerpen macht einen Preisunterschied von

ca. $19^{1}/_{2}$— 20 Milésimos eines Peso fuerte für jede Arroba
„ 295 —298 „ „ „ „ Fanega von 15 Arr.
„ 170 —172 „ „ „ „ 100 kg

Weizen incl. Sack drüben am La Plata an Bord gelegt.

Es decken

bei der von mir angenommenen Fracht von $27^{1}/_{2}$ sh. und 5 %
do. do. do. Assekuranzprämie von $2^{1}/_{2}$ „
do. dem do. do. Gewichtsverluste von 5 „
do. do. do. Kurse von 5,25

die Verkaufspreise von Weizen incl. Sack von Bord in Antwerpen verkauft von

Frs. 21.—	pr. 100 kg	den Preis von	Ps. fts.		0,330	pr.	Arroba	drüben incl. Sack an Bord gelegt.
		do.	do.	„	4,958	„	Fanega v. 15 Arr.	
		do.	do.	„	2,876	„	100 kg	
„ 22.—	„	do.	do.	„	0,350	„	Arroba	
		do.	do.	„	3,048	„	100 kg	
„ 23.—	„	do.	do.	„	0,370	„	Arroba	
		do.	do.	„	3,220	„	100 kg	
„ 24.—	„	do.	do.	„	0,389	„	Arroba	
		do.	do.	„	3,392	„	100 kg	
„ 25.—	„	do.	do.	„	0,409	„	Arroba	
		do.	do.	„	3,564	„	100 kg	
„ 26.—	„	do.	do.	„	0,429	„	Arroba	
		do.	do.	„	3,736	„	100 kg	
		do.	do.	„	6,436	„	Fanega v. 15 Arr.	

Bei Verschiffungen per Dampfer, welche heute nur von Rosario, von Paraná und Santa Fé bewerkstelligt werden könnten, würde die Assekuranzprämie wahrscheinlich um $^{3}/_{4}$—1 % niedriger sein, dafür aber auch die Seefracht und die Leichterfracht etwas höher.

Im Falle die Ladung in Antwerpen nicht sofort von Bord empfangen wird, sondern erst auf Lager gebracht werden muss, würden die Unkosten natürlich grösser sein und würde man statt der Ablieferungsspesen von 25 Cts. pr. 100 kg berechnen

für Löschspesen, Wiegen, auf Lager bringen und Abliefern
60 Cts. im Falle das Korn in Säcken verladen, und
120 „ do. do. lose im Segler verladen für jede 100 kg.

Ferner:

12 Cts. Lagermiethe per 100 kg und per Monat,

$^1/_2$ $^0/_{00}$ Feuer-Assekuranz per Monat.

Bei direkten Abladungen verkauft man gewöhnlich brutto für netto, so dass also der Käufer den Sack als Waare bezahlt, welcher dann natürlich nicht extra berechnet wird.

Bei Verkäufen ab Magazin versteht sich der Preis gewöhnlich netto ohne Sack.

Die Unkosten in Antwerpen, ebenso wie der durch den Frachtsatz bewirkte Preisunterschied, (siehe Seite 164) sind für Weizen, Mais, Gerste, Leinsaat etc. immer die gleichen.

Fingirte Verkauf-Rechnung

über

3106 Sack Weizen per Segelschiff vom La Plata in Antwerpen empfangen; dort auf Lager gebracht und vom Lager Netto ohne Sack verkauft wie folgt.

Netto 258,000 kg Weizen (verschifft drüben Brutto **600,000** ℔ span. = Brutto **275,640** kg, Gewichtsverlust ca. 5 %, Gewicht der Säcke 6000 kg) à 23 Frcs. per 100 kg.			Frcs.	59,340.—
Unkosten:				
Fracht von 264,000 kg à 27½ sh. und 5 % per 1015 kg = £ 375.8.4 à 25.45	Frcs.	9554.44		
Assekuranz auf Frcs. 62,000 à 2½ %	„	1550.—		
Police	„	3.50		
Einfuhrdeklaration	„	50.—		
Löschspesen, Wiegen, auf Lager bringen von 3106 Sack und Abliefern à 60 Cts. pr. 100 kg . .	„	1584.—		
3 Mt. Zinsen à ½ % a. Fracht und Assekuranz	„	166.56		
Lagermiethe 3 Mt. à 12 Cents per 100 kg u. pr. Mt.	„	950.40		
Feuerassekuranz 3 Mt. à ½ ‰ pr. Mt. auf Frcs. 62,000 u. Police . . .	„	96.50		
Kleine Spesen	„	25.—		
Courtage 10 Cts. pr. Hektol. . . .	„	348.65		
Kommission und Delcredere 3 % .	„	1780.20	„	16,109.25
			Frcs.	43,230.75
3000 leere Säcke à 25 Cts.			„	750.—
			Frcs.	43,980,75
		à 5.25 =	Ps. fts.	8377.29

Nota.

Giebt drüben an Bord gelegt incl. Sack:

per Arroba . . . =	Ps. fts.	0,349.
„ 15 Arroba . . =	„	5,236.
„ 100 kg . . . . =	„	3,039 = ℳ. 12,92.

Fingirte Verkauf-Rechnung

über

eine Ladung Weizen per Segelschiff lose vom La Plata in Antwerpen empfangen, dort auf Lager gebracht und vom Lager verkauft wie folgt.

264,000 kg Weizen (verschifft drüben lose **600,000** ℔ span. = **275,640** kg, Gewichtsverlust 5 %) à 23 Frcs. per 100 kg . . . . Frcs. 60,720.—

Unkosten:

Fracht von 264,000 kg à $27\frac{1}{2}$ sh. und 5 % per 1015 kg = £ 375.8.4 à 25.45	Frcs.	9554.44		
Assekuranz a. Frcs. 62,000 à $2\frac{1}{2}$ %	„	1550.—		
Police	„	3.50		
Einfuhrdeklaration	„	50.—		
Zinsen 3 Mt. a. Fracht u. Assekuranz à $\frac{1}{2}$ %	„	166.56		
Löschspesen, Wiegen, auf Lager bringen und Abliefern à Frcs. 1.20 per 100 kg.	„	3168.—		
Lagermiethe 3 Mt. à 12 Cts. pr. 100 kg und per Mt.	„	950.40		
Feuerassekuranz 3 Mt. à $\frac{1}{2}$ ‰ pr. Mt. a. Frcs. 62,000 u. Police Frcs. 3.50	„	96.50		
Kleine Spesen	„	25.—		
Courtage 10 Cts. per Hektol. . . .	„	356.80		
Kommission und Delcredere 3 % .	„	1821.60	„	17,742.80
Netto Provenue			Frcs.	42,977.30
		à 5.25 =	Ps. fts.	8186.13

Nota.

Giebt drüben lose an Bord:

per Arroba von 25 ℔ . . .	= Ps. fts.	0.341
„ Fanega von 15 Arr. . .	= „	5.116
„ 100 kg	= „	2.970 = ℳ. 12,62.

Fingirte Verkauf-Rechnung

über

eine Ladung Weizen per Segelschiff lose vom La Plata in Antwerpen empfangen und dort von Bord verkauft wie folgt.

264,000 kg Weizen (verschifft drüben lose **600,000** ℔ span. = **275,000 kg,** Gewichtsverlust ca. 5 %., 74 kg = 1 Hektoliter)
à 23 Frcs. per 100 kg . . . . Frcs. 60,720.—

Unkosten:

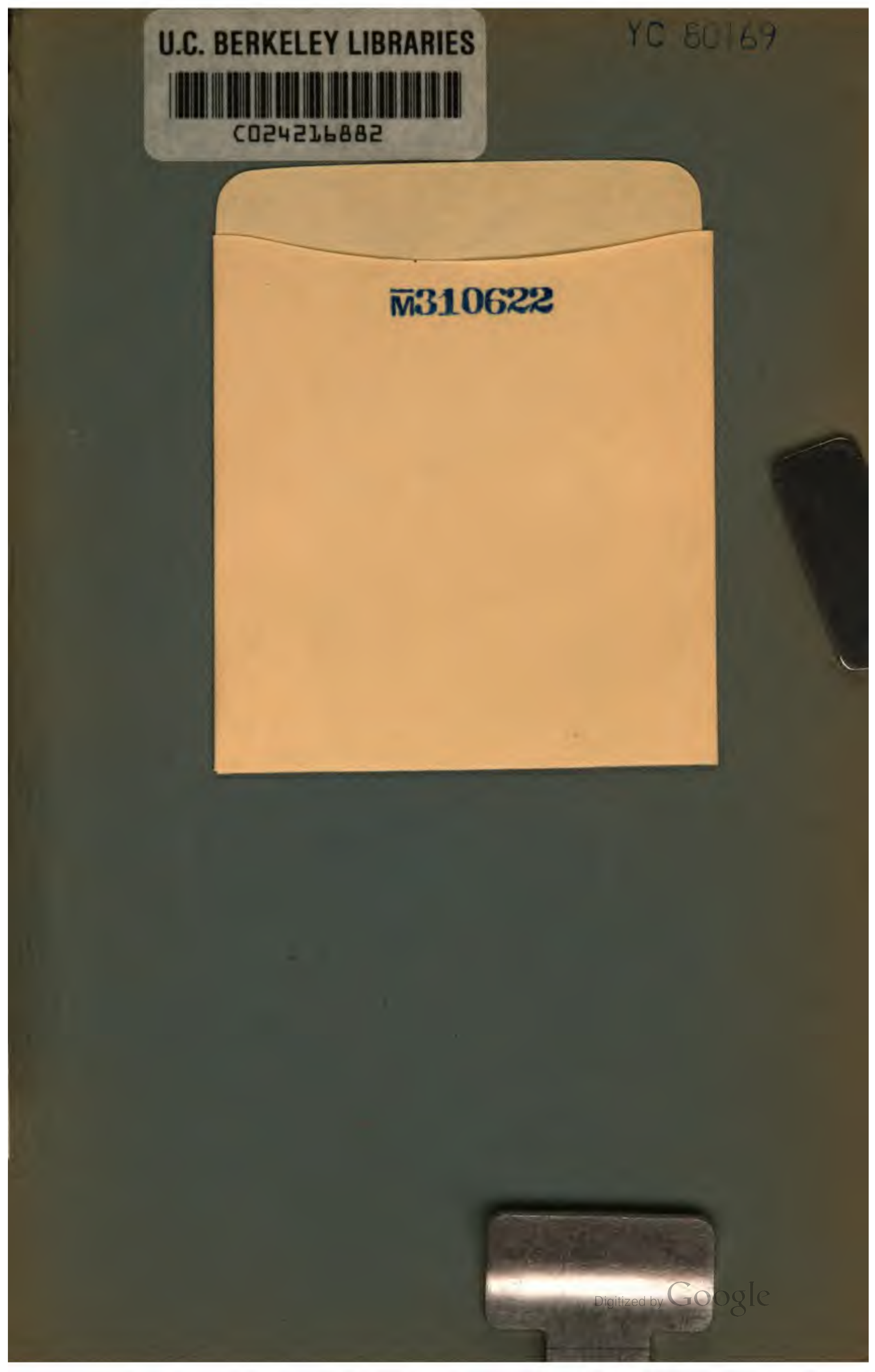
Von Bord abgeliefert.

Fracht a. 264,000 kg à 27½ sh. u. 5 % pr. 1015 kg = £ 375.8.4 à 25.45	Frcs.	9554.44		
Assekuranz a. Frcs. 62,000 à 2½ %	,,	1550.—		
Police	,,	3.50		
Einfuhrdeklaration	,,	50.—		
Zinsen 2 Mt. a. Fracht u. Assekuranz à ½ %	,,	111.08		
Ablieferungsspesen an Bord 25 Cts. per 100 kg	,,	660.—		
Kleine Spesen	,,	25.—		
Courtage 10 Cts. per Hektol. . .	,,	356.80		
Kommission u. Delcredere 3 % .	,,	1821.60	,,	14,132.42
Netto Provenue . .			Frcs.	46,587.58
à 5.25			Ps. fts.	8873.83

Nota.

Giebt drüben lose an Bord:

per Arroba von 25 ℔ span. . = Ps. fts. 0.370.
,, Fanega von 15 Arr. . . = ,, 5.546.
,, 100 kg . . . . = ,, 3.220 = ℳ. 13,69.



U.C. BERKELEY LIBRARIES
C024216882
YC 60169
M310622
Digitized by Google

